

Hans Ulrich Gresch

Der Teufel duftet nach Vanille

Roman

© H. U. Gresch 2008

Hans Ulrich Gresch
Kaulbachstraße 29
90408 Nürnberg
(0911) 9197440
ulrich.gresch@ppsk.de

Inhaltsverzeichnis

Die Anzahlung.....	3
Der Schneider.....	13
Der Koffer.....	17
Im Seminar.....	22
Das Automobil.....	38
Im Hospital.....	42
Auf Yggdrasil.....	51
Es zeigt sich.....	67
Die Reise ins alltägliche Leben.....	72
Body inserted. Press enter when ready.....	72
Die Maske.....	76
Der Alte Kanal.....	83
Slickner.....	92
Esther.....	106
Die Kröte.....	118
Hexensalbe.....	124
Der Film.....	130
Der Zeitsturm.....	135
Das Gefühlsklavier.....	141
Der schwarze Kasten.....	149

Die Anzahlung

Sebastian Seferlyn hatte kaum zwei, drei Stunden geschlafen, als ihn die Klingel an seiner Wohnungstür aus schaurig wollüstigen Träumen riss. Vor dem Aufwachen hatte er geträumt, ein nach Vanille duftendes, zischend in sein Schlafzimmer strömendes Gas habe ihn in einen verzückten und wohligh willenslosen Bewusstseinszustand versetzt. Eine Woge der Lust hatte ihn erfasst und emporgeschleudert. Ihm war, als ob er, in sich steigender Ekstase, einem Abgrund des unermesslichen Grauens entgegenstürze. Und je näher dieser kam, je heftiger seine Furcht, desto inbrünstiger war sein Entzücken. Als die Spannung im Zwiespalt seiner Gefühle ihren Gipfel erreicht hatte, läutete es.

Reichlich spät und im Vollrausch zu Bett gegangen, ahnte Seferlyn nur noch vage, was er in seiner Stammkneipe angestellt hatte. Erinnerungsfetzen an den Heimweg im Morgengrauen drängten sich in sein Bewusstsein. Mit seinem inneren Ohr hörte er noch einmal das Schlurfen und Tappen seiner Schritte auf den lausigen Straßen seines schäbigen Viertels. Er erinnerte sich, wie die Bleigewichte an seinen Füßen mit jedem Schritt schwerer wurden. Der feuchtwarme, dampfende Nieselregen war ihm unter die Kleidung gekrochen und hatte sich wie ein Film auf seine Haut gelegt. Schmerzende Abschürfungen an seinen Armen und Beinen verrieten, dass er sturzbetrunken gewesen war.

Sonnenstrahlen knallten durch zerschlissene Gardinen und folterten seine Augen. Die Doppelbetthälfte neben ihm, auf der sonst seine Frau schlief, war frisch bezogen und unberührt. Die Gattin war für ein paar Tage verreist, um bei ihrer erkrankten Mutter Trost zu suchen. Seferlyn erhob sich schwankend aus dem Bett und schlurfte zur Tür. Nachdem er mit Mühe einen plötzlichen Brechreiz bezwungen hatte, öffnete er sie einen Spalt und lugte mürrisch hindurch. Vor der Tür stand ein entwaffnend lächelnder Mann mit dennoch zynisch, fast höhnisch wirkender Mimik und hypnotischen Augen, die eine unbeugsame Absicht gleichermaßen verbargen und enthüllten.

Er trug sein Haar kurz, in der Mitte gescheitelt und mit Pomade straff nach hinten gekämmt. Sein schmaler, ausrasierter Schnurrbart erschien deplatziert, wie ein ironisches Zitat der Herrenmode in den zwanziger Jahren, und zugleich wie der entscheidende, unerlässliche Federstrich, der souverän ein Kunstwerk vollendete. Der mediterrane Eindruck, der in dieser vieldeutigen, widersprüchlichen Erscheinung hervorstach, wurde durch den sizilianischen Schnitt der Augen des Besuchers verstärkt. Er war schlank, beinahe hager, aber sehnig kraftvoll und von packender Energie erfüllt. Eine nicht greifbare Bedrohung lag in der Luft.

Für Sekunden verlor Seferlyn das Gleichgewicht, schwankte, suchte Halt am Türgriff und die bisher nur einen Spalt geöffnete Tür schwang auf, obwohl er die Klinke verfehlte. Merkwürdigerweise stand er in diesem Augenblick wieder fest auf den Beinen. Er spürte weder eine äußere Kraft, noch eigene Muskelbewegungen, sondern hatte das Gefühl, als ob er wie ein Stehaufmännchen wieder aufgerichtet würde. Als Seferlyn sein Gleichgewicht zurückgewann, bewegte sich die Tür offenbar von allein wieder in ihre ursprüngliche, einen Spalt breit geöffnete Position. Seferlyn äugte in gebeugter Haltung mit zur Schulter geneigtem Kopf durch den Spalt, als wolle er einen lästigen Eindringling abwimmeln. Wider Willen entgleiste sein grimmiger Blick zu einem freundlichen Lächeln, das zu einer grotesken Maske gefror.

„Guten Morgen, Herr Seferlyn“, sagte der Besucher mit beinahe befehlendem, aber dennoch verbindlichem Tonfall. Er setzte hinter die Grußformel ein akustisches „Ausrufezeichen“, das irgendwo zwischen Räuspern und Rülpsen angesiedelt war. Diesem Laut folgte nahtlos, und barsch durch die Zähne gezischt, ein weiteres „Guten Morgen“, bei dem sich eine Erwiderng des Grußes zu verbieten schien.

„Mein Name ist Papinsky!“, sagte der unerwartete Besucher. „Leo Papinsky. Ihr Blick verrät, dass Sie heute am liebsten niemanden empfangen möchten, vor allem keine Unbekannten, erst recht

jedoch keine Bekannten. Keine Sorge: Ich bin kein Vertreter, kein Zeuge Jehovas, kein Polizist und auch nicht der Gerichtsvollzieher. Fassen Sie sich! Vor Ihnen steht ein Mensch mit einer guten Nachricht.“

Papinsky schob seinen Fuß so elegant in den Türspalt, als sei diese Bewegung ein ausgefeilter Tanzschritt. „Schlagen Sie mir bitte jetzt nicht die Tür vor der Nase zu. Lassen Sie mich eintreten; dann erkläre ich Ihnen den Grund meines Besuchs. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, mich anzuhören. Heute ist Ihr Glückstag. Dank einer höheren Fügung komme ich zu Ihnen. Sie werden dies rasch selbst erkennen – wenn Sie mir gestatten, Ihnen Schritt für Schritt zu erläutern, anhand welcher Merkmale und Eigenarten sich Ihnen dies spontan erschließt.“

Die letzten Worte hatte Papinsky in einem Tonfall gesprochen, der zugleich überzeugt und zweifelnd klang. Wäre Seferlyn in einer besseren Verfassung gewesen, hätte er ihn entweder als skurrilen, eventuell gefährlichen Spinner oder aber als psychologisch gut geschulten, entwaffnend dreisten Drücker eingestuft und sich die Störung verboten. Er befand sich jedoch in einem Zustand, in dem man sich Bitten nicht gern widersetzt, wenn dies mehr Kraft kosten würde als sie zu gewähren. Und ist die Bitte mit dem Versprechen eines persönlichen Vorteils verbunden, so ist es besonders verführerisch, ihr, wie den sanften Anweisungen eines väterlichen Hausarztes, gedankenlos zu entsprechen.

Also bat Seferlyn seinen Besucher herein. Für Sekunden hatte er das Gefühl, als sei er gar nicht schlaftrunken, sondern hellwach und spiele die Müdigkeit nur, einem inneren Zwang gehorchend, mit äußerster Konzentration - doch dann versank er wieder in einen dumpfen Dämmerzustand. Nachdem Papinsky sich - ohne Seferlyns Aufforderung abzuwarten – in einen Sessel gesetzt hatte, sank auch sein überrumpelter Gastgeber ins Polster, als sei er von einer Woge erfasst und ans rettende Land gespült worden. Dort fand er sich in der Pose des blasiert gelangweilten Zuschauers wieder – und, einem sanften Drang entsprechend, versetzte er sich zwanglos in eine Stimmung, die dieser Pose entsprach, obwohl er sie keineswegs frei gewählt hatte. Eigentlich hätte er jetzt mit dem Brechreiz ringen müssen, der unter den gegebenen Bedingungen beinahe unvermeidlich war. Stattdessen erhellte ein zarter Anflug der Belustigung seine Züge, während im Dunkel seiner Seele kleine, blasse Flammen in der Asche züngelten.

„Sie fühlen sich offenbar ganz und gar nicht wohl in Ihrer Haut“, sagte Papinsky. Er dehnte die Wörter „fühlen“, „wohl“ und „Haut“. Währenddessen wanderte sein Blick durch Seferlyns Wohnzimmer; er streifte das Sofa, sodann ein paar herumliegende Schuhe und schließlich, bei „Haut“ angekommen, die Stehlampe mit einem Schirm aus chinesischem Papier, die er, mit den Augen rollend, umkreiste.

Der Besucher nahm eine straffe, fast militärische Haltung an und fuhr, nun sehr schnell, melodios und in normalem Tonfall sprechend, fort: „Auf harte Nächte, so spricht Bruder Leichtfuß, folgen mitunter goldene Tage. Das Leben ist selbst in der Hölle ein Paradies, verglichen mit dem, wofür Sie es bisher gehalten haben. Ich Sorge dafür, dass sich das ändert – Ihre Einstellung, Ihr Leben. Sie werden sehen. Ja, Sie werden sehen, endlich wieder sehen! Erinnern Sie sich, wie es war, als Sie sahen? Wie es sich anfühlte zu sehen? Wie es klang? Schmeckte? Duftete? Und erst wie es schmerzte? So unendlich lang dies auch immer her sein mag, es müsste doch noch taufrisch in Ihrem Gedächtnis gegenwärtig sein. Selbst wenn Sie jetzt gelangweilt schauen, sehe ich doch die Funken regen Interesses in Ihren Augen sprühen. Code zwölf Strich unendlich: Sie verlassen nun das Reich der alltäglichen Übereinkunft!“

Seferlyn verharrte in grotesker Haltung im Sessel. Es sah aus, als ob er in Panik davonstürzen wolle und als ob ihn zugleich eine mächtige Pranke in seinen Sessel drücke. Seine Verwirrung – nein, im Gegenteil, das völlige Fehlen all dessen, was in einem Geist verwirrt werden könnte – gestattete keine Frage danach, welcher Sinn sich hinter dem Begriff eines „Reichs der alltäglichen Übereinkunft“ verbarg. Das Mienenspiel seines Besuchers ließ ohnehin nicht erkennen, ob er eine Frage zum Verständnis dieses Begriffs erwartete, diese als töricht empfunden hätte oder ob er Seferlyn nur mit dem Klang seiner Worte bezaubern, wenn nicht verhexen wollte?

Seferlyn glich nun einem Standbild, das in einen Film eingeblendet und dessen Unbeweglichkeit zugleich durch das Fehlen scharfer Ränder kaschiert wurde. Dieser Effekt siedelte an den Grenzen des Sagbaren; was sich zeigte, war die Oberfläche einer existenziellen Herabstufung. Als

diese sich offenbarte, hob Papinsky den linken Zeigefinger steil in die Luft und ließ ihn dort einen Augenblick zitternd verharren, um dann mit der flachen Hand auf seinen rechten Oberschenkel zu klatschen.

„Wir sollten jetzt endlich zur Sache kommen!“, sagte er. „Was Sache ist, muss ich Ihnen nicht erklären, Herr Seferlyn.“

Aus dem Radio in der Nachbarwohnung drang leise das Volkslied: „Kein schöner Land in dieser Zeit“. Seferlyn ertappte sich dabei, wie er es im Geist mitsummte und schämte sich sogleich für diese überaus sentimentale, unpassende Reaktion. Er löste sich aus seiner Erstarrung, erhob sich, öffnete das Fenster, grüßte den Nachbarn, der sich aufs Sims gelehnt hatte, und setzte sich schließlich wieder. Als die Nachrichten begannen, stellte der Nachbar sein Radio lauter. In diesem Augenblick begann ein Presslufthammer zu rattern. Daher konnte Seferlyn die Nachrichten kaum verstehen, dennoch gelang es ihm, ihren Sinn zu erfassen.

Offenbar hatte eine geistesgestörte Frau, Agnes Maurer ein Attentat auf den Oppositionspolitiker Brünnelein verübt. Die Attentäterin, so hieß es, habe ein langes, hochgeschlossenes Kleid getragen, das mit magischen Symbolen aus dem Tarot bestickt gewesen sei. Beim Verhör habe sie ruhig und nach dem Eindruck der Polizeibeamten beinahe zufrieden gewirkt, als ob ein großer Druck von ihr gewichen sei. Nach ihrem Motiv befragt, habe sie nur mit einem Wort geantwortet: „Yggdrasil“.

„Ich koche uns erst einmal einen Kaffee, wenn du nichts dagegen hast“, sagte Papinsky.

Ohne Kraft aufzuwenden, fuhr der Besucher mit dem schweren Sessel, eine halbe Kreisbahn beschreibend, herum, bis dieser mit der Sitzfläche zur Küchentür wies. Als er sich erhob, schnellte der Sessel wieder in seine ursprüngliche Lage zurück. Zwar registrierte Seferlyn dieses außergewöhnliche Phänomen, aber er beachtete es nicht. Auf dem Weg zur Küche rief Papinsky Seferlyn über die Schulter zu: „Bleib’ nur sitzen, während du das Fenster schließt, Sebastian. Du musst mir nicht helfen, ich kenne mich ja aus. Hast du immer noch diese fürchterlich komplizierte Kaffeemaschine?“

Papinsky schloss die Küchentür hinter sich. Seferlyn hörte, wie sein Besucher Wasser aus dem Hahn laufen ließ und mit Tassen klimperte. Die Küchengeräusche nahm Seferlyn nun merkwürdig laut wahr, als würden sie durch die Resonanzen eines großen Saales verstärkt. Sie übertönten nicht nur die Geräusche von draußen, sie verschluckten sie. Die Wirkung dieser Klänge auf Seferlyn war einem intensiven Lustgefühl nicht unähnlich, jedoch: Was den Effekt von einem Lustgefühl unterschied, war das fehlende Verlangen nach Steigerung der Intensität.

Zeitweilig hatte eine dunkle Wolke die Morgensonne verhüllt. Doch als nun gleißende Sonnenstrahlen Seferlyns Augen tyrannisierten, wurde ihm bewusst, dass er unter einem handfesten Kater litt. Der Wechsel seiner Stimmungen und Befindlichkeiten seit dem Erscheinen Papinskys glich einer Achterbahnfahrt. Er schloss das Fenster, ließ die Rollos herunter und suchte mit zittrigen Händen in einer Schublade vergeblich nach Kopfschmerztabletten. Wütende Hornissen und gierige Schnaken brummten und sirrten in seinem Kopf.

Papinsky klapperte in Seferlyns Küche, rumorte, piff leise eine Schlagermelodie, und die Kaffeemaschine gluckerte. Er verhielt sie so, als sei er ein häufiger, lieber Gast. Doch Seferlyn war sich sicher, diesen Leo Papinsky niemals zuvor gesehen zu haben. Niemals! Andererseits allerdings: Trügt uns nicht gelegentlich unser Gedächtnis. Narrt es uns nicht mitunter mit falschen Erinnerungen an Ereignisse, die nie stattgefunden haben? Verbirgt es nicht hin und wieder auch tatsächliche Vorgänge hinter dem Schleier der Amnesie? Gibt es vollkommene Sicherheit in einer unvollkommenen Welt? Seferlyn war zwar davon überzeugt, ein brillantes Gedächtnis zu besitzen, aber, so dachte er nun, war diese Gewissheit nicht gerade ein Symptom bestimmter Gedächtnisstörungen?

Zu seiner Verblüffung verspürte Seferlyn nicht das geringste Bedürfnis, Papinsky aus seiner Wohnung zu werfen, obwohl sich der ungebetene Gast in einer Weise verhielt, die nur dann nicht als befremdlich, ja bedrohlich hätte gewertet werden müssen, wenn er tatsächlich ein alter Bekannter gewesen wäre. War Seferlyns Verhalten, war seine Duldsamkeit gegenüber Papinsky etwa angemessen, weil es sich bei ihm tatsächlich um einen alten Bekannten handelte, wurde sein duldsames Verhalten also durch ein adäquates Schema in seinem unbewussten Gedächtnis für Handlungen gesteuert, während seine bewusste, reflektierte Erinnerung eine Lücke aufwies, so

dass der Besucher wie ein Fremder auf ihn wirkte?

Er spürte kalten Schweiß in seiner linken Kniekehle, als ihm dieser Gedanke durch den Kopf schoss – und das Bild des Geschosses trifft den Sachverhalt präzise, da der Gedanke, kaum gedacht, irgendwo im Unwägbareren aufschlug. Daher blieb es Seferlyn verwehrt, das Thema, das er angeschlagen hatte, in sich nachhallen zu lassen. Der Gedanke riss das Verlangen nach Erkenntnis mit sich fort, als sei es in den Sog eines Geschosses geraten. Nicht der leiseste Hauch des Gefühls, etwas Unverstandenes habe einen Mangel erzeugt, blieb zurück. Die Lage spitzte sich zu.

Papinsky öffnete die Küchentür und stellte mit zufriedener Miene ein Tablett mit zwei gefüllten Tassen auf den Couchtisch. Kaum hatte er sich krachend in seinen Sessel fallen lassen, begann er, geziert an seinen Bügelfalten zu zupfen. Seferlyn hatte den Eindruck, dass Papinskys Körper fortschreitend, an den Füßen beginnend, durch ein Hologramm ersetzt wurde. Vanille-Duft stieg in seine Nase, ein leises Zischen drang an sein Ohr und war schon wieder vorüber und vergessen. Im Sekundentakt war Papinsky nun sichtbar oder unsichtbar.

Wenig später sah Seferlyn, dass sein Besucher plötzlich wie ein Schachbrett gerastert war, wobei jene Quadrate, die auf dem Schachbrett schwarz sind, die Oberfläche seines Körpers zeigten, die anderen Vierecke aber einen Einblick in sein Inneres gewährten. Der Umriss seines Körpers glühte violett. Ein unwiderstehlicher Bewegungsdrang erfasste Seferlyn – der gern sitzen geblieben wäre, weil ihn Papinskys Veränderungen ungemein faszinierten –, als von der Straße her lautes Geschrei zu vernehmen war. Er stürzte zum Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Eine Menschenschlange folgte einem Mann, der sich als Hahn verkleidet hatte und der ein Schwein einzufangen versuchte, das ihm im Galopp zu entkommen trachtete, wobei sich der Vorgang allerdings im Zeitlupentempo vollzog.

Da Seferlyn ein Stativ mit einer Filmkamera auf der Ladefläche eines kleinen Transporters entdeckte, machte er sich keine Gedanken zum Sinn und den Motiven dieser seltsamen Prozession. Es gingen ihm aber auch keine anderen Gedanken durch den Kopf, weil sein Bewusstsein vollständig von der Schlange, dem Hahn und dem Schwein ausgefüllt war. Dort war nun ebenso wenig Platz für Papinsky. Als nach einer Weile jedoch die Prozession um die Ecke bieugend hinter Häuserblöcken verschwand und die frische Luft seine Sinne belebt hatte, wurde Seferlyn plötzlich klar, dass es einen unwillkommenen Eindringling aus seiner Wohnung zu vertreiben galt.

Von Seferlyn unbemerkt war Papinsky lautlos hinter ihn getreten. Er sagte: „Wir verlassen jetzt das Reich der alltäglichen Übereinkunft – endgültig!“, schloss das Fenster, nahm ein Ei aus seiner Tasche und hielt es gegen das Licht. Verwirrt starrte Seferlyn auf das Ei, Vanille-Duft stieg in seine Nase, ein zischendes Geräusch drang an sein Ohr und war auch schon wieder vorbei und vergessen. Seferlyn sank in seinen Sessel und war für Minuten unfähig zu sprechen oder sich auch nur zu regen. Schließlich schnippte Papinsky mit den Fingern.

„Herr Papinsky“, stieß Seferlyn gequält hervor, „es ist genug. Verlassen Sie...“

Bevor er diesen Satz zu Ende sprechen konnte, hatte ihn der Angesprochene am Kragen dicht an sich herangezogen. Seferlyns Nase stieß beinahe an Papinskys Kinn, dessen Atem nach Vanille duftete. Obwohl Seferlyn den Körper sah, zu dem Papinskys Gesicht gehörte, reagierte sein Geist auf dieses Gesicht so, als schwebte es losgelöst im Raum. Seine Gesichtshaut prickelte unangenehm, seine Ohrläppchen wogen schwer wie mit Gewichten bestückt, ihm wurde speiübel.

„Mein Name ist Papinsky, Leo Papinsky“, sagte der ungebetene Besucher. „Auch wenn du dich nicht mehr an mich erinnern kannst, lieber Sebastian – wir sind dennoch alte Bekannte. Du darfst mich also Leo nennen und duzen, wie früher.“

Papinsky gab ihm einen sanften Stoß und Seferlyn landete wieder in seinem Sessel. Er lümmelte sich betont lässig ins Polster, trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand auf die Armstütze – und erschrak: Der Rhythmus löste eine Sturzflut von Erinnerungen aus, die blitzlichtartig auftauchten und sofort wieder in Vergessenheit versanken. Zurück blieb eine Gewissheit, die sich nicht in Worte kleiden ließ.

Seferlyn musste sich eingestehen, dass er Papinsky tatsächlich gut kannte, nur zu gut sogar,

verteufelt gut. Aber er fand keinen Anhaltspunkt, diese offenbar vor langen Jahren geschlossene Bekanntschaft mit Situationen und Geschehnissen zu verbinden und die unbestimmte Gewissheit mit Inhalt, Form und Leben zu erfüllen. Allein der Versuch, sich zu erinnern, war qualvoll. Und so wartete er auf Erläuterungen Papinskys, der es jedoch vorzog, herausfordernd zu schweigen. Seferlyn war unfähig, die Dauer dieses Schweigens einzuschätzen. Vielmehr erlebte er eine gegenläufige, dehnende und stauchende Bewegung der Zeit – und diese unvergleichliche Erfahrung beraubte ihn auch seiner räumlichen Orientierung; er entwickelte die Symptome einer Seekrankheit. Als er sich gerade übergeben wollte, erlöste ihn Papinsky von seinem Leiden, und zwar schlagartig mit folgenden Worten, die wie ein Zauberspruch wirkten: „Du wirkst seltsam geistesabwesend und traumverloren, lieber Sebastian. Fast so, als stündest du neben der Zeit oder über ihr. Stimmt etwas nicht mit dir?“

Seferlyn kehrte wieder in die ihm vertraute Raum-Zeit-Welt zurück. Obwohl sich im Grunde alles verändert hatte, vermochte er noch nicht einmal Nuancen eines Unterschieds zwischen der jetzigen und der alten Lage zu erkennen. Seferlyn verwandelte sich Schritt für Schritt in einen Reaktionsautomaten, der seinem Operateur willenlos ausgeliefert war. Dessen Stimme klang nun schneidend, auch wenn er melodisch sprach, akzentuiert und aus dem Bauch heraus, gestützt, wie ein Schauspieler, der einen Schauspiellehrer parodiert.

Obwohl die Künstlichkeit seiner Sprechweise nicht zu überhören war, empfand Seferlyn sie als völlig natürlich. Seine Maßstäbe zur Bewertung der Realität hatten sich vollständig verschoben – ohne das er dies bemerkte, denn sein Maßstab zur Bewertung von Maßstäben war ihm abhanden gekommen. Papinsky war fast am Ziel; jetzt waren nur noch die Feineinstellungen an der Reihe.

„Eigentlich ist es deine notorische Schiefelage in der Zeit, die dafür verantwortlich ist, dass du den Boden unter den Füßen zu verlieren drohst.“

Seferlyn verstand in diesem Augenblick zwar nicht, was sein düsterer Gast meinte. Dennoch führte das Wort „Schiefelage“ zu einer heiklen Form des Verstehens, die dem Bewusstsein entzogen war, so als würde die Tür zu einer vergessenen Welt für einen kurzen Moment geöffnet. Das Wort „Schiefelage“ war der Auslöser einer eigentümlichen Veränderung seiner Geistestätigkeit. Es war, als würde sein Bewusstsein wie Blei im Alchemisten-Tiegel schmelzen, verdampfen und als würde es dann von irgendwoher irgendwohin abgesaugt und umgeformt in irgendwas.

Seferlyns „Erkenntnis“ dessen, was „Schiefelage“ bedeutete, setzte im Augenblick der völligen geistigen Leere ein - doch als das Vakuum sich wieder mit Gedanken und Empfindungen füllte, hatte er alles vergessen.

Zurück blieb die Gewissheit, eine Schatz gehoben und sofort wieder verloren zu haben. Seferlyn musste sich eingestehen, dass er vermutlich schon seit langer Zeit unter dem Bann Papinskys stand. Nun hielt er auch jeden Versuch für vergeblich, die Anziehungskraft dieses Mannes auf ihn zu erklären oder gar zu verstehen. Papinskys magische Persönlichkeit vermittelte sich nicht durch Begriffe oder Metaphern - sie war pure Unvergleichlichkeit.

Papinsky zog einen Packen Geldscheine hervor und überreichte ihn Seferlyn mit der Selbstverständlichkeit einer belanglosen Alltagshandlung, etwa so, als hätte ihn Seferlyn bei Tisch um die Dosenmilch gebeten.

„Fürs erste sollte das reichen, nicht wahr?“

Diese Frage klang wie eine Anordnung ohne Inhalt. Seferlyn nahm die Habachtstellung ein – innerlich; äußerlich lümmelte er sich betont lässig in seinen Sessel und gähnte. Eine Schnecke kroch am Wohnzimmerfenster empor und hinterließ eine grüne Schleimspur. Seferlyn hatte den Eindruck, Vanille-Duft entströme einer kleinen, zartblauen Wolke, die durch den Raum schwebte und sich dabei allmählich auflöste.

„Eigentlich könnte ich noch ein Tässchen Kaffee vertragen!“, sagte Papinsky.

Er schlurfte in die Küche, als steckten seine Füße nicht in glitzernden Lackschuhen, sondern in Filzpantoffeln. Seferlyns Ich teilte sich in zwei Bewusstseinsinseln und von der einen Insel aus sah er Lackschuhe, von der anderen Filzpantoffeln. Dann vereinten sich die Inseln wieder und Seferlyn bemerkte, dass Papinsky keine Füße mehr hatte, obwohl sich sein Körper auf die Küchentür zubewegte.

Da fehle etwas, dachte er, verwarf diesen Gedanken aber sofort wieder als nicht zielführend. Es gab Wichtigeres zu bedenken. Er zählte das Geld, mehrmals, wie unter einem Zwang. Es waren fünf Tausender und drei Fünfhunderter, gebrauchte Scheine. Seferlyn hatte nicht den Eindruck, dass es sich um Falschgeld handelte. Die Banknoten fühlten sich merkwürdig an, sehr weich, wie Samt, nein, wie die Haut eines Neugeborenen. Die Scheine verhielten sich wie lebende Wesen; sobald Seferlyn sie etwas härter anfasste, rollten sie sich blitzartig an den Breitseiten ein – vielleicht zwei, drei Zentimeter – und entfalteten sich erst wieder, als er sie losließ. Um das Geld flüssig zählen zu können, musste er es also sehr, sehr vorsichtig berühren.

Als Papinsky aus der Küche zurückkehrte, fragte Seferlyn: „Wofür um Himmels willen bekomme ich das Geld?“

Papinsky runzelte die Stirn und betrachtete ihn eine Weile mit einem Anflug von Entrüstung, als wolle er ihm – unaufdringlich, ohne viel Worte – mitteilen, dass er, Seferlyn, eine ungeschriebene, in Papinskys Kreisen aber selbstverständliche Konvention verletzt habe. Er zog eine Savonette aus der Westentasche, der Deckel sprang auf; er schnüffelte, als könne er die Zeit am Geruch erkennen – und in der Tat duftete es intensiv nach einem chinesischen Kraut –; und während er die Zeit ablas, präziser, abroch, prägte sich der Ernst in seinem Gesicht zunehmend bedrohlicher aus. Schließlich glättete sich Papinskys Gesicht wieder. Nachsicht prägte seine Züge.

„Nun“, antwortete er ernst und geschäftsmäßig, „wenn du mir die Peinlichkeit, einen Grund zu nennen, nicht ersparen willst: Ich brauche deine Hilfe. Das Geld verstehe ich als Anzahlung auf dein Honorar. Bitte verzeihe mir, dass es sich zunächst nur um einen bescheidenen, eher symbolischen Betrag handelt. Mein Vertrauen zu dir ist zwar unbegrenzt, aber unbegrenzt sind auch meine Erwartungen. Bevor ich also das Risiko einer größeren Vorleistung eingehe, möchte ich schon prüfen, ob Vertrauen und Erwartungen einander grenzenlos entsprechen.“

Bescheidener, symbolischer Betrag: Ausrufezeichen? Fragezeichen! So spräche man einfach nicht mit einem Mann, der bei seiner Bank metertief in der Kreide stehe, dachte Seferlyn und rang um Fassung, während er die Geldscheine anstarrte, die sich unter seinem Blick zu krümmen schienen.

Papinsky nestelte einen Quittungsblock hervor, trug die Seferlyn gewährte Summe ein und forderte ihn, „um der Form zu genügen“, zur Unterschrift auf. Es müsse nicht unbedingt mit Blut sein. Ohne zu zögern und sich die möglichen Konsequenzen zu überlegen, quittierte Seferlyn den Erhalt des Geldes mechanisch, als würde seine Hand von einem fremden Willen gelenkt. Er spürte das Pochen der anschwellenden Adern an seinen Schläfen. Nachdem er unterzeichnet hatte, steckte er das Geld mit viel Fingerspitzengefühl in seine Brieftasche, die er einem Geheimfach seines Sekretärs entnahm. Er legte die Brieftasche an ihren Platz zurück, doch die Klappe des Fachs wollte sich nicht mehr schließen lassen. Schweißgebadet stand er da, nachdem er mit aller Kraft versucht hatte, den Verschluss in seine Verankerung zu drücken.

Mit regungsloser Miene und herrischer Geste gebot ihm schließlich Papinsky, unverrichteter Dinge wieder im Sessel Platz zu nehmen. Seine Beine knickten ein und er musste zu seiner Sitzgelegenheit kriechen. Dort zog er sich mit letzter Kraft hoch, kam aber sofort wieder zu Kräften, nachdem es ihm gelungen war, sich aufrecht hinzusetzen. Von pulsierender Energie erfüllt, wollte er aufspringen, Papinsky beim Kragen packen und ihn aus seiner Wohnung werfen. Doch er blieb an seinem Platz, denn längst setzte er nicht mehr in die Tat um, was er wollte, sondern handelte ohne eigenes Motiv. Und er sah keinen Grund, sich wegen des Fehlens eigener Absichten Gedanken zu machen. Papinsky war fast am Ziel; nachdem die Feinabstimmungen erfolgreich vorgenommen worden waren, musste er nun nur noch die Einstellungen fixieren.

„Damit ist der Pakt perfekt und alles in bester Ordnung!“

Papinsky lächelte leutselig wie ein Staubsaugervertreter, der eine Hausfrau über den Tisch gezogen hat.

„Mit Geld lässt sich nicht alles ordnen!“, sagte Seferlyn.

„Du irrst, Sebastian!“, sagte Papinsky. „Geld verkörpert die tiefgründigste Ordnung dieses Planeten. Geld ist eine magische Realität! Hartgesottene Geldleute sind sich dieser Tatsache zwar nicht bewusst, zumal ihnen der Sinn für Schwärmerei und Romantik meist fehlt. Dennoch haben sie sich, vielleicht gerade deswegen, ganz und gar der Geldmagie ausgeliefert. Sie glauben

durchaus, ihr Verhältnis zum Geld sei ein rationales, rechenhaftes, von Kalkülen bestimmtes, also oberflächliches. Doch in Wirklichkeit beherrscht sie eine archaische Macht. Die einfachen Leute mit wenig Geld haben am ehesten noch ein Gespür für die monetäre Magie. Wenn sie am Samstagabend im Fernsehen die Ziehung der Lottozahlen anschauen, dann weht sie eine Ahnung des namenlosen Schauers an, den die Magie des Geldes in den steinzeitlichen Urgründen der Menschenseele wachruft.“

Papinsky schaute Seferlyn zunächst aufmunternd, dann auffordernd, hernach skeptisch, daraufhin spöttisch und schließlich verächtlich an. Seferlyn lag eine Frage auf der Zunge, aber Papinskys Blicke hatten ihm die Sprache verschlagen.

„Die Magie des Geldes ist viel, viel älter als das Geld selbst“, sagte Papinsky. „Die Geldwirtschaft ist schließlich nur eine sehr späte Manifestation der entsprechenden Gier, verkappt als rationales ökonomisches Kalkül. Geld ist Gott, seit Anbeginn. Doch genug: Ich schweife ab. Lieber Sebastian, ich habe eine Personalentscheidung getroffen. Ich lobe mich ungern selbst, aber heute lasse ich mich einmal dazu hinreißen: In den letzten Jahren hatte ich ausnahmslos einen guten Riecher bei meinen Personalentscheidungen. Ich hoffe - nein, ich bin sicher - dass meine Entscheidung für dich dies wieder einmal bestätigen wird.“

„Mir ist so kalt“, sagte Seferlyn, doch Papinsky gebot ihm mit einem Achselzucken zu schweigen. Er schwang sich nun zu einer pantomimischen Meisterleistung auf, die Seferlyn vollends jeder Möglichkeit zum inneren Widerstand beraubte. Mit sprechender Mimik und Gestik baute Papinsky einem imaginären, massiven Schreibtisch vor Seferlyn auf und thronte auf einem wuchtigen Chefsessel.

Es war nicht etwa so, dass Seferlyn diese Büromöbelstücke tatsächlich gesehen hätte, als Halluzination - Papinskys Persönlichkeit erfüllte den Raum seines Bewusstseins bis zum letzten Winkel und gewährte keinen Platz für ausschmückende Phantasien. Dennoch fühlte Seferlyn die Präsenz dieser Insignien der Macht mit unumstößlicher Gewissheit. Hätte er Schreibtisch und Chefsessel mit den Sinnen wahrgenommen, so wären Zweifel möglich gewesen. Die Sinne können getäuscht werden. Doch Papinskys Pantomime hatte ein außersinnliches Wahrnehmungsorgan seiner Seele angesprochen, dessen Existenz Seferlyn bisher verborgen geblieben war.

„Und nun zum Geschäftlichen!“

Papinsky nahm die Pose eines Patriarchen ein: kraftvoll, raumbherrschend und gewinnend, Furcht einflößend und Schutz versprechend. Und er blickte freundlich ernst wie ein Arbeitgeberpräsident, der von Standortnachteilen, internationaler Wettbewerbsfähigkeit und Globalisierung spricht. Seferlyn indessen, der die Sphäre der alltäglichen Übereinkunft verlassen hatte, sah Papinskys Gesicht durch einen Grauschleier verhüllt und einen Raben auf seiner Schulter sitzen. Der Rabe war schwarz oder rot. Wäre er schwarz gewesen, hätte er einen blauen Schnabel gehabt, andernfalls einen grünen. Seferlyn wusste, dass der gelbe Schnabel, der für Sekunden aufblitzte, unmöglich dem Raben gehören konnte. Erschauernd verbot er sich, auch nur in Anflügen daran zu denken, welchem Subjekt dieser Schnabel als Waffe und zur Zier gereichte.

„Wie du weißt, lehre ich Philosophie an einer deutschen Universität. Mit Grausen erinnere ich mich an unsere Gespräche über mein Spezialgebiet, die Zeit. Dankenswerterweise hast du mir einen unverstellten Einblick in das Universum deiner Ahnungslosigkeit gewährt. So weiß ich, woran ich mit dir bin. Und ich weiß, dass es gut so ist. Es gibt Schlimmere: Sogar manche aus dem engsten Kreis meiner Meisterschüler können mitunter der bösen Lust, die Menschen auf absteigenden Ästen erfasst, nicht widerstehen, indem sie an diesen sägen und vom *'Phänomen'* der Zeit fabulieren. Dafür würde ich sie am liebsten nicht nur durch die Prüfung fallen lassen, sondern federn, teeren und anschließend vierteilen. Die Zeit ist natürlich kein Phänomen, weil Phänomene die Zeit bereits voraussetzen. Aber ich schweife ab. Zurück zum eigentlichen Anliegen, zum Geschäftlichen. Du weißt ja bereits, dass ich einigen Nebenbeschäftigungen nachgehe, die mir langsam über den Kopf wachsen.“

Er schnitt ein theatralisch gequältes Gesicht und erstarrte für wenige Sekunden in diesem Ausdruck, dann entspannten sich seine Gesichtszüge übergangslos wieder. Er lächelte

verbindlich, distanzierend. Dieses Lächeln gab Seferlyns Geist ein wenig Spielraum zurück. Er rätselte, wie alt Papinsky sein mochte. Sein Alter war schwer zu schätzen, zumal sein Äußeres oszillierte: In einem Augenblick erschien er wie dreißig, wenig später vielleicht wie sechzig und im nächsten Moment dann wieder wie rund fünfundvierzig.

Doch diese erstaunlichen Sprünge im äußeren Erscheinungsbild erschienen Seferlyn in dieser Situation völlig normal. Je seltsamer und fremdartiger der Professor auf Seferlyn wirkte, desto radikaler verschoben sich auch dessen Maßstäbe zur Beurteilung der Wirklichkeit. Und so empfand er zunehmend kaum mehr als ein dumpfes, randbewusstes Gefühl der Unstimmigkeit. Schließlich gab sich Seferlyn mit der Vermutung zufrieden, dass sich Papinskys wahres Alter hinter einer lebenserfahrenen, jugendlichen Verschlagenheit verbarg. Während er seinen eigenen Interpretationen der Wirklichkeit immer weniger Bedeutung beimaß, stieg seine Bereitschaft, sich die Sichtweisen zu eigen zu machen, die Papinsky ihm wortreich nahelegte.

„Lieber Sebastian, du wirst mir helfen, einige meiner Nebenbeschäftigungen, die aus dem Gleis zu laufen drohen, trotzdem noch erfolgreich abzuschließen. Und dies wird dann auch für dich ein neuer Start sein!“

„Leider kann ich mir unter Ihren Nebenbeschäftigungen überhaupt nichts vorstellen, Herr Papinsky!“, sagte Seferlyn. „Und ich kann mich auch nicht erinnern, jemals mit Ihnen über Ihr Spezialgebiet, die Zeit gesprochen zu haben.“

Seferlyn kämpfte nur noch kraftlos gegen die Einsicht an, dass alles, was Papinsky behauptete, auf Wahrheit beruhte, selbst wenn es Seferlyns gesamter Lebenserfahrung, erwiesenen Tatsachen, der Logik und den Erkenntnissen der Wissenschaft fundamental widersprach. Letztlich bot er Papinsky nur noch Paroli, weil er glaubte, sein Besucher erwarte dies von ihm. Er wusste nicht mehr, was er eigentlich sagen wollte, wenngleich sich Einwände sonder Zahl bildhaft, in Form von Posen in sein Bewusstsein drängten.

„Und ich wüsste auch nicht, was mich befähigen sollte, irgendwelche Nebenbeschäftigungen...“, sagte Seferlyn und stockte, als sei sein Satz mit einem Beil zerhackt worden.

„Du sollst erfolgreich sein, Sebastian, das reicht doch wohl, oder?“, sagte Papinsky.

Plötzlich stöhnte er unterdrückt, wie unter dem Stachel starker Schmerzen, die es zu verbergen galt. Er krümmte sich nach vorn und auf die rechte Seite. Tiefe Furchen des Schmerzes verzerrten seine Züge. Wenig später straffte er sich wieder. Seferlyn lächelte, obwohl ihm nicht danach zumute war. Papinsky erwiderte sein Lächeln; es wirkte aufrichtig, fast väterlich. Dies rührte den Journalisten zu Tränen, die sich ihm jedoch vor maßlosem Leid versagten.

„Da ich dich lange genug kenne, traue ich dir jetzt auch eine souveräne Entscheidung zu!“, sagte Papinsky. „Schlag ein!“

„Herr Papinsky“, sagte Seferlyn, „Herr Papinsky, ich sehe Sie heute...“

„Aber Sebastian“, fuhr Papinsky ihm ins Wort und bildete mit seiner linken Hand eine zitternde Kralle, „warum so förmlich. Du wirst doch in Zukunft vertrauensvoll mit mir zusammenarbeiten müssen, als meine rechte Hand zunächst, später weit mehr als das. Unter dieser Perspektive sollte es dir doch nicht schwerfallen, mich einfach Leo zu nennen. So reden mich fast alle meine Geschäftsfreunde und Partner an.“

Papinsky machte aus Seferlyn einen Narren, der sich selbst ernst zu nehmen begann. Er verlieh einem selbst ernannten Nichts Bedeutung. Er kleidete Seferlyns abgerissene Psyche neu ein, hüllte sie in die Prunkgewänder seiner beredten Wertschätzung. Papinskys Ziel war nun zum Greifen nahe. Es galt nur noch – salopp formuliert –, den Deckel draufzumachen. Von draußen her war anschwellender Lärm zu hören, da die von Schwein und Hahn angeführte Prozession zurückkehrte.

„Zunächst, lieber Sebastian, musst du gar nicht wissen, welche Aufgaben sich dir stellen werden. Dies wäre vielleicht sogar schädlich, weil es dich nur verwirren würde. Und in verwirrtem Zustand wärst du meiner Erwartung an dich kaum gewachsen. Meine Erwartung ist riesig. Sie ist nur darum nicht zu groß für dich, weil sie nicht nur gewaltig, sondern auch einfältig ist. Die Einfalt macht das Schwere leicht. Bei dem, was ich von dir erwarte, ist die Einfalt jedenfalls nicht zu überbieten. Denn jetzt erwarte ich nur eins von dir und wirklich nicht mehr: Glaube felsenfest an deinen Erfolg.“

Gelingt dir dies aus vollem Herzen, so bist du dein Geld schon wert. Alles andere ergibt sich dann, wenngleich nicht wie von allein, ganz selbstverständlich. Denk dabei nicht an die paar Scheinchen, die ich dir gerade zusteckte. Das war nur eine symbolische Geste. Der Betrag soll deinen Glauben an deinen Erfolg stärken, mehr nicht. Es gibt wenig Dinge unter der Sonne, die einen Glauben, gleich welcher Art, zuverlässiger und nachhaltiger verstärken und beflügeln als Geld. Mein Geld hat sich ja schon unter deinen Händen gerollt. Du hast es glatt zu streichen versucht, vergeblich. Du hast es dennoch in deine Brieftasche gelegt, als wäre sie ein Gebetbuch und die Banknoten Heiligenbildchen. Es war schön, dir dabei zuzusehen. Welch ein Anblick!“

Papinsky faltete die Hände vor der Brust. Dann legte er die linke Hand flach aufs Herz. Er erhob die rechte Hand mit ausgestreckten und aneinandergelegten Fingern zur Stirn, zu der die Handfläche wies. Er berührte die Stirn mit den Spitzen der ersten drei Finger. In gerader Linie nun senkte er die linke Hand zur Brust und berührte diese. Danach führte er sie zur linken Schulter, berührte diese und lenkte daraufhin die etwas gekrümmte Hand in gerader Linie zur rechten Schulter, auch diese berührend. Während dieses Vorgangs bewegte er bei jeder Berührung tonlos die Lippen. Er zog ein Horusaugen hervor, das er, an einem Lederband am Hals hängend, unter dem Hemd trug, und küsste es schmatzend. In feinsten Rinnsalen rann purpurner Schleim aus seinen Mundwinkeln über sein Kinn.

„Geld ist der Blutstrom des Glaubens. Dieser Blutstrom ist mit geistigen und geistlichen Nährstoffen gesättigt. Denke an die Kreuzzüge! Du weißt ja: Symbole wie das Geld - und überhaupt alles im Reich der Zahlen - besitzen einen magischen Oberstrom“.

Papinsky seufzte mit verzerrtem Gesicht, als litte er unter peinigenden Schmerzen, dann schmunzelte er übergangslos. Seferlyn erweckte den Eindruck, als sei er im Sitzen eingnickt, auch wenn seine Gliedmaßen nervös zuckten.

„Dieser magische Oberstrom in den Symbolflüssen unserer Welt wurde bisher kaum erforscht. Dennoch weiß ich einiges darüber, und ich möchte mein Wissen mit dir teilen. Du sollst lernen, dieses Wissen zu deinem und natürlich zu meinem Vorteil zu nutzen. Ganz gleich, was die Ökonomen lehren: Es ist nicht der Wert des Geldes, seine Kaufkraft, die seinem Besitzer Macht, echte Macht verleiht. Wer die Magie des Geldes beherrscht, wird gerade in inflationären Zeiten besonders mächtig. Warum wohl haben die Nazis ohne Bedenken die Inflation angeheizt?

Der magische Oberstrom des Geldes unterliegt den geometrischen Gesetzen der Musik - wie im Übrigen jede Synchronizität, die sich quantitativ beschreiben lässt. Leute, die an Börsen reich wurden, sind fast immer höchst musikalische Menschen. Sie sind der Faszination erlegen, die der Rhythmik und Melodik der Börsenkurse innewohnt. Aber ich sollte vielleicht ein Beispiel wählen, das dir vertrauter ist. Deine großen Börsenerfolge stehen dir ja noch bevor!“

Papinsky lachte trocken und lehnte sich lässig im Sessel zurück.

„Wenn du einen Gebrauchtwagen kaufst, dann bekommst du für dein Geld nicht nur ein Fahrzeug, sondern auch ein Stück von der Seele des Verkäufers. Je tiefer du den Preis drückst, desto größer ist das Stück. Darum hast du ja auch beim letzten Autokauf dem Verkäufer die Scheine nicht schönede hingeählt, sondern hingebblättert – und zwar rituell.“

„Der Unterschied zwischen Hinzählen und Hinblättern will sich mir so recht nicht erschließen“, sagte Seferlyn.

Papinsky schaute ihn mit gerunzelter Stirn schweigend an, als warte er darauf, dass sein Gegenüber die entscheidende Einsicht schon bald von allein gewinnen werde.

Seferlyn zog es vor, das Thema zu wechseln; er glaubte nun sicher zu wissen, dass Papinskys Rede vom Geld nur leeres Stroh sei.

„Das Beste wär's vielleicht, mir sofort ein paar teure Anzüge zu kaufen - und was ein Mann sonst noch so braucht, um erfolgreich zu sein oder zumindest so auszusehen!“, sagte er.

Obwohl es ironisch gemeint war, gelang es Seferlyn nicht, die Ironie auch zu vermitteln. Ohne jeden Hintersinn, jede Verstellung oder Verfremdung klangen seine Worte vielmehr aufrichtig, arglos und drückten eine kindliche Anpassungsbereitschaft aus.

Papinsky ignorierte die missglückte Ironie und zeigte sich, wie ein wohlmeinender Vorgesetzter, mit humorigem Unterton erfreut: „Hervorragend! Du beginnst mitzudenken. Doch leider noch nicht

scharf genug: Sebastian, vor allem aber, nicht schnell genug. Im Wirtschaftsleben fressen ja nicht die Starken die Schwachen, sondern die Schnellen die Langsamen. Ich habe natürlich längst einen Termin bei meinem Schneider für dich arrangiert. Er ist davon überzeugt, der Beste in der ganzen Stadt zu sein. Das ist er, objektiv betrachtet, zwar nicht, aber er ist *der* Schneider in der Stadt, der am unerschütterlichsten von seinen Fähigkeiten überzeugt ist. Also genau der richtige Mann für dich und diesen Zweck.

Außerdem ist er wirklich ein hervorragender Schneider, da beißt die Maus keinen Faden ab, um im Bilde zu bleiben. Er wird dir helfen, dein Äußeres den Aufgaben anzupassen, die dich erwarten. Deine äußere Erscheinung muss sorgfältig auf Deine zukünftigen Pflichten abgestimmt werden. Dies ist eine unerlässliche Voraussetzung für deinen Erfolg.

Andere, weniger Begabte als du könnten diese Aufgaben vielleicht auch in grauer Alltagskleidung bewältigen. Du aber nicht - aufgrund einer launischen Fügung des Schicksals. Frage nicht warum? Jeder Versuch einer Erklärung wäre zu riskant, weil er dein Schicksal in falsche Bahnen lenken könnte. Nur wenn diese launische Fügung deines Schicksals unerklärt bleibt, verwirklicht sie sich auch. Und sie bleibt unerklärt, weil sie sich verwirklicht. Nur leere Dinge ziehen vorüber.“

Ein imaginärer Gegenstand ohne Namen und Form zerrte und presste in Seferlyns Leib, als wolle er mit Gewalt heraus. Obwohl er Papinskys Ausführungen als puren Unsinn empfand, nahm er sie todernst und hing erwartungsvoll an seinen Lippen. Jetzt war er hellwach, aber so, als sei ihm in tiefer Hypnose höchste Konzentration befohlen worden.

„Über deine Pflichten will ich heute noch nicht allzu viel Worte verlieren“, sagte Papinsky.

„Pflichten waren für mich bisher immer ein Begriff aus dem Wortschatz der Pfaffen, Oberlehrer und Feldweibel.“

Während dieses Satzes war Seferlyns Stimme ständig leiser geworden und war beim letzten Wort beinahe versiegt. Nun schämte er sich, dass er zu protestieren gewagt hatte und zugleich für seine grundlose Scham. Natürlich war sein Anwurf reichlich platt und albern, doch was in aller Welt war so kompromittierend daran, dass er sich nun schämen musste wie eine Klosterschülerin nach der ersten Masturbation?

„Wenn es dir besser gefällt, kann ich ja, statt von Pflichten, auch von Obliegenheiten sprechen. Diese bestehen zunächst einmal darin, wohl abgewogene Wirkungen zu erzielen. Noch verstehst du es nämlich nicht, deine Wirkungsmöglichkeiten im Sinne eigener, selbstbewusst gewählter Ziele virtuos zu nutzen. Und darum sind die von dir ausgelösten Wirkungen die Voraussetzungen deiner Erfolglosigkeit. Sie verdammen dich zu ewiger Mittelmäßigkeit. Weil dir bisher keine nennenswerten Erfolge beschieden waren, blieben dir jene Lebenschancen versagt, die zur Selbstentfaltung erforderlich sind.“

Ich unterscheide bewusst zwischen ausgelösten und erzielten Wirkungen. Der Durchschnittsmensch löst Wirkungen aus, deren Ursachen sich seinem Einfluss entziehen. Und auch das Auslösen von Wirkungen ist kein freier Willensakt des Durchschnittsmenschen, sondern vielmehr das Resultat der Erwartungen anderer. Durchschnittsmenschen richten pausenlos Erwartungen an andere, weil dies so von ihnen erwartet wird. Ein zuckendes Knäuel verschränkter Erwartungen ist dieses zum Himmel stinkende Menschengeschlecht. Du aber sollst lernen, Wirkungen zu erzielen – und zwar aus freien Stücken. Du sollst den Durchschnitt überwinden. Du sollst frei sein, frei wie einer, der keine Wahl hat, wie ein Pfeil, der einmal abgeschossen, unbeirrt seinen Weg ins Ziel findet und wo auch immer er landet, dort ist sein Ziel.“

Papinsky betrachtete seine Uhr - so als würde er nicht die Zeit ablesen, sondern das Liebesspiel zweier pfeilschlanker Insekten beobachten -, stutzte nach Momenten der Selbstvergessenheit und verließ Seferlyn eilig mit knappem Gruß. Die Wohnungstür glitt fast lautlos ins Schloss, obwohl er sie mit Schwung hinter sich geschlossen hatte. Beim Herausgehen drückte er Seferlyn die Geschäftskarte des Schneiders in die Hand. Kirchenglocken begannen zu läuten. Obwohl Seferlyn diesen Höllenlärm hasste, wirkte er in diesem Augenblick ausgesprochen beruhigend auf ihn.

Der Schneider

Nachdem Papinsky davongestürzt war, wurde Seferlyn bewusst, dass er das Gespräch mit dem Professor in einem verwahrlosten Zustand geführt hatte. Er war unrasiert und ungewaschen; die Taschen seines Morgenmantels waren ausgerissen, aus der linken lugte ein schmutziges Taschentuch hervor. Papinsky hatte ihn mit keiner Miene oder gar mit Worten spüren lassen, dass er nicht korrekt gekleidet war. Obwohl dessen Besuch erst kurz zurücklag, war Seferlyns Erinnerung daran sehr blass, unwirklich; sie glich jenen Erinnerungen, die sich mitunter nach einem Vollrausch peinlich ins Bewusstsein quälen und es mit Gebilden aus den Grauzonen zwischen Phantasie und Realität bevölkern. Seferlyn bemerkte, dass einer der zahllosen Kaffeeflecken auf dem Morgenmantel wie das Emblem einer fundamentalistischen christlichen Sekte aussah, nämlich der „Arglosen Strauchdiebe Seines Zeichens“. Ein paar Tage zuvor hatte ihm ein Anhänger dieser Sekte im Vorübergehen eine Broschüre aufgenötigt, die dieses Symbol zierte.

Der Körperpflege und dem Ankleiden schenkte Seferlyn nun erheblich mehr Aufmerksamkeit, als ihm jemals zuvor in den Sinn gekommen war; sogar der Versuchung, eine Krawatte anzulegen, erlag er ohne nennenswerte Gegenwehr; allein, den einzigen Schlips in seinem Kleiderschrank verunzierte ein münzgroßer Fettfleck. Er nahm die Krawatte mit Daumen und Zeigefinger aus dem Schrank, trug sie am ausgestreckten Arm vors Fenster ins Licht und sann darüber nach, ob vielleicht auch dieser Fleck eine symbolische Bedeutung besitze.

Schließlich riss ihn ein Geräusch aus seiner Entrücktheit, das dem Klang einer Toilettenspülung ähnelte. Es war so laut, als ob er sich über seiner Quelle befinde; dennoch, oder vielleicht deswegen, verbannte er es sofort wieder aus seinem Bewusstsein. Er war von der Gewissheit durchdrungen, ein Ziel zu haben, das anzustreben keinen Aufschub duldete und über das nachzudenken pure Zeitverschwendung bedeutete hätte. Was scherten ihn seltsame Geräusche; er war auf seinem Weg.

Entgegen sonstiger Gewohnheit drehte sich Seferlyn mit kritisch prüfendem Blick vor dem Spiegel und entfernte einige Fusseln. Auf der Visitenkarte des Schneiders, die ihm der Professor beim Abschied zugesteckt hatte, war handschriftlich ein Termin am Nachmittag desselben Tages vermerkt. Seferlyn war sich sicher, die Geschäftskarte auf die Kommode im Flur gelegt zu haben, doch als er sie beim Verlassen der Wohnung einstecken wollte, konnte er sie nicht mehr finden. Die Erinnerung, sie aufgegessen zu haben, verwarf er mit mildem Schmunzeln als absurd.

Auf dem Weg in die Innenstadt - den Seferlyn, um frische Luft zu schnappen, zu Fuß zurücklegte - traf er Paul und Willi, mit denen er gern einmal eine Nacht durchzechte. Sie wollten ihn auf ein Bier abschleppen und zeigten sich erstaunt über Seferlyns Ablehnung, denn er wirkte wie das Opfer eines alkoholischen Exzesses, das es am Tresen seelisch aufzurichten galt. Und so fühlte er sich auch, aber er durfte und wollte auf Gefühlslagen und Stimmungen keine Rücksicht nehmen; schließlich war er im Auftrag Papinskys unterwegs. Daher schützte er vor, sich auf dem Wege zur Beerdigung einer Tante zu befinden, die an ihrem Grabe zu beweinen er moralisch verpflichtet sei – allein schon wegen ihrer Schwestern, die er zu beerben trachte.

Die beiden bekundeten mit salbungsvollen Formulierungen grinsend ihr aufrichtiges Mitgefühl und schlurften ohne Seferlyn davon. Dieser, der auf seinem Weg zum Schneider eine andere Richtung einschlagen musste, setzte sich ebenfalls in Bewegung, blieb aber, einer vagen Anwendung nachgebend, nach einigen Metern stehen und blickte seinen Kumpanen hinterher. Paul und Willi warfen ihre Beine nach vorn wie Funkenmariechen; dabei war aber ihr Oberkörper um rund 45 Grad aus der Senkrechten nach hinten gekippt; sie hätten eigentlich wanken und stürzen müssen, stattdessen gingen sie sehr schnell, kamen aber nicht voran. Seferlyn musste seinen Blick abwenden, um nicht an sich selbst irre zu werden. Es begann zu schneien. Die Flocken schimmerten zartblau.

Papinskys Schneider hatte sein Atelier in der Fußgängerzone mit den exklusivsten Geschäften Nürnbergs - eine teure Adresse: Marmorfassade, vergoldete Schaufensterrahmen, ein mit Intarsien verziertes Portal aus dem Holz des weißen Maulbeerbaums, davor ein kunstgeschmiedeter Fahrradständer zum Anbinden der Windhunde. Der Laden war luxuriös ausgestattet. Der Kunde versank in wertvollen Teppichen, an den Wänden hingen Modezeichnungen namhafter Künstler.

Mitarbeiter des Meisters schwirrten geschäftig umher oder sie berieten devot, wenngleich nicht unterwürdig, hochnäsige Kunden. Auch jene Kunden, die dank ihrer Natur oder Herzensbildung nicht zur Arroganz neigten, hatten in diesem Tempel der Exklusivität keine andere Wahl, als ihre Attitüde dem Vorurteil anzuverwandeln.

Die Rezeptionistin musterte Seferlyn missbilligend - wie einen Lieferanten, der zur falschen Tür hereingekommen ist. „Was wünschen Sie?“

Herr Silvio Benigno erwartete ihn, er sei angemeldet, sagte er. Kaum hatte er den Namen des Schneiders ausgesprochen, wühlte er den Atem Papinskys, der nach Vanille duftete, in seinem Genick zu spüren. Er unterdrückte den Impuls, sich umzuwenden. Er musste sich jetzt uneingeschränkt darauf konzentrieren, Kontakt mit dem kalten Blick der Rezeptionistin zu halten. Sein Name sei Seferlyn, Sebastian Seferlyn.

Es war, als erstarrte das Atelier in einem eisigen Hauch. Es verlor Farbe und Tiefe; Seferlyn nahm es wie eine oberflächliche Schwarz-Weiß-Skizze wahr. Wie Statuen blickten versteinert die Kunden und das Gefolge des Meisters. Im Nu war der Spuk vorbei. Das geschäftige Treiben setzte wieder ein. Nur der Schrei eines Kindes draußen auf der Straße hatte die Aufmerksamkeit für einen Moment abgelenkt, mehr nicht. Und jetzt beugte sich auch schon eine Frau in einem Kleid mit Polka-Punkten mütterlich lächelnd über den Kinderwagen.

Die Rezeptionistin sprang auf. Ein Schimmer echter Freude trat in ihr Gesicht, als sie Seferlyn sanft die Hand gab. Sie war eine attraktive Frau, schlank und elegant, aber nicht eleganter als die Kundinnen Benignos. Ihre Kleidung signalisierte die Bereitschaft, sich in eine elitäre Rangordnung zu fügen. Aus ihren Bewegungen sprach die unbeschwertere Anmut eines jungen Mädchens und zugleich die Grazie einer reifen, gebildeten Frau. Seferlyn fand sie überaus anziehend, ja, sympathisch. Sie trug einen ägyptischen Ring, der von innen zu leuchten schien. Auf dem Pult vor ihr lagen vergilbte Zeitungsausschnitte. Seferlyn ahnte, dass er sich jedes Detail einprägen musste.

„Wenn Sie mir bitte folgen wollen!“ Ihre Augen blitzten schalkhaft, als genieße sie seine Erregung, dann prägte wieder der berufsmäßige Respekt vor dem Kunden ihre Züge. „Signor Benigno erwartet sie bereits in seinem Allerheiligsten!“

Seferlyns Herz raste, doch ihm war, als befände es sich nicht in seiner Brust, sondern hinter Mauern, an einem unbestimmten Ort.

Signor Benigno war ein kleiner, untersetzter Mann mit blutunterlaufenen, hervorquellenden Augen, schief im Gesicht sitzender Nase und einem Doppelkinn, das sich über die Brust wölbte. Ihn hässlich zu nennen, wäre Schmeichelei gewesen. Er war monströs, wie von einem anderen Stern oder aus der tiefsten Tiefsee. Sein Anzug indessen war die Erfindung eines Ästheten, der nicht das Vergebliche versucht hatte, die abgründige Hässlichkeit zu kaschieren. Benigno unterstrich diese mit einer Kreation, die, von einem ansehnlichen Mann getragen, lächerlich gewirkt hätte. Indem er die Hässlichkeit ins Unerträgliche akzentuierte, überwand er sie. Wenn man ihn in diesem Gewand ein wenig länger betrachtete, fand man ihn wie unter Zwang plötzlich auf eigene Art schön und fühlte sich erleichtert.

Der Schneider lief hinter seiner ausgestreckten Hand her, oder präziser: er watschelte, weit vorgebeugt, auf Seferlyn zu - mit Beinen wie aus Gummi, deren Elastizität und Formbeständigkeit den sonst unvermeidlichen Sturz offenbar verhinderten. Vielleicht wäre es sogar treffender, Benignos Art der Fortbewegung mit einem Kugelfisch zu vergleichen, der durch ein Aquarium rudert.

„Ich freue mich, Herr Seferlyn“, rief der Schneider, „dass Sie den Weg zu mir gefunden haben, endlich, endlich, den Weg in meine bescheidene Werkstatt und zu meiner dem Schönen, also auch Ihnen geweihten Kunst – einer Kunst, deren Göttlichkeit auf der ganzen Welt verehrt wird, auf verschiedene Arten, mit unterschiedlichen Ritualen und unter vielen Namen. Lieber Sebastian, ich darf Sie doch Sebastian nennen? Für Sie - Silvio!“

Zum Glück deutete der Modeschöpfer seine Verbeugung nur an, denn deren Schwung verwies im Ansatz auf eine Bewegung seines massigen Leibes, die, vollendet, eine Reihe antiques Thonetstühle zertrümmert hätte.

„Der hochverehrte Herr Papinsky, mein guter Freund, Gönner, Förderer und aufrichtiger Bewunderer meiner Kunst, hat mir schon sehr viel von Ihnen, dem jungen Helden auf unserer kleinen Bühne, erzählt.“

Benigno dehnte das „viel“ überschwänglich, aber nur bis zu jener Grenze, jenseits derer die Lächerlichkeit begann.

Ohne dazu aufgefordert worden zu sein, nahm Seferlyn nun die Haltung eines Menschen ein, der gewillt ist, sich für guten Sitz und Passform von Kopf bis Fuß vermessen zu lassen. Etwas beklommen stand er da, mit seitlich leicht abgespreizten Armen, den Blick nach innen gerichtet, die Entschlossenheit zur Geduld in seinen Zügen. Mit Kennerblick und tänzerischem Schwung nahm Silvio Benigno sogleich geschäftig Maß. Er wirbelte mit Elle und Zentimeterband herum, stellte den Kopfumfang fest, die Kragenweite, vermaß Schultern, Bauch und Becken, rief einem rasch herbeigeeilten Assistenten Zahlen zu, die dieser beflissen in ein Büchlein notierte.

Der Schneider entwickelte dabei eine beachtliche Geschwindigkeit, und obwohl seine Gebärden einer ausgefeilten, minutiösen Choreographie, also künstlerischen Gesetzen zu gehorchen schienen, vermied er jede nicht unmittelbar zweckdienliche Bewegung. Bei oberflächlicher Betrachtung hätte man den Eindruck gewinnen können, dass diese Sparsamkeit der Bewegungen dem Zwecke dienen sollte, die von der unangenehmen Prozedur des Vermessens beanspruchte Zeit zu verkürzen – allein, bei näherem Hinsehen fiel auf, dass Benignos Schritte und Handgriffe nicht nur sparsam, sondern abgezirkelt, ja zackig waren und so die Unannehmlichkeit noch dadurch steigerten, dass sie dem Vermessenen das Gefühl vermittelten, Objekt einer körperlichen Attacke zu sein.

„Wissen Sie“, sagte der Schneider, nachdem er endlich den Maßstock ruhen ließ, „Signor Papinsky ist einer meiner ältesten, besten, aber auch anspruchsvollsten Kunden. Und seine Ansprüche spornen meinen Ehrgeiz an. Signor Papinsky muss ich nichts erklären; er legt vielmehr größten Wert auf das Unerklärliche. Er hat einen Sinn für die edle und einen ausgeprägten Abscheu vor der gemeinen Oberfläche, und es erfüllt mich mit großen Stolz, dass er bei mir findet, was er sucht – für sich selbst, und für seine Auserwählten.“

Wir Italiener lieben die Farbenwelt, in die wir hineingeboren wurden, und den Gesang, den wir mit der Muttermilch eingesogen haben. Der berauschte Gleichklang von Farben und Gesängen ist der Quell unserer Inspiration, auch in der Mode, lieber Sebastian. Sei die Form nun streng oder spritzig - die Farben eines Gewandes müssen zusammenklingen, sonst töten sie den Menschen, der in ihm steckt. Ach, lieber Sebastian, ich langweile Sie ja nur mit der skurrilen Philosophie eines leidenschaftlichen Schneiders.“

Benigno schwieg eine Weile, während er seine Augen auf Seferlyns Figur spazieren führte.

„Einen so guten, kritischen, aber immer wohlwollenden Kunden wie Signor Papinsky“, fuhr er schließlich fort, „darf man nicht enttäuschen. Enttäuschte ich ihn, verlöre ich nicht nur einen Kunden, sondern ein großes Stück meiner Seele. Sein Auftrag ist eine verzwickte Bewährungsprobe, glauben Sie mir, Sebastian. Sie stellt alles in den Schatten, was ich bisher zu bewältigen hatte. Ich muss sie nicht nur meistern; ich muss mich selbst überbieten. Das sind seine Worte. Sie haben mit Sicherheit keine Vorstellung davon, welche Konsequenzen es hat, wenn jemand versagt, der in Signor Papinskys Auftrag handelt. Das können Sie nicht wissen; und im Augenblick dürfen Sie sich damit auch nicht belasten.“

Mit hochrotem Kopf nestelte Benigno, nach Luft ringend, an seinem Hemdkragen. Sein säuerlicher Blick verriet, dass sein Magen rebellierte. Schweißperlen tropften von seiner Stirn. Seine Hände, mit denen er soeben noch seinen Vortrag theatralisch untermalt hatte, sanken zitternd herab. Er klaubte unbeholfen ein Spray-Fläschchen hervor und sprühte sich ein Aerosol in die Nasenlöcher, das nach Vanille duftete. Wenige Sekunden später fasste er sich wieder.

„Papinsky hat mich beauftragt, Sie unter - so sagte er wörtlich - Sie unter Aufbietung aller verfügbaren Mittel und Kräfte in einen seriösen Herrn zu verwandeln.“

Benigno schnaufte verzweifelt, als habe er mit versiegender Energie die letzte Etappe einer schwierigen Bergtour zu bewältigen. An Stelle der hellen Panik, die er mit dem Aerosol bezwungen hatte, lastete nun offenbar eine bleierne Schwere auf seiner Seele und lähmte seine Glieder. Seine

Bewegungen wirkten angestrengt, klobig. Er hatte offensichtlich Mühe, seine Augen offen zu halten. Seferlyn beschlich das Gefühl, einem Mann gegenüberzustehen, der sich mit eiserner Disziplin, allein mit der Kraft seines unbeugsamen Willens auf den Beinen hielt.

„Es ist verteuftelt schwer, nein, es ist unmöglich, einen so gut aussehenden Menschen wie Sie - lieber Sebastian, dies ist keine geschäftsmäßige Schmeichelei! - einen so attraktiven Mann wie Sie in einen seriösen Herrn zu verwandeln. Eine graue Gestalt gleich welchen Alters saugt Seriosität auf wie ein ausgetrockneter Schwamm, aber ein hübscher Kerl stößt sie ab wie Kreuz und Knoblauch die Vampire. Schöne Menschen gelten nun einmal als oberflächlich und leichtfüßig. Und dieses Stereotyp prägt natürlich die Wahrnehmung. Das klassische seriöse Outfit wirkt bei attraktiven Menschen leicht wie die Berufskleidung von Hochstaplern oder Heiratsschwindlern. Wir Schneider müssen uns darauf einstellen. Das ist eine Gratwanderung.

Bei Männern wie Ihnen, lieber Sebastian, müssen wir mit sehr starken Reizen arbeiten, um uns gegen das Stereotyp durchzusetzen. Doch wenn wir dabei das erforderliche Fingerspitzengefühl vermissen lassen, dann zerstören diese Reize jedes ästhetische Konzept. Einmal wirklich zufrieden zu sein – das ist ein Traum, nur ein Traum. Meister Papinsky versucht, mir meine Grenzen zu zeigen. Aber so leicht kapituliere ich nicht – zumal ich weiß, was auf dem Spiel steht. Mein verehrter Lehrer, der Maestro Francesco Tarrati aus Catania, pflegte in solchen Fällen zu sagen: ‚Wenn etwas in dieser Welt unmöglich ist, dann reiß' sie ein und schaff' dir eine neue!‘“

Seferlyn dachte, dass Benigno sein Handwerk als Mundwerk missverstehe, revidierte sein Urteil jedoch umgehend als vorschnell, denn der Schneider wirkte auf ihn, trotz seiner sprudelnden Rhetorik, nicht wie ein Schwätzer. Vielmehr hatte er die Ausstrahlung eines unerschütterlichen Praktikers. Zwar haftete ihm nichts handwerkerhaft Hemdsärmeliges an, aber er zelebrierte eine Virtuosität, die man nur in langjähriger, tagtäglicher Arbeit mit Nadel und Faden erwirbt.

Während Benigno launig parlierte und seinen Kunden, der ehfürchtig an seinen Lippen hing, mit humorvoll besinnlichen Anekdoten aus seinem ereignisreichen Modeschöpferleben zu erheitern versuchte, wurde Seferlyn von einem Mitarbeiter des Maestros systematisch fotografiert. Die grotesk verbogene Nase des Schneiders fesselte zunehmend die Aufmerksamkeit seines Kunden, so dass sich dessen Blickfeld schließlich punktförmig verengte. Demgemäß nahm Seferlyn nur sehr verschwommen wahr, was sich jenseits der Nase Benignos ereignete; und so war er sich nicht sicher, ob tatsächlich eine etwa daumenlange, smaragdgrüne Nacktschnecke über den Schulterriegel kroch, mit dem Benigno den linken Ärmel seines Kurzarmshirts fixiert hatte. Der hypnotische Zwang gestattete es ihm nicht, genauer hinzusehen. Als Benigno seinen linken Arm hochriss und schlaff wieder herunterfallen ließ, war die Schnecke jedenfalls verschwunden – warum auch immer.

„Nun wäre fürs erste alles erledigt. In etwa einer Woche erwarte ich Sie dann zur Anprobe. Ich hoffe, Ihre Termine lassen dies zu.“

Der Schneider kicherte mit sorgenvollem Gesicht. Er begleitete Seferlyn zum Portal, durch das nun eine Kundin hereinstürmte, mit den Worten: „Meister, es pressiert!“ ihren Pelzmantel auszog, ihn der herbeigeeilten Empfangsdame zuwarf und sich trudelnd ins Blickfeld des Schneiders drehte. Mit seinen rotierenden Falten schien das meisterlich geschneiderte Kleid zu lächeln, als sei es ein fühlendes Wesen.

„Ja, ja, es ist zauberhaft, ich weiß“, sagte die Kundin, „aber meine beste Freundin sagt, es sei... Sie wissen schon!“

Sie trug ein ägyptisches Amulett, das Seferlyn verwirrte, denn es hatte dieselbe Form wie der Fettfleck auf seiner Krawatte.

Der Schneider gab Seferlyn mit bedauerndem Blick die Hand: „Lieber Sebastian, es war mir eine große Freude!“

Dieser Ausruf dröhnte in Seferlyns Ohren, obwohl Benigno wie üblich fistelte. Es war ein zarter Hall im Raum. Mit weichen Knien taumelte Seferlyn durch die Tür, die ein Angestellter vor ihm aufgerissen hatte.

Der Koffer

Zwei Tage, nachdem ihm Benigno zur Anprobe in seinem Studio empfangen hatte, wurde Seferlyn von einer Frau angerufen, die wie eine versierte Telefonverkäuferin klang: suggestiv, entwaffnend, säuselnd. In ihren Singsang mischten sich laszive Untertöne, die jedoch nicht die Grenze zur Peinlichkeit überschritten. Die Anruferin behauptete, die Privatsekretärin Papinskys zu sein. Ein zarter Hauch der Ironie, der in ihren Formulierungen und in ihrem Tonfall mitschwang, und ein winziges Zögern vor der Nennung ihrer beruflichen Position ließen Seferlyn jedoch ahnen, dass es sich hier nicht wirklich um eine Person in untergeordneter Stellung handelte, sondern dass sie eine solche allenfalls pro forma bekleidete oder dass sie ihm diese sogar nur vorspiegelte, um ihn arglos zu stimmen. Die Polyphonie ihrer Vieldeutigkeiten trieb Seferlyn den Schweiß auf die Stirn und jagte ihm kalte Schauer über den Rücken.

Seferlyn hatte das Telefon gerade erst aus dem Kühlschrank geholt, in den er es gestellt hatte, um während seines Mittagsschlafs ungestört zu sein, und die Kühle des Hörers beruhigte ihn. Ihr Chef ließe ihm ausrichten, sagte die Sekretärin, er solle sich am folgenden Tag etwa um zwölf Uhr reisefertig bereithalten. Der Fahrer Papinskys würde ihn in seiner Wohnung abholen. Sie fügte übergangslos mit strenger, fast harscher Stimme hinzu: „Herr Papinsky ersucht Sie, gewissenhaft auf Ihre Kleidung zu achten!“

Ihre Tonlage und Wortwahl wechselten nun ins Vertrauliche; nach einigen lobenden Bemerkungen über ihren Chef und dass er voll des Lobes über ihn, Seferlyn, seinen neuen Mitarbeiter sei, sagte sie: „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf – schließlich kenne ich meinen Chef schon sehr lange -, dann empfehle ich Ihnen, sich wie ein liberaler, angepasster Jungakademiker aus gutem Hause zu kleiden. Ein junger oder jung gebliebener, dynamischer Mann, der wirkt und so auftritt, als käme er aus einer Rechtsanwalts-, Arzt- oder Architektenfamilie, hat bei Herrn Papinsky in der Regel gute Karten. Ein frisches, einfarbiges Hemd unter einem schicken Wollpullover, aber keine Kunstfasern, wären angemessen. Dazu würde eine Kordhose passen, schwarz oder braun, gedeckte Farben, nichts Schrilles.“

Seferlyn mochte seinen Ohren kaum trauen, als sie nun schlagartig aus der Rolle fiel, girrend kicherte und dann mit schwerer Stimme fortfuhr: „Schätzchen, Sie sind ja kein Feuermelder, oder!“

Der Journalist hätte das Telefon gern in den Kühlschrank zurückgestellt, doch bei dem Gedanken, den Hörer aufzulegen, raste sein Herz und seine Furcht verflog erst wieder, nachdem er diese Absicht verworfen hatte. Er währte sich von einem süßlich, dunkel, erdig duftenden Hauch umgeben, obwohl die einzige Duftquelle in der Wohnung die Kaffeemaschine war, die soeben durch ein letztes Röcheln zu erkennen gab, dass sie ihre Arbeit erledigt hatte.

Nach einer effektvollen Pause, in der sie gespielt nach Atem rang und in der sie Seferlyn Gelegenheit gab, seinen Geist wieder ihrer Kontrolle zu unterstellen, fuhr die Sekretärin fort: „Feinkord ist am besten - und natürlich: Vielleicht könnten Sie es sich angelegen sein lassen, Ihre Schuhe zu pflegen - sofern es Ihre Zeit erlaubt. Aber picobello, wenn ich bitten darf. Herr Papinsky achtet sehr darauf, ob die Schuhe seiner Mitarbeiter geputzt sind. Aber, bitte, mit Augenmaß. Der Chef hasst es, wenn Schuhe glänzen. Ach ja, bevor ich es vergesse: Schuhe schwarz, Socken schwarz, wadenlang, grundsätzlich, keine Ausnahme.“

Mit ihren Anweisungen hatte die Privatsekretärin Seferlyns alltägliches Äußeres genau beschrieben. So etwa kleidete er sich seit vielen Jahren, wenngleich er nicht aus „gutem Hause“ stammte, sondern von einer mutierten Rattenkönigin in der Gosse verloren wurde. Obwohl er wenig darüber nachdachte, entsprach dieses Outfit offenbar seinem Selbstbild.

Die Sekretärin schwärmte nun von ihrem letzten Urlaub mit ihrem Liebsten auf den Seychellen, unterbrach sich aber nach einigen Minuten mitten im Satz und verabschiedete sich mit einer Grußformel, die, wie sie, sich dafür wortreich entschuldigend, erklärte, zwar ungewöhnlich, in den Kreisen Papinskys aber üblich sei: „Auf Wiederhören!“

Während Seferlyn eine Zigarette drehte, betrachtete er die Gegenstände seines Wohnzimmers so eingehend, als sei er zum ersten Mal allein in diesem Raum und vertreibe sich die Zeit des Wartens auf irgendetwas. In seinem Wohnzimmer herrschte wüstes Chaos, in dem er sich allerdings mühelos zurecht fand – mühelos, weil er erst gar nicht nach Dingen suchte, die nicht auf

den ersten Blick zu entdecken waren. Seine Frau hatte es schon vor Jahren aufgegeben, Seferlyns Hang zur ausdrucksstarken Unordnung Paroli zu bieten. Inzwischen irritierte es sie, wenn sie auch nur einen Anflug konventioneller Ordnung bemerkte. Im rechten Geist betrachtet hat das Chaos etwas Tröstliches. An der Seite ihres Mannes hatte sie diese alte taoistische Weisheit zu schätzen gelernt.

Seferlyn goss sich eine Tasse Kaffee ein, steckte sich die Zigarette an und entzündete ein Räucherstäbchen, das, wider Erwarten, nach Vanille duftete. Er machte es sich in einem bequemen Sessel gemütlich und streckte die Beine auf einen Hocker aus. Er faltete seine Hände über dem Bauch, atmete langsam, gleichmäßig und lauschte nach innen. Allerdings erfüllte nun nicht die erwartete Entspannung, die erhoffte stoische Ruhe oder gar der ersehnte Gleichmut seine Seele, vielmehr reifte, zum ersten Mal seit vielen Monaten, der Entschluss, dem äußeren Chaos ein Ende zu setzen. Es war plötzlich von einem Born des Trostes zu einer Quelle der Unzufriedenheit geworden.

Doch ungeachtet seiner fast überschäumenden Entschlossenheit zur Ordnung wehrte sich ein anderer, unterdrückter Teil seiner Persönlichkeit gegen diesen Ordnungstrieb. Hin- und hergerissen zwischen Ordnung und Chaos, saß er, durch den inneren Widerstreit paralysiert, lustlos, nichtstehend und doch voller Tatendrang in seinem Sessel, bis ihn ein weiterer Telefonanruf aus seiner Erstarrung erlöste. Wieder war Papinskys Sekretärin am Apparat. Ihre Stimme klang nun erkältet: „Es tut mir furchtbar leid, Sie noch einmal... aber Sie hören ja, die Stimme, nicht viel Worte machen“, krächzte sie, „Ich habe leider ganz vergessen, Ihnen etwas mitzuteilen...“

Sie betonte das „mitzuteilen“ auf ‚teil‘, wobei sie allerdings an Stelle des hellen nur einen dumpfen, rauhen Ton hervorzustoßen vermochte. Seferlyn hörte sie schlürfen; offenbar versuchte sie, ihre Heiserkeit mit einem heißen Getränk zu lindern. Ihn beschlich der Verdacht, dass es sich bei den beiden Anrufen nicht um dieselbe Person am anderen Ende der Leitung handelte und das die Erkältung, ob vorgeschützt oder echt, nur dazu diene, dies zu kaschieren. Eine innere Stimme sagte ihm, er solle sich darum nicht kümmern; Hauptsache, er sei derselbe.

„Herr Papinsky wünscht, dass Sie einen Koffer mit den für Sie wirklich unverzichtbaren Gegenständen packen. Bitte wählen sie definitiv nur die absolut unverzichtbaren Gegenstände aus! Sie werden für eine längere Zeit nicht mehr nach Hause zurückkehren.“

Während die Sekretärin die letzten drei Sätze sprach, normalisierte sich ihre Stimme zunehmend und die letzte Phrase: „nicht mehr nach Hause zurückkehren“ klang rein und klar wie ein junger Frühlingmorgen.

„Auf Wiederhören!“

Die Abschiedsfloskel wurde offenbar von einem Computer hervorgebracht; ihr Klang war eine Synthese aus den Stimmen der Sekretärin und Seferlyns.

Seferlyn registrierte den Stimmenzauber zwar, war aber nicht in der Lage, darüber nachzudenken. Er hatte den Kopf voll mit anderen Dingen, unverzichtbaren Dingen – und solchen, auf die er sehr wohl verzichten konnte. Recht bedacht, besaß er nämlich keine unerlässlichen privaten Gegenstände. Er war immer stolz darauf gewesen, sein Herz nicht an Objekte, sondern an Ideen zu hängen. Aus dieser Sicht erwies sich also die Anordnung Papinskys als undurchführbar. Seferlyn wusste aber auch, dass er die Dinge nicht so wie bisher betrachten durfte. Seitdem ihm Papinsky begegnet war, suchte er nach angemessenen neuen Perspektiven, da ihm die alten, wenngleich erprobt und bewährt, nunmehr unbrauchbar erschienen.

Er hatte sich mit Haut und Haaren auf Papinskys Spiel eingelassen - also musste er sich auch entscheiden, mit welchen Dingen er seinen Koffer füllen wollte. So lautete die Anweisung und dieser entsprechend musste er seine Wirklichkeit umdeuten. Schließlich hatte er schon einige Scheine eingesteckt; die Aussicht auf weitere ließ ihn nicht kalt. Und so wollte er seinen Gönner nicht gleich beim ersten Auftrag enttäuschen – so skurril und widersinnig ihm dieser auch recht eigentlich erschien.

Die naheliegende Idee, Banknoten in den Koffer zu legen, war unschwer als unzulänglich zu durchschauen, denn was Geld, sofern man es dazu zählen wollte, zu einem unverzichtbaren Ding machte, waren gerade nicht die gegenständlichen Qualitäten der Banknoten. Nachdem er also

diese Idee verworfen und sich für sie sogar ein wenig geschämt hatte, dachte er zunächst daran, einige Romane mitzunehmen, die ihn fasziniert hatten, oder auch nützliche Lexika, Handbücher oder Ratgeber. Schließlich sind Bücher die ersten Materialisationen von Ideen - sie nehmen zwar, anders als diese, Platz ein, jedoch verhältnismäßig wenig. Bücher allerdings kann man überall kaufen. Da es dank Papinsky an Geld nicht mangelte, waren Bücher aus seinem Besitz nicht unerlässlich und schon gar nicht „unabdingbar“, zumal er keine antiquarischen Einzelstücke besaß oder magische Folianten, deren purer Dinglichkeit übernatürliche Kräfte innewohnten. Für elektronische Medien galt dasselbe wie für Bücher. Diese Einsicht konnte man durchaus verallgemeinern. Alles, was für Geld zu kaufen und ersetzbar war, schied aus.

Seferlyn besaß selbstverständlich eine Reihe von Dokumenten, die seine Existenz bezeugten, und ohne die er sich gleichsam ins Jenseits der zivilisierten Welt verflüchtigt hätte: Ausweis, Zeugnisse, Rentenversicherungsnachweis. Diese Papiere waren für ihn zwar nicht unentbehrlich, wohl aber wirklich unverzichtbar. Natürlich konnte man diese Dokumente neu beschaffen, aber das dauerte eine gewisse Zeit, und wenn man sie sofort benötigte, dann... Sie gehörten zweifellos in den Koffer. Dennoch war er nicht so recht zufrieden mit sich, als er diese Dokumente aus verschiedenen Schränken und Kisten zusammentrug und in den Koffer legte. Was bedeutete eigentlich der Begriff „unverzichtbar“ für Papinsky?

Dokumente zur Identifikation der Bürger sind für den Erhalt der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens in einer Industriegesellschaft zweifellos notwendig. Aber waren sie auch für ihn, Seferlyn, unverzichtbar? Er vermutete, dass Papinsky bereits falsche Papiere für ihn besorgt hatte. Der Verdacht, dass dessen Geschäfte außerhalb der Legalität stattfanden, war schließlich nicht von der Hand zu weisen. Ja, wenn er nicht nur Papinsky, diesen überaus fragwürdigen Professor, sondern auch dessen Sekretärin und den obskuren Schneider Benigno sowie dessen Empfangsdame vor seinem inneren Auge Revue passieren ließ, dann verdichtete sich der Verdacht, dass er in den Dunstkreis höchst krimineller Elemente geraten war.

Doch daran ließ sich nichts mehr ändern; zu groß war die Verlockung; Seferlyn war felsenfest entschlossen, sich auf dieses unvergleichliche Abenteuer einzulassen, das sich mit dem Namen Papinsky verband. Also wanderten die Dokumente – welche eine einfältige, welche eine biedere Idee! - aus dem Koffer wieder in Kisten und Schränke. Beklagenswerterweise blieb das entbehrliche Nichts im Koffer zurück. Allein, war es wirklich entbehrlich? Es wäre durchaus eine Erwägung wert gewesen, mit leerem Koffer zu reisen. Die Leere hätte Seferlyn dann, in buddhistischem Geiste, als „wirklich unverzichtbar“ definieren können. Doch diese Entscheidung schied als anweisungswidrig aus, denn Leere kann man nicht in einen Koffer packen.

Wie und was auch immer - irgendetwas musste in den Koffer hinein. Zahllose Ideen kamen ihm in den Sinn, doch keine hielt der kritischen Prüfung stand. Er zermarterte sein Hirn, bis ihm saurer Schweiß auf der Stirne stand. Schier wollte es ihm das Herz verbrennen, weil ihm nichts Rechtes einfiel. Und so ergab er sich der Magie und befragte das I Ging. Er erhielt ein Hexagramm mit unwandelbaren Linien: „Die gesammelte Kraft“. Durchaus ein starkes Omen. Nun allerdings musste er die schwierige Kunst meistern, das Orakel zu interpretieren. Es heißt, das I Ging irre sich niemals, nur die menschlichen Auslegungen seien häufig zu einfältig. Seferlyn hatte gelesen, dass man das chinesische Orakelbuch nur angemessen deuten könne, wenn man es nicht als Produkt aus Leim, Papier und Buchstaben missverstehe, sondern es als überlegenes Geistwesen anerkenne.

Seferlyn bemühte sich, das Hexagramm in diesem erhabenen Sinn zu durchdenken. Schließlich gelangte er zu der Erkenntnis, dass allein Gegenstände mit hochkonzentrierter Energie für ihn wirklich unverzichtbar seien. In diesen Gegenständen hatte sich genügend überschüssige Kraft gesammelt, um einen Teil ihrer Energie auf ihre Besitzer übertragen zu können. Unverzichtbar waren - nach dieser Auslegung des Orakels – also nur magische Energiespeicher. Seferlyn war so beglückt, endlich auf dem Weg zur Lösung seines Problems zu sein, dass er gar nicht bemerkte, wie verschoben seine Gedanken recht eigentlich waren.

Genau genommen hatte er den Maßstab verloren, an dem gemessen seine Ideen als verschoben hätten eingestuft werden müssen. Stattdessen hieß nun das einzige Kriterium, dem er seine Gedanken unterwarf: Papinsky. Von seiner esoterischen Einsicht beflügelt, musterte Seferlyn die

Gegenstände seiner Wohnung, die er unruhig durchwanderte. Ihm war klar, dass er nun die Gegenstände in seinem Apartment inventarisierte, und dass dieser letztlich kaufmännische Vorgang ihn seiner Fähigkeit beraubte, den verborgenen Zauber der Dinge wahrzunehmen. Und so stieg Unbehagen wie feuchter Nebel in ihm auf und verdrängte die Kuhstallwärme der Esoterik. Nach Abschluss der Inventur, so hoffte er jedoch, würde alles besser, sobald nur magisches Denken sich wieder entfalten könne. Doch dieser Gedanke beruhigte ihn allenfalls vorübergehend.

Allein, auf der Inventarliste fanden sich überwiegend Gegenstände aus Kauf- und Einrichtungshäusern; das eine oder andere stammte auch von Flohmärkten. In diesen Verkaufsstätten werden jedoch nur ausnahmsweise magische Energiespeicher feilgeboten. Es kam also nur die kleine Zahl von Gegenständen in Frage, die weniger profanen Quellen zuzuordnen waren. Das Einhorn aus Elfenbein beispielsweise hatte er in der Werkstatt eines kenianischen Schnitzers erstanden. Bei genauerer Inspektion disqualifizierte es sich allerdings durch die Aufschrift „Made in China“ unter ihrem Sockel.

Auch die kinetische Skulptur einer jungen Künstlerin erschien ihm plötzlich nicht mehr so vortrefflich zu sein, wie er bisher, als Kenner, zu glauben sich verpflichtet gefühlt hatte. Und dann erst das Erbstück, die Kuckucksuhr. Gigantisch, ein Monstrum. Sehr alt, sehr wertvoll, ordinär. Eine silberne Zigarettendose, verspielt, Jugendstil – die kam für viele Sachen in Frage, nur nicht als spiritueller Kraftspeicher. Ein schwarzes, klotziges Telefon aus den guten, alten Zeiten der Wählscheibe war auch noch da. Seferlyn liebte es, aber die einzige Energie, die es gespeichert hatte, war die magnetische Kraft der Nostalgie. All dies war nun wirklich nichts für einen Koffer, mit dem man eine Reise in ein neues Leben antreten will.

Der einzige Gegenstand, dem er zutraute, überschüssige, also übertragbare, spirituelle Energie zu besitzen, war seine Kapländische Zimmerlinde. Eine esoterische Besucherin hatte ihn, während sie den größten Teil seiner Schwarzwälder Kirschtorte verschlang, ausführlich über die feinstofflichen Eigenschaften und Wirkungen dieser Pflanze aufgeklärt. So verbesserte sie dank ihrer großen, harmonisch geformten Blätter den Energiefluss des Raumes. Was das Chi betraf, sei sie eindeutig der Mercedes unter den Gegenständen in seiner Wohnung. Sie wolle gar nicht über die Bedeutung reden, die sie in der Welt des Voodoo besitze; er würde ihr das ja doch nicht glauben. Aber jetzt, da sie sehe, was für eine Pflanze er habe, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Vieles an ihm, was sie bisher nur geahnt habe, könne sie nun leicht esoterisch und psychologisch erklären. „Aber, halt lieber den Mund, Luise!“, sagte sie und war zu keiner weniger vagen Auskunft zu bewegen.

Selbstverständlich hatte Seferlyn diese Dame damals nicht ernst genommen, nicht wirklich, stattdessen das Thema gewechselt und betont, wie sehr er sich freue, dass ihr seine selbst gebackene Schwarzwälder Kirschtorte so gut munde. Tatsächlich gönnte er ihr nicht einen Bissen. Nun aber sah er die Ausführungen seiner Besucherin in einem anderen Licht. Sie brachte ihn dennoch seinem Ziel nicht näher.

Der Baum reichte nämlich beinahe bis zur Decke seines Wohnzimmers. Selbst ein Überseekoffer hätte hier nicht weitergeholfen. Hatte ihn das Orakel in die Irre geführt, oder war seine Interpretation falsch? Auch wenn er nur eine billige, schlecht übersetzte Ramschausgabe des I Ging besaß, widerstrebte es ihm zutiefst, die erste Möglichkeit auch nur in Erwägung zu ziehen. Hier war zweifellos seine eigene Fehlbarkeit verantwortlich. Der Edle zweifelt nicht, wenn das Orakel dunkel spricht, sondern er übt sich beharrlich in der Deutungskunst. Fördernd ist es, den großen Mann zu sehen. Fördernd ist auch der Südwesten. Kein Zweifel: Papinsky verließ ihn im Südwesten, denn dort befand sich Seferlyns Wohnungstür.

Zunächst dachte Seferlyn, dass Papinsky schließlich auch keine andere Wahl hatte, und schämte sich wenig später wegen seiner Engstirnigkeit. Der Professor hätte schließlich auch zum Fenster hinaussteigen und die Feuerleiter nehmen können. Je länger er darüber nachdachte, desto ungewöhnlicher erschien es ihm, dass Papinskys Wahl auf die Wohnungstür fiel. Klar, so ein Mann schlüpfte nicht gedankenlos durch jedes Loch vor seiner Nase. Seine Bewegung folgte vielmehr einer spezifischen Yin-Yang-Mischung, die es zu ergründen galt. Es war im Übrigen nicht auszuschließen, dass ihn Papinsky mit Bedacht vor ein unlösbares Problem gestellt hatte. Schließlich konfrontieren auch Zen-Meister ihre Schüler absichtlich mit derart paradoxen

Aufgaben. Falls die Auswahl unverzichtbarer Dinge zu diesen Aufgaben zählte, dann war die Lösung nicht im Reich des Verstandes zu suchen. In diesem Falle musste Seferlyn vielmehr auf seine Intuition vertrauen.

War das Papinskys Botschaft? Vielleicht aber hatte Seferlyn auch nur die Problemstellung falsch aufgefasst. Möglicherweise handelte es sich bei dieser Aufgabe ja um einen gut getarnten Intelligenztest, um eine besonders raffiniert eingefädelte Probe seiner allgemeinen Problemlösungsfähigkeit. Aus dieser Sicht schien es Seferlyn das Klügste zu sein, die Suche nach dem unverzichtbaren Gegenstand als Denksportaufgabe zu betrachten. Die meisten Denksportaufgaben werden bekanntlich so konstruiert, dass man die wesentlichen Bedingungen der Lösung zunächst übersieht. Um dies auszuschalten, hieß es, die Aufgabenstellung noch einmal sorgsam zu rekapitulieren.

Hatte etwa die Privatsekretärin vergessen, Seferlyn wesentliche Aspekte der Problemdefinition mitzuteilen - oder dies unter Umständen sogar absichtlich versäumt? Oder hatte sie Formulierungen gewählt, die das Wesentliche als unwesentlich erscheinen ließen? Musste Seferlyn die Begriffe „unverzichtbar“, „Ding“ und „Koffer“ noch einmal kritisch unter die Lupe nehmen? Vielleicht verbargen sich unter ihrer umgangssprachlichen Oberfläche in den Tiefen ihres semantischen Gehalts verborgene Nebenbedeutungen, die im gegebenen Kontext aber das entscheidende Netzwerk der Bezüge aufspannten.

Was bedeuteten „Koffer“, „Ding“, „unverzichtbar“? Im Wort „Bedeutung“ steckt das Deuten; worauf deuteten diese Begriffe hin. Waren es Zeiger, die über den Alltag, gar über unsere irdische Existenz hinauswiesen in ein Jenseits all dessen, was Seferlyn bisher in Erwägung gezogen hatte? Wenn sie gar in ein Reich verwiesen, in dem die Gesten des Zeigens nur im metaphorischen Sinne real sind, in den inneren Bezirk der Seele also, wenn dies... was dann? Wie auch immer: Nur wirklich unverzichtbare Gegenstände sollten in einen Koffer gepackt werden. Dies war das einzig Greifbare. Daran hatte er sich zu halten.

Er drehte und wendete diese scheinbar simple Aufgabe in seinem Kopf, als gelte es, sie im Fluss der Gedanken wie einen Kieselstein zu glätten. Währenddessen begann sich eine kaum zu beherrschende Erregung in seinen Eingeweiden auszubreiten. Seferlyn bemerkte, dass er sich zwanghaft immer wieder heftig auf die Lippen biss. Je aufgewühlter er sich fühlte, desto verzweifelter suchte er nach einer Lösung des Problems, vor das ihn der merkwürdige Besucher gestellt hatte. Schließlich sackte er erschöpft in einem Sessel zusammen. Für Minuten gewährte ihm die geistige Ermattung einen gewissen Abstand zu seinem Problem. Diese Distanzierung schuf Raum für einen Anflug kritischen Denkens.

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, als er sich eingestand, dass er Papinsky nun endgültig als eine Autorität anerkannt hatte, deren Befehlen er bedingungslos gehorchen musste, so vernunftwidrig sie auch immer sein mochten oder erschienen. Doch eine tief greifende Lähmung seiner Seelenkräfte entschärfte den Impuls zum Aufbegehren.

Aus der Küche drang strenger Fischgeruch ins Wohnzimmer. Der Mülleimer quoll über. Seit Papinskys Besuch hatte er maßlos Fisch aus Konserven in sich hineingestopft. Er verschmähte alle anderen Speisen, obwohl er Dosenfisch vor dem Auftauchen des Professors stets zutiefst verabscheut hatte. Seferlyn schleppte sich zum Fenster und lüftete. Er erwog den Gedanken, den Abfall in die Hausmülltonne zu schmeißen, verwarf diese Idee angesichts seiner allumfassenden physischen und psychischen Kraftlosigkeit jedoch wieder.

Luft, dachte er, sei fraglos ein unverzichtbarer Gegenstand, also könne er selbstredend mit einem luftgefüllten Koffer reisen. Trotz wachsender Verwirrung Seferlyn selbstredend klar, dass Luft auf der Oberfläche unseres Planeten allgegenwärtig ist; und so verstieg er sich zu dem Gedanken, dass Papinsky ihn eventuell in luftleere Räume führen wollte – vielleicht in die Tiefsee, den Weltraum. In diesem Falle wäre ein solider Vorrat an Luft zweifellos unverzichtbar gewesen. Einerseits also entbehrte diese Idee im Rahmen des Wahnsystems, das sich nun in Seferlyns Kopf entfaltete, durchaus nicht einer gewissen Plausibilität. Andererseits aber kann man Luft, da sie sich dem Zugriff entzieht, nicht in einen Koffer packen, wo sie sich überdies ohnehin schon befand. Vielleicht aber galt es, ihr durch Komprimierung in einen unverzichtbaren Gegenstand zu verwandeln. Die Vorstellung allerdings, Papinsky Sauerstoffflaschen als angeblich unverzichtbare

Gegenstände zu präsentieren, ließ Seferlyn frösteln.

Als er gerade kapitulieren, sich in sein Schicksal ergeben und sich mit einer Flasche Gin in die Besenkammer verkriechen wollte, gebar die Verzweiflung einen Einfall, der zunächst aberwitzig anmutete. Bei oberflächlicher Betrachtung widersprach er jeder erdenklichen Facette der Bedeutung des Begriffs „unverzichtbar“. Im Klartext: Er schien das „Un-“ schlichtweg zu negieren. Doch Seferlyn war in dieser Situation, aufgrund seiner Entkräftung, zur oberflächlichen, rationalen Sichtweise gar nicht mehr in der Lage; er sackte vielmehr haltlos in die Tiefe, und als er dort den Schlamm seiner Seele aufwühlte, stieg die rettende Einsicht wie eine Blase aus Faulgas ans Licht. Wenn nämlich tatsächlich alle Gegenstände in seinem Besitz nicht wirklich unverzichtbar, weil ersetzbar waren (oder zu groß für einen Koffer), so konnte das für ihn Unverzichtbare nur etwas Verzichtbares sein. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Auf das Verzichtbare konnte er nicht verzichten. Wäre es anders gewesen, dann hätte er ja nicht lauter verzichtbare Gegenstände in seinem Besitz gehabt. Warum hatte er nicht gleich daran gedacht, die Lösung auf dem Wege des dialektischen Denkens zu suchen? Hinterher sei man immer schlauer, dachte er.

Nun musste Seferlyn nicht mehr lang überlegen, jetzt war er in seinem Element - wie ein kleiner Junge, der den neuen Stabilbaukasten auspackt. Er kramte eine Spule mit festem Draht aus seiner Werkzeugkiste, holte den Rasierspiegel aus dem Bad, nahm einen Notizblock sowie einen Kugelschreiber vom Schreibtisch und verband Rasierspiegel, Notizblock und Kugelschreiber mit dem Draht zu einer festen Einheit.

Der Spiegel bildete die Unterlage, darauf wurde der Notizblock zentriert, der Stift lag quer auf dem Block. Auf die Unterseite des Spiegels klebte er seine Wünschelrute. Das ganze Ensemble wickelte er in rosa Geschenkpapier und verschnürte das Objekt mit einem azurblauen Band. Unter das Band schob er fünf Schoko-Dominosteine, drei auf die Vorderseite und zwei auf die Rückseite des Päckchens. „Das braucht kein Mensch!“, dachte er. Erleichtert legte er seinen unverzichtbaren Gegenstand behutsam in den Koffer, verschloss ihn langsam, während er den Ersten Merseburger Zauberspruch (Entspringe den Haftbanden“) rezitierte, und warf den Schlüssel ins Klo.

Ein Triumphgefühl euphorisierte ihn, doch zugleich fühlte er sich völlig närrisch. Obwohl er etwas ganz und gar Albernem getan hatte, schien es ihm dennoch, als hätte er nach langem, zähen Ringen endlich ein bedeutsames geistiges Problem gelöst. Er legte die Platte mit der H-Moll-Messe auf und lauschte. Während die hohe Messe seine Brust mit ozeanischen Gefühlen erfüllte, rekapitulierte er beständig die Anordnung der Elemente seines unverzichtbaren Gegenstandes, während er ihn mit seinem inneren Auge betrachtete.

Im Seminar

Papinskys Fahrer holte Seferlyn am nächsten Tag zur vereinbarten Stunde ab. Er war ein farbloses, fast durchsichtiges Männchen mit gewaltigen Augenbrauen, die zu einem Hünen gepasst hätten. Er wirkte wie ein verkrüppelter Gnom, wenngleich seine Körperform ebenmäßig war. Er gab sich wortkarg, obwohl man bei ihm, vom Typ her, eher die Geschwätzigkeit des Zukurzgekommenen vermutet hätte. Sein Gesicht war ordinär, die Ohren standen ab und seine lauernde, lüsterne und dumpfe Mimik verlieh ihm die Ausstrahlung eines Menschen aus kleinen Verhältnissen, der ein Pöstchen ergattert hatte und nun stets darauf bedacht war, sich nicht daneben zu benehmen.

Doch Papinskys Fahrer gehörte zu einer Welt, in der nichts ist, was es zu sein scheint. Sein Name, sagte er, sei Raschke und so solle ihn Seferlyn auch anreden: „Nicht etwa Herr Raschke, Raschke genügt! Alles andere hält nur auf. Wer lässt sich schon gern aufhalten?“ Nach diesen Worten verfinsterte sich sein Gesicht ingrimmig, hellte sich jedoch sofort zur Miene eines diensteifrigen Subalternen wieder auf. Seferlyn empfand das Betragen Raschkes als höchst befremdlich und zugleich als sehr vertraut. Er war aber nicht in der Lage, diesen Widerspruch seiner Empfindungen aufzulösen. Stattdessen zerfiel sein Bewusstsein in zwei Kontexte, und so folgte er dem Fahrer mit

unguten Gefühlen und ließ sich von ihm voller Zuversicht führen.

Vor Seferlyns Haustür parkte ein sehr teures, repräsentatives Automobil: der Smidt Pico, Delta-Klasse. An Stelle des Markenzeichens zierte das Fahrzeug eine silberne Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln als Kühlerfigur. Das wuchtige, rubinrote Gefährt hatte schmale Frontfenster, die beinahe wie Sehschlitze aussahen. Der silberne Auspuff glich einer Schalmei. Die Fahrzeuge der Delta-Klasse waren den Kundenwünschen angepasste Variationen eines dominanten Grundmusters, das ihnen trotz der mitunter exzentrischen Details ein unverwechselbares Äußeres aufprägte. Die Luxuskarossen der Firma Smidt galten als ein Symbol des Reichtums und souveräner Lebensart. Einen knorrigen, eigensinnigen Bourgeois anerkennend als „Delta-Klasse“ zu charakterisieren, war damals Usus in den Gazetten und Magazinen.

Sie stiegen ein. So war Seferlyn noch nie in ein Automobil eingestiegen: Raschke riss den Schlag auf, wartete in militärischer Haltung und mit steinerner Miene, bis Seferlyn in den Polstern der hinteren Sitzbank versunken war, und schloss die Tür wieder, fast lautlos. Raschke schien auch körperlich sehr wandlungsfähig zu sein, zumindest hatte Seferlyn den Eindruck, dass er größer wurde, als er Haltung annahm und dann wieder schrumpfte, als er einstieg. Doch dies ist nur die halbe Wahrheit. Diese Größenveränderung nahm er nur im Bewusstseinszustand der gemischten Gefühle wahr. Im gleichzeitigen Bewusstseinszustand, der durch hoffnungsfrohe Erwartung gekennzeichnet war, bemerkte er keine Verlängerung oder Verkürzung des Körpermaßes Raschkes.

Die Hinterbank des Automobils, die jeder Bewegung seines Körpers sanft nachgab, vermittelte Seferlyn das Gefühl der Schwerelosigkeit. In einem solchen Gefährt, dachte er, fahre man nicht einfach von Punkt A nach Punkt B. Mit ihm durchmesse man seinen Machtbereich. Gehörte es ihm – während er dies dachte, verklärte ein träumerisches Lächeln seine Züge - dann säße jetzt entweder eine rassige Schönheit im geschlitzten Kleid mit knallrotem Schmolmund neben ihm oder aber eine kühle Assistentin mit schicker Brille, im Business-Kostüm, kerzengerade; sie hätte die in eine hautfarbene Strumpfhose gehüllten Beine übereinandergeschlagen und die Unterschenkel linksschräg unter die Sitzbank gezogen. Beide, die Rassige und die Kühle würden ihn natürlich, jede auf ihre Weise, so sagte er sich im Stillen, verehren und begehren, während er, mit Pokerface, Akten überfliege und Kommandos ins Autotelefon belle.

Raschke verhielt sich unauffällig. Diese Unauffälligkeit aber war äußerst intensiv, als sei sie keine passive Haltung, sondern eine aktive Mitteilung. Seferlyn hatte den Eindruck, als verwirkliche Raschke die Rolle eines unauffälligen, unaufdringlichen Fahrers – aber nicht wie ein Schauspieler, sondern wie der Schöpfer dieser Wirklichkeit, wie Gott. Die Limousine glitt leise und sanft durch die Straßen Nürnbergs. Seferlyn gab sich seinen Phantasien hin. Nach einer Weile stieg Vanille-Duft in seine Nase. Er wollte lüften, aber die Seitenfenster waren blockiert.

Bei seinem Versuch, die Blockade zu überwinden, brach er in Schweiß aus; aber er wagte es nicht, Raschke um Hilfe zu bitten. Schließlich gab er auf und schaute zur Ablenkung nach draußen. Die Stadt war ihm vertraut und fremd zugleich. Sie präsentierte sich mit Fachwerk, Türmen und Gemäuer als fränkische Idylle. Seferlyn hatte den Eindruck, als sei das Seitenfenster zu seiner Rechten ein Monitor und er sähe einen Werbefilm des Stadtmarketings. Er wandte sich nach links. Dort sah er nur verschwommen vorbeisausende Fassaden.

Raschke fuhr majestätisch; sein Fahrstil missachtete die Rechte anderer souverän, als rechne er nicht mit Widerstand. Es schien in der Tat so, als wichen andere Fahrer ehrerbietig vor ihm zurück – und dies oft mit Fahrmanövern, die physikalisch gar nicht möglich waren. Er peitschte seinen Smidt mit überhöhter Geschwindigkeit über den Asphalt und überholte sogar eine Streife der Verkehrspolizei mit 120. Seferlyn schaute über seine Schulter durch die Heckscheibe und sah, was er kaum glauben mochte, dass nämlich die Beamten lächelten und freundlich winkten.

Seferlyn hatte trotz des haarsträubend riskanten Fahrstils Raschkes nicht das Gefühl, sich in Gefahr zu befinden. Die magische Unauffälligkeit des Fahrers überstrahlte dessen gesamte Persönlichkeit und ließ jeden Gedanken daran, dass sein Verhalten ein Grund zur Beunruhigung sein könne, als abwegig erscheinen. Seferlyn fühlte sich so sicher wie in einem Simulator.

Schließlich fädelt sich Raschke in den Verkehr einer Autobahn ein. Er geriet in einen Konvoi von Schlachtviehtransportern. Die Tiere erfasste helle Panik, weil die Fahrer versuchten, mit Raschkes

Tempo Schritt zu halten. Bei den Lastkraftwagen handelte es sich offenbar um Super-Racing-Trucks, die zwischen den Rennen nützliche Aufgaben erledigten. Aus dem Wald am Hang floss Nebel in breiten Strömen über die Fahrbahn und ergoss sich in die tiefer liegenden Felder. Seltsame Gebilde formten sich aus dem Nebel: ein Pferd aus Dunst, das durch die klirrende Kälte trabte; ein wandernder Baum, mit Reif geschmückt; ein Polyp mit rauchenden Armen.

Nach einer Viertelstunde war es Raschke endlich gelungen, mit 280 aus dem Konvoi auszubrechen und ihn abzuhängen. Der Fahrer fragte Seferlyn, ob er das Autoradio einschalten dürfe, wegen der Verkehrsnachrichten. Das Wort „Verkehrsnachrichten“ wirkte wie ein Schlüsselreiz. Plötzlich wurde sich Seferlyn bewusst, dass Raschke wie ein Desperado fuhr, der sich selbst ebenso bedenkenlos gefährdete wie seinen Fahrgast und andere Verkehrsteilnehmer. Mit Schweißperlen auf der Stirn, bejahte Seferlyn Raschkes Frage; er hoffte, das Radioprogramm möge ihn von seinen Todesängsten ablenken. Seferlyn hatte das Gefühl, dass aus den Lautsprechern nicht nur Schlagermusik dudelte, sondern unsichtbarer Schleim quoll. Dieser legte sich wie ein klebriger Film auf seine Haut und drang in seine Körperöffnungen ein. Er fühlte sich dem Ersticken nahe, obwohl er regelmäßig atmete.

Die Autobahn führte nun in sanftem Schwung abwärts aus den Bergen ins Flache, der Nebel lichtete sich und die Fahrbahn schien in den Horizont einzubiegen. Arbeiter zertrümmerten, rhythmisch den Hammer schwingend und singend, Felsbrocken am Straßenrand. Seferlyn gewahrte ein metallisches Glitzern, als seien die Arbeiter aneinandergekettet. Dann endlich Nachrichten. Seferlyn atmete seufzend auf, weil sich der Schleim löste. Auf der Autobahn herrschte nun verhältnismäßig wenig Verkehr. Kein Auto überholte sie, und die wenigen Fahrzeuge, die ihnen entgegenkamen, strebten den Ausfahrten zu.

Wilde Jungs tuckerten mit ihren Smidt Bikes auf Feldwegen neben der Fahrbahn. Für eine Weile begleitete ein ruhiger Fluss mäandierend die Autobahn: Paddler hier und da, zahllose Wasservögel, Autowracks, an denen sich der Müll staute, und zwischen zwei Flussbiegungen eine traumhaft schöne Parade von Trauerweiden. Seferlyn faszinierten die großen schwarzen Vögel, die auf Weidezäunen hockten und deren Flügel sie umschlossen wie Roben. Immer, wenn Weidezäune mit diesen Vögeln auftauchten, stockte Seferlyns Wahrnehmung für einige Sekunden, als würde ein Film angehalten – doch da die Unterbrechung stets nur sehr kurz war, maß er ihr zunächst keine besondere Bedeutung bei.

Nach einigen Wiederholungen dieses Phänomens hielt er seinen Arm so, dass er zugleich die Vögel und seine Uhr sehen konnte. Er stellte fest, dass der Sekundenzeiger mehrere Sekunden übersprang, sobald die Wahrnehmung wieder einsetzte. Die Zeit lief also nicht aus dem Ruder. Kein Grund, sich deswegen Sorgen zu machen.

Raschke raste mit 220 über einen holprigen Streckenabschnitt. Dennoch fuhr der Wagen so ruhig und leise wie eine Magnet-Schwebbahn. Im Rückspiegel betrachtete Seferlyn Raschkes Gesicht. Es vibrierte, als ob das Auto über eine schlechte Wegstrecke führe. Seferlyn hatte seine Furcht nun vollends verdrängt. Er genoss es sogar, die Landschaft wie im Zeitraffer an sich vorbeischießen zu sehen, während die blanke Panik angesichts dieser selbstmörderischen Geschwindigkeit im Vorbewussten lauerte und von dort aus zarte Anflüge lustvollen Grauens ins Bewusstsein sandte. Er bewegte sich so wenig wie möglich. Wenn er sich nämlich ohnehin im Zustand der Bewegungslosigkeit befände, so sagte er sich, dann könne ihm ja auch nicht die Schreckensstarre in den Körper fahren, falls ihn doch noch die Panik ergreifen sollte; und in diesem Fall sei alles halb so schlimm.

Die vorüberflitzenden Gegenstände verschmolzen zu kurzlebigen, bizarren Formen. Die Welt löste sich in pulsierende, zweidimensionale, farblich aber sehr intensive Geometrien auf. Auch wenn ihn der riskante Fahrstil Raschkes kaltließ, so loderten dennoch Flammen der Angst in entlegeneren Regionen seiner Seele, weil auch sein Körper die Tiefe verloren hatte und zweidimensional geworden war. Zweidimensional geworden waren auch seine Gedanken; ihrer Bedeutung beraubt, glichen sie dem Schattenriss eines Zugs, der ins Leere raste. Doch als Raschke plötzlich scharf bremste, spürte Seferlyn seine Muskeln wieder; und dies gab ihm das Gefühl der Dreidimensionalität zurück.

Nun verdrängte seine Körperempfindung jede andere Wahrnehmung, und aufgrund dieser

schieren Raumerfahrung verlor er sein Zeitgefühl. Als Raschke vor einem großen Gebäudekomplex anhielt, glaubte Seferlyn zunächst, er hätte die Strecke von seiner Wohnung bis dorthin auch zu Fuß gehen können; dann allerdings beschlich ihn Zweifel daran und schließlich hätte er schwören können, mehr als 24 Stunden ohne Unterbrechung im Auto gesessen zu haben. Der Fahrer sprang federnd aus dem Wagen, ließ Seferlyn aussteigen, eilte zum Kofferraum und überreichte ihm lächelnd den Koffer mit dem unverzichtbaren Inhalt. Raschkens Lächeln wirkte zunächst business-like, wie das genormte Mienenspiel bei geschäftsmäßiger Verabschiedung, doch dann leichenhaft-obszön wie die Mimik eines Vampirs in einem schlechten pornographischen Horrorfilm. Die Veränderung des Eindrucks erfolgte exakt zu dem Zeitpunkt, als Seferlyn den Griff des Koffers berührte. In diesem Augenblick ereigneten sich auch noch andere seltsame Dinge, die Seferlyn jedoch mit wenigen Ausnahmen nicht bemerkte, weil sie zu intensiv oder zu schnell vorüber waren. Nur die Verwandlung des Hydranten, neben dem Raschke geparkt hatte, in einen Bildstock rückte in den Brennpunkt seiner Aufmerksamkeit.

Die anderen Denkwürdigkeiten, wie beispielsweise die vorübergehende Verflüssigung des Asphalts, drangen nur am Rande oder eben überhaupt nicht in sein Bewusstsein. Unter günstigeren Umständen hätte Seferlyn den kunstvoll tordierten Schaft des Tabernakelpfeilers sicher eingehender gewürdigt, nun aber ließ ihm Raschke nur Zeit für einen kurzen Blick in den Tabernakel des Bildstocks. Dort lehnte lässig an einem Mäuerchen aus Backsteinen in der Größe von Würfelzucker die Jungfrau mit dem Kinde im Arm und dieses, ja, es lebte, es lächelte. Doch schnell war der Zauber vorüber und Seferlyn hatte kaum Gelegenheit, sich die Augen zu reiben, denn Raschke drängte zur Eile.

„Herr Papinsky wünscht,“ sagte der Fahrer, „dass Sie jetzt“ - er wies, als wolle er den Verkehr regeln, mit einer mechanisch wirkenden Geste zum Eingang der Universität - „durch das Hauptportal gehen, sofort mit dem Aufzug in den dritten Stock fahren und den Seminarraum mit der Nummer 3.041 aufsuchen. Bitte halten Sie sich nicht im Foyer auf, was immer sich dort auch ereignen mag. Sie werden an einem Seminar teilnehmen, das in wenigen Minuten beginnt. Nachher kommen Sie bitte wieder hierher zurück. Ich werde auf Sie warten.“

Da Raschke unwirsch wirkte und keine Neigung zu weiteren Erläuterungen erkennen ließ, setzte sich Seferlyn erst zögernd, dann aber, nachdem der Fahrer „Wird's bald!“ gerufen hatte, forschend Schrittes in Bewegung. Es war anstrengend, so dynamisch auszuschreiten, wie er sich nun voranzustürmen gedrängt fühlte. Er musste gegen eine lähmende körperliche und geistige Mattigkeit ankämpfen. Seine Beine waren noch sehr steif. Dies deutete darauf hin, dass sie viele Stunden gefahren waren. Da er seinen Zeitsinn verloren hatte, konnte er die Dauer der Fahrt nicht einschätzen. Allein der Gedanke an Zeitspannen löste quälende Missstimmungen aus. Die unerhörte Mühe, die ihm nun die Überwindung räumlicher Distanz abverlangte, raubte ihm zudem die Energie, die zur Orientierung in der Zeit erforderlich gewesen wäre.

Als Seferlyn den Seminarraum betrat, saßen dort fünfzehn junge Männer und drei junge Frauen. Obwohl die Studenten sich gleichmäßig im Raum verteilt hatten, nahm er drei Gruppen mit fünf Männern wahr, denen er jeweils eine Studentin zuordnete. Sein Sinn für Zahlen, Mengen und Muster, sonst eher unterentwickelt, war plötzlich aufs Äußerste geschärft. Seferlyn bildete die Gruppen nicht aufgrund der räumlichen Nähe ihrer Mitglieder, sondern wählte die Form der Nase als Kriterium: Hakennase, breite Nase, spitze Nase. Ein breitnasiger Student rülpste. Eine Studentin mit spitzer Nase zischte empört.

Die männlichen Studenten malten ohne Pause zwanghaft wirre Spiralen auf ihr Konzeptpapier. Sie schauten skeptisch, nachdem sie eine Zeichnung fertiggestellt hatten, schüttelten unwillig die Köpfe und begannen eine neue Spirale. Die weiblichen Studenten zeichneten ebenfalls Spiralen, aber mit mütterlich wirkender Sorgfalt, die, rührend und komisch zugleich, ihre kalten, abweisenden Mienen fast vergessen machte. Die Studentinnen wirkten, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, entspannt und selbstsicher. Nur eine junge Dame mit Hakennase machte einen verlorenen und gehetzten Eindruck.

Seferlyn musste beinahe zwanzig Minuten auf den Beginn der Vorlesung warten. Es war mäuschenstill – so still, dass in Seferlyns Bewusstsein, dem die Stille unheimlich war, der längst verklungene Rülps immer noch nachhallte. Nur selten wurde die Stille gestört, wenn einer der

Studenten ein Blatt aus einem Notizblock riss. Dann schreckten die Männer seiner Gruppe so heftig auf, dass ihnen grüner Speichel aus den Mundwinkeln rann. Sofort trat – allerdings nur für Sekunden - ein Anflug des Ekels in das Gesicht der Studentin, die der geifernden Gruppe zugeordnet war, also die entsprechende Nasenform hatte. Das Ausreißen der Blätter klang wie das Effekt-Becken in einem langsamen Musikstück: Rrrrrrrsch-sch-sch. Anschließend rief die sich ekelnde Studentin sehr kurz und quietschend: „Hu!“

Seferlyn fragte seine spitznasige Sitznachbarin, was es mit den Spiralen auf sich habe, aber er erntete nur einen aberwitzigen Blick, der im weiten Feld zwischen kuhhafter Blödsinn und einsteinschem Scharfsinn nomadisierte. Offenbar galt es als Sakrileg, den Sinn des wunderbar gewundenen Kunstschaffens der Studenten anzusprechen. Die junge Frau teilte Seferlyn das Ausmaß ihrer Verstimmung durch Schweigen mit. Sie presste ihre Lippen zusammen und ihren Nasenlöchern entstiegen grüne Wölkchen, die nach Vanille dufteten. Die ihr zugeordnete Gruppe der spitznasigen Männer dampfte nun sogar aus allen Körperöffnungen und erfüllte den Seminarraum mit atemberaubendem Vanilleduft.

Da er keine Antwort erhielt, versuchte Seferlyn, der Sache selbst auf den Grund zu gehen und schaute die Spiralen, die er von seinem Platz aus erkennen konnte, genauer an. Er stellte fest, dass es sich dabei ausnahmslos um Doppelspiralen handelte. Sie waren meist sehr ungelent gezeichnet, aber die rechte Spirale stellte stets eine exakte spiegelverkehrte Kopie der linken dar.

Erst jetzt fiel Seferlyn auf, dass die Studenten mit den Hakennasen, und nur diese, die Spiralen beidhändig zeichneten. Obwohl keiner der Studenten ein begabter Zeichner zu sein schien, wagten sie sich an schwierige Spiralförmigkeiten; höchst beliebt war eine Doppelspirale, deren Krümmung mit der Entfernung vom Nullpunkt immer größer wurde. Besonders Verwegene versuchten sich auch an doppelten zylindrischen Spiralen, die am oberen Ende zusammenhingen. Folgte man diesen Schraubenlinien in Leserichtung mit den Augen, so beschrieb man mit ihnen zunächst eine auf-, dann eine absteigende Bewegung.

Aus der Ferne bemerkte Seferlyn nun etwas sehr, sehr Eigenartiges. Um es in Augenschein zu nehmen, erhob er sich, holte sich zur Tarnung seiner Neugier ein Taschentuch aus seinem Mantel, der an einem Wandhaken hing, und machte auf dem Rückweg zu seinem Platz einen unauffälligen Schlenker, um das Werk eines Studenten aus den Augenwinkeln betrachten zu können; Donnerwetter: eine Loxodrome, eine sphärische Spirale, gezeichnet von der Breitnase, die gerülpst hatte. Seferlyn verzieh ihm sofort das schamlose Geräusch, als er diese Spirale sah.

Wenngleich der Anblick der Loxodrome den Journalisten zunächst in bewunderndes Erstaunen versetzte, löste die Erinnerung daran in den folgenden Minuten ein Gefühl tiefer Beklemmung bis hin zur Vernichtungsangst aus. Fluchtgedanken jagten durch seinen Kopf, ohne dass sie seinen Körper mitzureißen vermochten, denn seine Beine versagten ihm ihren Dienst.

In heller Panik wollte er nach einem Arzt rufen, aber er brachte keinen Ton heraus. Vor lauter Angst wollte er in die Hose defäkieren, aber seine Schließmuskeln waren wie gelähmt. In diesen Sekunden höchster Not wollte er sich dem Wahnsinn ergeben, aber sein Verstand tickte zuverlässig wie ein Uhrwerk. Kerzengerade saß er da auf seinem Stuhl, und hätte sich eine Erdspalte aufgetan, er wäre in dieser aufrechten Haltung ungerührt darin versunken. Endlich, als Seferlyn den Wahnsinn freudig als Erlösung zu begrüßen bereit war, betrat Papinsky den Raum und begab sich mit schnellen Schritten ans Katheder. Er kam zur Tür herein, aber Seferlyn wäre es lieber gewesen, wenn der Professor sich mitten im Raum aus dem Nichts materialisiert hätte. Dass er nämlich den profanen Weg durch die Tür wählte, gab Seferlyn Rätsel auf, und wenn ein Professor gleich schon beim Hereinkommen Verständnisschwierigkeiten hervorruft, so ist dies kein gutes Omen.

Ein Assistent Papinskys trabte durch die Reihen und teilte Fotokopien aus. Die Überschrift des Skripts verriet, dass es sich um eine stichwortartige Zusammenfassung der Inhalte handelte, die Thema der letzten Seminarstunde waren. Der Assistent trug einen blauen Anzug, ein weißes Hemd, Krawatte, Designer-Brille und erweckte den Eindruck eines aufstrebenden Trainees in der Großindustrie. In jener Zeit war es an Universitäten nicht üblich, sich so zu kleiden, auch nicht in den ökonomischen Disziplinen, erst recht aber nicht an der philosophischen Fakultät. Sein übertriebener, linkischer Eifer beim Verteilen der Fotokopien, die ihm wiederholt aus der Hand zu

rutschen drohten, widersprachen aber dem Eindruck, den sein Äußeres vermittelte, fundamental. Dass dieser Mann nicht zur Tür hereinkam – jedenfalls nicht auf seinen Füßen - war Seferlyns Aufmerksamkeit entgangen. Der Assistent entstieg vielmehr der Aktentasche, die den Professor begleitete, die Papinsky aber nicht zu tragen schien, wengleich seine linke Hand über ihr schwebte.

Der junge Mann kam aus der Aktentasche hervor, nachdem diese, während der Professor sich nach rechts neigte, neben dem Katheder zu Boden gesunken war. Er war zunächst nur daumengroß. Er kroch durch einen Spalt, den die Lasche jeweils an den Seiten der Tasche freiließ. Die ebenfalls deutlich verkleinerten Fotokopien hatte er unter den linken Arm gepresst. Mit der rechten Hand hielt er sich beim Herabklettern fest. Er hangelte sich zunächst zum Verschluss herab, verschnaufte dort, sobald er festen Halt unter seinen Füßen spürte, dann sprang er ab. Schon als er den Boden berührte, war er deutlich größer geworden, und dann ging alles ganz schnell und geräuschlos. Selbst wenn er sich nicht in einen erwachsenen Mann, sondern in einen gleichgroßen Käfer verwandelt hätte, wäre dies Seferlyn entgangen – zu sehr fesselte und faszinierte ihn Papinsky.

Nachdem jeder Zuhörer das Skript vor sich liegen hatte, räusperte sich der Professor und die Studenten stellten sofort das Spiralenzeichnen ein. Papinsky beobachtete diesen Vorgang mit offenkundigem Wohlwollen. Für einen kurzen Moment verweilte sein Blick auf Seferlyns Pult - tadelnd, als missbillige er, dass dieser als einziger keine Spiralen gezeichnet hatte. Dann aber verbarg er die Botschaft seines Blicks wieder in der Undurchdringlichkeit seiner wuchtigen Persönlichkeit. Die Studenten blickten ehrfürchtig zu Papinsky auf. Die Gesichter der Studentinnen waren leicht gerötet; auf den Stirnen der Studenten bildeten sich Schweißtropfen. Die Studenten mit den Hakennasen schwitzten besonders intensiv; ihnen tropfte der Schweiß auch von den Nasenspitzen.

Mit dem Ende des Spiralenzeichnens veränderte sich Seferlyns Bewusstseinszustand. Davon abgesehen, dass er seine vollends deplatzierte Präsenz inmitten eines Kreises von Studenten in einem Seminarraum nicht kritisch würdigte, war er wieder völlig normal. Hätte man ihn in diesem Zustand an einen Stammtisch gesetzt, in die Schlange an der Kasse eines Supermarktes gestellt oder gar unter die Besucher eines Fußballspiels gemischt, er wäre gar nicht aufgefallen. Seferlyn lehnte sich entspannt zurück und faltete seine Hände auf dem Bauch. Er war der einzige Zuhörer, der keine physiologischen Auffälligkeiten zeigte. Besonders bei den Breiträsen wurden nun die Symptome immer drastischer: rote Flecken, Pusteln, rasselnder Atem, Juckreiz, dem, mitunter in unanständiger Weise, nachgegeben wurde.

Der Assistent rief, bevor er wieder in der Aktentasche verschwand: „Ruhe bitte!“ - obwohl es totenstill war in diesem denkwürdigen Augenblick, als Seferlyn jeden Halt verlierend seine Höllenfahrt in den Abgrund begann – und dann noch einmal, sehr leise quäkend, schon in der Aktentasche: „Ruhe bitte!“ Der Professor versetzte seiner Dokumentenmappe einen Tritt.

„Heute werde ich Ihnen“, begann Papinsky, „das Konzept des Hyperzeitraums vorstellen. Es ist kein schönes Wort, aber es ist hier ja auch kein schöner Ort.“

Die Studenten lachten pflichteifrig. Seferlyn war absolut nicht klar, worin der Witz dieser Äußerung bestand. Aber auch er lachte – nicht etwa, weil er sich anpassen wollte oder weil er einer Gefühlsansteckung erlag, sondern weil ihm danach zu Mute war. Er lachte wiehernnd, obwohl er sonst eher dazu neigte zu meckern. Er wich von seiner üblichen Art des Lachens nicht etwa ab, um jazzige Dissonanzen ins Lachen der anderen Zuhörer zu mischen, unter denen die Männer ihrer Belustigung durch ein tiefes Hohohoho-Staccato Ausdruck verliehen, wohingegen die Frauen ein helles Hihihhi-Staccatissimo hinzugirrteten. Vielmehr lachte er wiehernnd, weil er vor Lachen einfach nur wiehern konnte, wengleich er, wie bereits betont, nicht zu erkennen vermochte, was eigentlich witzig war an der Äußerung Papinskys, die zu dieser allgemeinen Heiterkeit Anlass gegeben hatte.

Raus aus der Aktentasche - „Ruhe bitte!“ - rein in die Aktentasche.

Der Professor fuhr fort: „Wir widmen uns einer geometrischen Struktur, die den jungen Gautama mit dem alten Buddha und Nietzsches Übermensch mit einem vorzeitlichen Einzeller verbindet. Wer die menschliche Geschichte für ein unentwirrbares Knäuel hält, der wird in dieser Struktur den

roten Faden finden, aus dem dieses Knäuel besteht. Ich bitte Sie daher, mir sehr aufmerksam zuzuhören, denn was heute besprochen wird, ist die Voraussetzung für das Verständnis späterer Lektionen unseres Kurses.“

Papinsky unterbrach sich und musterte der Reihe nach jeden Anwesenden für ein paar Sekunden. Zunächst nahm er Blickkontakt auf. Dies führte augenblicklich dazu, dass sich der Gemusterte kerzengerade aufrichtete und in völliger Bewegungslosigkeit verharrte. Dann fixierte Papinsky dessen Stirn, daraufhin die linke Schulter, anschließend die rechte. Danach betrachtete er die Hände, die übereinander auf dem Tisch lagen. Die Frauen hatten die linke Hand unten, die Männer die rechte. Sodann wandte Papinsky seinen Blick vom Körper ab und richtete ihn auf einen gedachten Punkt über dem Kopf des Gemusterten. Auf diesen Punkt deutete der Student mit dem Zeigefinger seiner linken Hand, sobald der Professor kaum merklich nickte. Die Art des Handzeichens hing vom Geschlecht und der Nasenform des Studenten ab.

Nur Seferlyn fiel aus der Reihe. Er ballte als Einziger die Faust über dem Kopf. Es ging ein Raunen durch den Raum. Seferlyn schaute erwartungsvoll auf die Aktentasche. Doch weder der Professor, noch sein Assistent reagierten auf Seferlyns provozierende Abweichung vom üblichen Procedere.

Nachdem der Professor die Musterung abgeschlossen hatte, warf er einen flüchtigen Blick auf den Koffer, der unter Seferlyns Tisch stand. Der Blick war vieldeutig. Er drückte einerseits Interesse und Belustigung ebenso wie maßloses Erstaunen aus, andererseits aber verriet er keine Regung. Nach einer winzigen Pause, in der Papinsky in einen Zustand rissiger, grauer, bröselnder Versteinerung verfiel, vibrierte der Körper des Gelehrten für einen kurzen Augenblick kaum merklich wie eine mit dem Watteklöppel angeschlagene Glocke. Nach einer wegwerfenden Geste über die Schulter, die sich an ein unsichtbares Gegenüber außerhalb des Hörsaals zu richten schien, setzte Papinsky seinen Vortrag fort.

„Wie müsste ein Konzept der Zeit aussehen, das einer perspektivischen und relativistischen Zeitwelt entspricht, in der es vom gewählten Blickwinkel abhängt, ob ein Ereignis vergangen oder zukünftig ist?“

Mit der nun folgenden Unterbrechung, die, aufgrund eines wirren Blicks und zuckender Mimik, krankhafter Geistesabwesenheit geschuldet schien, akzentuierte Papinsky in Wirklichkeit souverän seine Ausführungen. Er ließ den Studenten ein wenig Zeit, die Erwartung bahnbrechender Antworten in ihrem Geist erstarken zu lassen. Papinsky verstand die Kunst, durch allerlei Blendwerk und Finten den Verstand der Zuhörer einzustimmen auf die freudige Begrüßung selbst des bescheidensten Vorscheins einer aufdämmernden Erkenntnis.

Seferlyn blickte gedankenverloren zum Fenster hinaus und sah einen großen, schwarzen Vogel, der, auf der Stelle flatternd, hereinschaute, mit seinem Schnabel beinahe die Scheibe berührte, schließlich die Flügel anlegte und pfeilschnell davonschoss. Nach Seferlyns Zeitgefühl hätte es später Abend sein müssen, aber draußen war es taghell wie zur Mittagszeit an einem himmelblauen Hochsommertag. Er wusste nicht, in welcher Stadt er sich aufhielt. Er wusste nicht, warum er sich an diesem Ort befand.

Erst recht wusste er nicht, ob er seinen Sinnen überhaupt trauen durfte. Ganz zu schweigen von seinen Gefühlen, die jede Prägnanz verloren hatten und nur noch zwischen allgemeinem Aufruhr und allumfassender Gleichgültigkeit schwankten – ihnen zu trauen hätte bedeutet, die hemmungslose Lüge in die Robe der Wahrheit zu hüllen. Sein Verstand allerdings war klar und konzentriert wie unter dem Einfluss aufputschender Drogen. Und ohne erklären zu können warum, war sich Seferlyn sicher, er habe diese Klarheit dem Verlust seiner Orientierung in Raum und Zeit zu verdanken.

„Die folgenden Grundsätze sollten Sie nicht einfach unverarbeitet in sich aufnehmen. Sie sollten dieses Gedankenspiel aber auch nicht kritisch reflektieren. Wer kritisch reflektiert, ist zur Oberflächlichkeit verdammt, auch wenn diese noch so tief gründet. Seien Sie skeptisch gegenüber dem Zweifel. Versuchen Sie, meine Erläuterungen in Ihr inneres Erleben einzufügen, so wie im Traum Außenreize, die den Schläfer stören, zu Bestandteilen außerordentlicher Wirklichkeiten umgeformt werden. Bitte nehmen Sie diesen Vergleich nicht zu wörtlich. Abgesehen von geübten und begabten Klarträumern nehmen Schläfer störende Stimuli nämlich passiv wahr und haben keinen Einfluss auf ihre Verarbeitung. Das träumende Ich ist nicht in der Lage, sie willkürlich

umzugestalten und sie dem Traum selbstbestimmt anzupassen. Träumend würden Sie meinen Worten aber nur gerecht, wenn es Ihnen gelänge, Ihr Selbst meinen Worten anzuverwandeln. Dies gelingt heutzutage leider nur den wenigsten. Allenfalls darf ich damit rechnen, dass der eine oder andere von Ihnen meine Worte seinem Selbst angleicht.

Zurück zum Thema: Bitte bedenken Sie, dass Beschreibungen der Zeit immer dann richtig sind, wenn sie falsch sind und immer dann falsch sind, wenn sie richtig sind. Beschreibungen der Zeit beschreiben also zwangsläufig etwas anderes als die Zeit, wenn sie die Zeit beschreiben. Der Beschreiber der Zeit nämlich, das Selbst, beschreibt sich selbst, wenn er die Zeit beschreibt. Das Selbst ist die personifizierte Zeit, und so ist der erwähnte Widerspruch nur ein Spezialfall des Widerspruchs zwischen beschreibendem und beschriebenem Selbst.“

Eine breitnasige und überaus fette Studentin mit kindlichen Zügen kicherte energiegelad, doch die strafenden Blicke der Kommilitonen brachten sie zum Schweigen. Sie zog ein Pausenbrot hervor. Mehrere Scheiben Käse und Schinken sowie ein Salatblatt steckten zwischen zwei dicken, weißen Schnitten. Sie legte das Pausenbrot auf ihr Pult und betrachtete es andächtig. Schweißperlen traten auf ihre Stirn. Sie nahm ein Taschentuch, entfaltete es und legte es über das Pausenbrot. Augenblicklich entspannten sich ihre Gesichtszüge wieder und die übermäßige Schweißabsonderung stoppte.

Seferlyn und Papinsky hatten den Vorgang aufmerksam beobachtet und ihre Blicke trafen sich, nachdem die Studentin ihre Aktion erfolgreich abgeschlossen hatte. Seferlyn zuckte zusammen, als sei er bei einer Indiskretion ertappt worden. Papinsky jedoch zeigte keine Gemütsbewegung, hob seine Hände und setzte seinen Vortrag mit sprechenden Gesten fort.

„Wenden wir uns nun den Konstruktionsprinzipien des Hyperzeitraums zu. Falls Sie sich die Frage stellen sollten, wer diesen Hyperzeitraum konstruiert habe, dann sollten Sie einen Augenblick innehalten und nachdenken, bevor Sie sich blamieren, indem Sie diese Frage aussprechen. Denn überlegen Sie doch: Das Konstruieren ist ein Vorgang in Raum und Zeit. Also muss sich auch der Konstrukteur in Raum und Zeit befinden. Er müsste ein raumzeitliches Wesen sein. Wenn er den Hyperzeitraum konstruiert, dann müsste er unausweichlich auch sich selbst konstruieren.

Genauer: Er müsste sich selbst bereits konstruiert haben, bevor er sich konstruiert. Im Rahmen der herkömmlichen Logik ist dies nicht möglich.

Manche besonders Gescheite könnten nun einwenden, dass wir es hier mit Sachverhalten zu tun hätten, die den Rahmen der herkömmlichen Logik sprengten. Das ist leicht gesagt. Schwerer wäre es, diesen Gedanken auch mit Inhalt zu füllen. Wer so argumentiert, müsste eine alternative Logik erfinden, mit der sich die beschriebene Paradoxie auflösen lässt. Meines Wissens ist eine solche alternative Logik nicht in Sicht. Es wäre bescheidener zu sagen: Wir wissen nicht, ob nach dem Subjekt der Konstruktion des Hyperzeitraums überhaupt sinnvoll gefragt werden kann. Kann es aber überhaupt eine Konstruktion ohne Konstrukteur geben? Vielleicht wurde der Hyperzeitraum ja gar nicht konstruiert. Es wäre schon sehr schön, wenn wir den Gedanken, der Hyperzeitraum sei konstruiert, einfach verwerfen könnten.

Doch dieses Verwerfen wäre selbst wieder eine Konstruktion. Ja, ja, auch eine Destruktion ist eine Konstruktion, wenn ihr eine Absicht zu Grunde liegt. Wir würden nur eine Konstruktion durch eine andere ersetzen. Meine Damen und Herren, Sie müssen einräumen, dass wir so nicht weiterkommen. Wie dann kommen wir weiter? Wenn es doch nur die Logik wäre, die uns Sorgen bereitet! Leider, leider ist die Barriere viel höher. Es ist nicht allein die Logik, nein, die Sprache insgesamt ist's, unsere vertraute Begriffswelt hindert uns daran, den Hyperzeitraum zu ermessen, geschweige denn, zu verstehen. In der letzten Vorlesung haben wir erkannt, dass der Ursprung von Raum und Zeit außerhalb von Raum und Zeit liegt.

Es dürfte Ihnen inzwischen aufgefallen sein, dass der Begriff ‚Ur-Sprung‘ paradox ist, denn außerhalb von Raum und Zeit kann es selbstredend auch keine Sprünge geben. Es wäre daher angemessen, vom ‚Un-Sprung‘ von Raum und Zeit zu sprechen. Sehen Sie, wie schnell wir an die Grenzen unserer Sprache stoßen?“

Papinskys Lächeln schwankte zwischen Ironie und Mitleid. Doch da Studenten bekanntlich umso tiefere Ehrfurcht vor ihren Lehrern empfinden, je weniger sie deren Worte verstehen, schauten diese, statt aufzumucken, nur betreten ins Leere – wobei sie den unzutreffenden Eindruck

erweckten, sie seien in tiefe Meditation versunken. In Wirklichkeit träumten sie von Partys, Sex und Energiegetränken.

Hinter vorgehaltener Hand äußerten sich manche der Kollegen Papinskys höchst abfällig über seine Philosophie im Allgemeinen und seine Lehrveranstaltungen im Besonderen, warfen ihm Sprachzauber vor oder nannten seine Ausführungen gar, wenn der Wein die Zungen löste, „elendes Wortgeklingel“. Einige unterstellten ihm, er würde seinen Studenten nur Beute-Attrappen vor, in die sie sich verbeißen könnten, um ihren Verstand abzulenken und dann leichtes Spiel zu haben, seine eigentliche Botschaft unbemerkt in ihr Unbewusstes zu schleusen.

Papinsky, dem dieses Urteil nicht verborgen geblieben war, räumte ein, dass an der Kritik durchaus etwas dran sei. Auch er befürchte, dass seine Vorlesungen in manchen Ohren klängen wie die Glocken am Schlitten des Weihnachtsmannes; und dies sei sogar im tiefsten Winter eine höchst unangemessene und unerwünschte Wahrnehmung seiner Lehre. Aber er habe leider noch keinen Weg gefunden, dies zu verhindern, kenne allerdings auch niemanden, der sich ernsthaft wünschte, dass ihm dies gelänge. Gut verstehen könne er, wenn Menschen seiner Worte überdrüssig seien, auch er selbst höre sich schon lange nicht mehr zu und denke bei seinen Vorträgen an etwas anderes.

„Für unser Modell des Hyperzeitraums“, fuhr Papinsky nun fort, „benötigen wir zunächst selbstverständlich eine Quelle der Information. Ich nenne diese den ‚Informationsgenerator‘. Er existiert außerhalb von Raum und Zeit, seine Freiheit wird also nicht durch die Notwendigkeit beschränkt, sich in Raum und Zeit zu erstrecken. Auch die vom Informationsgenerator erzeugten Informationen befinden sich außerhalb von Raum und Zeit. Sie können sich allerdings indirekt in Raum und Zeit manifestieren, nämlich durch materielle Träger wie Licht und Schall.

Und so unterscheide ich zwischen intensiver Information, die nicht an materielle Träger gebunden ist, und extensiver Information, die sich durch materielle Träger in der Raum-Zeit-Welt vergegenständlicht. Wer ein feines Ohr hat für sprachliche Nuancen, dem wird aufgefallen sein, dass 'sich befinden' eine räumliche Bestimmung ist und dass ich sie für etwas ausdrücklich nicht räumlich Bestimmtes verwendet habe. Sehen Sie: Solche Schwierigkeiten machen es meinen Kritikern leicht, von Wortgeklingel zu sprechen. Haften Sie nicht, meine Damen und Herren, haften Sie nicht an den Begriffen. Gleiten Sie über sie hinweg wie die Kufen eines Schlittens durch den Schnee.“

Papinsky fuhr mit einer zuschnappenden Geste durch die Luft, einer Bewegung, die wie Fliegenfangen aussah – aber nur auf den ersten Blick. Wer genauer hingeschaut hätte, wozu allerdings die Zeit fehlte, der hätte bemerkt, dass der Professor einen kleinen Gegenstand von der Größe einer Fliege aus seiner Hand hervorschießen ließ. Eine Zeitlupenaufnahme hätte gezeigt, dass dieser Gegenstand aus seiner Handfläche hervortrat und sich dann auf einer Flugbahn entfernte, die allen Gesetzen der Physik Hohn sprach und die sich daher auch der Beschreibung entzieht. Zum Glück wäre an einer solchen auch niemandem gelegen gewesen.

„Der Informationsgenerator besitzt also keine raum-zeitliche Ausdehnung. Besäße er diese, so wäre er unsinnig und überflüssig, weil er dann als Ding unter Dingen niemals der *Unsprung* aller Verdinglichungen sein könnte. Er wäre dann, ontologisch betrachtet, im Wesen nichts weiter als ein Stuhl, ein Tisch, ein Gedanke, ein Nachtopf oder Gott, was auch immer. Stellen wir uns diesen Generator daher als informationelle Intensität vor, also als die einzige Wirklichkeit, die unabhängig von Vorstellungen und Verkörperungen existiert. Diese informationelle Intensität bringt alle Extensionen hervor, und zwar nicht nur die Welt der Gegenstände, sondern auch die Welt der Vorstellungen über sie. Ein verehrter amerikanischer Kollege spricht gern in poetischen Begriffen über diese Realität. Er nennt sie ‚Quelle des Geisterlichts‘. Mitunter gibt er ihr auch Tiernamen, wie es bei den Indianern Brauch ist. Ich will ihn nicht tadeln.

Dennoch glaube ich, dennoch bin ich mir sicher, dass diese Seinsschleuder, die ich den Generator nenne, sich der poetischen Annäherung entzieht. Und so ziehe ich es vor, den Ursprung, besser: den *Unsprung* von Raum und Zeit in technischen Begriffen zu beschreiben. Da diese Begriffe unschön und sperrig sind, nisten sie sich nicht so leicht als zähe Denkgewohnheiten in unser Bewusstsein ein. Sie begreifen die Realität, auf die mit diesen Bezeichnungen verwiesen wird, am besten, wenn Sie diese Begriffe als Werkzeuge visualisieren, zum Beispiel als Hammer oder Säge

und dabei in Gedanken rückwärts zählen: fünf, vier, drei, zwei, eins, null, minus eins, minus zwei...“ Papinsky schaute Seferlyn durchdringend an – kurz nur, aber wuchtig. Angst kroch in Seferlyns Seele, und es war ihm quälend bewusst, dass diese Angst verräterisch in seinen Augen blitzte. Er wünschte sich in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als Standfestigkeit zu beweisen gegenüber einem Mann, der ihm nun, da er ihn dozieren sah, ganz und gar nicht mehr so bedrohlich, unbesiegbar und unwiderstehlich schien. Doch je selbstsicherer er wurde, desto heftiger schnürte ihm die schiere Angst die Kehle zu.

„Man könnte einwenden, der Terminus 'Informationsgenerator' sei nichts anderes als ein technischer Begriff für Gott - ein Begriff, der den Schöpfer seines Rauschebartes beraube und ihn stattdessen mit einer sinnstiftenden Maschine identifiziere. Und im Grunde ist dieser Einwand auch berechtigt, solange wir uns auf der Ebene des philosophischen Denkens bewegen. Philosophisch betrachtet, lässt sich in der Tat der Zweifel nicht von der Hand weisen, dass wir uns mit diesem Begriff nur dem areligiösen Zeitgeist beugen und der Naturwissenschaft wie einem Gesslerhut unsere Ehrfurcht bezeugen. Operieren wir mit dem Begriff des Informationsgenerators wie mit einem Kürzel für Gegenstände aus der Welt unserer realen oder imaginären Erfahrung, ja, dann freilich bewegen wir uns im Raum der Theologie.

Sobald wir uns jedoch dem Erlebnis des Informationsgenerators aussetzen, sobald wir leibhaftig in sein Reich eintauchen, erfassen wir jenseits jeden Zweifels, dass die real existierenden Götter und unsere Vorstellungen von ihnen auch nur Produkte des Informationsgenerators sind. Um in dieses Reich eintauchen zu können, müssen wir allerdings einige Illusionen hinter uns lassen, zum Beispiel jene, Menschen zu sein. Das menschliche Bewusstsein neigt dazu, sich um die Pole ‚Innenwelt‘ und ‚Außenwelt‘ zu gruppieren. Bildlich gesprochen, versieht unser Geist jede Informationseinheit unseres Bewusstseins mit Flaggen; eine rote Fahne bedeutet „Phantasie“ und eine schwarze „Realität“.

Diese Fahnen flattern natürlich nur im Unbewussten, aber sie entscheiden, wie unser Bewusstsein die jeweilige Informationseinheit verarbeitet. Mit dieser Aufspaltung öffnet das Bewusstsein ein Fenster, durch das der Informationsgenerator menschliche Welten projizieren kann.

Menschliche Welten beruhen auf einem Grundmuster der Beflaggung; dies heißt, dass Informationsverarbeitungssysteme, die nicht diesem Code, dieser Signalsprache entsprechend konfiguriert sind, keine menschlichen Welten wahrnehmen und prozessieren können. Manchen Menschen gelingt es, wenn auch meist nur für kurze Zeit, die Grenze zwischen Innenwelt und Außenwelt niederzureißen. Von diesen Menschen sagt man mitunter - sofern man ihnen nicht unterstellt, dem Wahnsinn verfallen zu sein -, sie besäßen den göttlichen Funken. Und in der Tat: Wer die Grenze zwischen Innenwelt und Außenwelt aufhebt, dessen Reich ist nicht von dieser Welt – solange, bis sich die Schlagbäume wieder senken.

Wird die Grenze zwischen Innenwelt und Außenwelt aufgehoben, so schließt sich ein Fenster des Bewusstseins, nämlich jenes, das der menschlichen Perspektive entspricht - und folglich ist der Informationsgenerator nicht mehr in der Lage, im Bereich der Raum-Zeit-Koordinaten dieses Bewusstseins menschliche Welten zu erschaffen. Es entsteht dann eine Lücke im Netzwerk extensiver Informationen. Nebenbei: Diese Lücke ermöglicht Magie. Der Informationsgenerator projiziert die raum-zeitliche Welt als pures Chaos durch das Fenster des Bewusstseins. Die Ordnungen des Seins entstehen erst, wenn die Projektionen des Informationsgenerators durch das Prisma des Willens gebrochen werden.

Der Wille aber ist kein Element des psychischen Lebens, sondern die Wellenform der Raum-Zeit-Energie. Die Welle des Willens ist selbstverständlich informationshaltig. Bei diesen Informationen handelt es sich natürlich um die erste Übersetzung intensiver Energie in extensive.

Wenn Sie diese Ausführungen an Schopenhauer erinnern, dann wäre das Geld der Steuerzahler, das für Ihre Bildung ausgegeben wurde, nicht vollends verschwendet gewesen. Aber ich warne Sie: Öffnen Sie jetzt nicht eine Schublade mit der Aufschrift ‚Schopenhauer‘ und stopfen Sie nicht meine Gedanken mit dem Stempel 'verwandt' dort hinein. Sonst hätten Sie ein Problem: Es würde aus der Schublade stets läuten und klingen wie der Schlitten des Weihnachtsmannes. Früher oder später würde sich dann in Ihrem Geist die Vorstellung festsetzen, Schopenhauer sei ein älterer Herr mit weißem Rauschebart, rotem Mantel und Zipfelmütze. Ich wäre untröstlich, wenn Sie so

viel Falsches aus meiner Vorlesung mit nach Hause nehmen würden. Eingedenk Ihrer begrenzten Auffassungsgabe füge ich eifertig hinzu, dass Schopenhauers Bart gelb wie Eiter war.

Bitte erlauben Sie mir, aus gegebenem Anlass, eine Randbemerkung: Es ist nicht ungefährlich, gedankenlos zuzuhören, noch viel riskanter aber ist es, den Äußerungen eines anderen Aufmerksamkeit zu schenken – ganz zu schweigen von der immensen Gefahr, in der jene schweben, die ihre Ohren verschließen. Heutzutage ist das Leben äußerst bedrohlich geworden. Viel Geld wird ausgegeben für Alarmanlagen, Panzerschränke, manche zwingen sich in schusssichere Westen. Nationen werden durch Raketen geschützt. Doch kaum jemand denkt daran, wie schutzlos unsere grauen Zellen den Wörtern und Bildern ausgeliefert sind, die unkontrolliert durch das Universum des Geistes schwirren.“

Seferlyn gewann den Eindruck, der Professor wolle durch seine Abschweifung ins Psychologische vergessen machen, dass er seinen Studenten eine rationale Begründung seiner Thesen über Raum und Zeit bisher schuldig geblieben war. Er hatte zwar mit seinen Ausführungen zur Unzulänglichkeit der Sprache angedeutet, dass eine rationale Argumentation zwangsläufig das Thema verfehle. Doch von einem ordentlichen Professor durfte man erwarten, dass er dennoch eine passable verstandesgemäße Argumentation aus dem Hut zaubern würde. Man darf mit dem Irrationalen zwar kokettieren, aber man muss seine Denkfigur schlussendlich dann doch mit einer rationalen Volte möglichst verblüffend zur guten Gestalt runden. Sollte sich Papinsky etwa über dieses ungeschriebene Gesetz der Diskussionswissenschaften hinwegsetzen? Wie sehr hoffte Seferlyn, dass sich der Professor diese Blöße geben möge.

„Aber ich schweife ab. Meine Damen, meine Herren, wenn Sie nun erwarten, ich würde vor ihren Augen einen Hasen aus dem Hut zaubern, um meine These zu erhärten, dann übersehen Sie ein kleines, aber entscheidendes Detail. Um Magie zu treiben, müsste ich, wie bereits erläutert, die Grenze zwischen Innenwelt und Außenwelt aufheben. Dies würde bedeuten, das Fenster meines Bewusstseins zu schließen, also den Informationsgenerator daran zu hindern, im Bereich der Raum-Zeit-Koordinaten meines Bewusstseins eine menschliche Welt zu erzeugen. Also würde dieser Hörsaal ebenso verschwinden wie Sie und ich, meine Damen und Herren. Sie wären also gar nicht in der Lage, sich an meinen Zauberkunststückchen zu erfreuen.“

Kaum hatte Papinsky den letzten Satz ausgesprochen, bewegte sich etwas scheinbar Lebendiges in Seferlyns rechter Hosentasche. Als er in diese hineingriff, fühlte er einen zappelnden Gegenstand von der Größe einer Maus. Reflexartig packte er das Ding und zog es hervor, aber als er es anschaute, hielt er nur ein Taschentuch in seiner Hand. Papinsky grinste hinter dem Vorhang unerbittlichen Ernstes. Seferlyn steckte das Taschentuch in seine Hose zurück. Sein Zeigefinger blutete, als habe ihn ein kleines, verängstigtes Nagetier gebissen. Er zog das Taschentuch wieder hervor. Es war weiß und unbenutzt. Er wischte das Blut damit ab. Das Blut aber hinterließ keine Spuren darauf. Er stopfte es nun blitzartig in seine Tasche, als wolle er einen peinlichen Gegenstand oder gar ein Beweismittel verschwinden lassen. Wenig später zog er es jedoch, weil ihn Zweifel am Augenschein beschlichen, erneut hervor. Nun entdeckte er einen Fleck, der wie ein roter Tintenklecks aussah.

„Erste Aufgabe des Informationsgenerators ist es“, so hörte Seferlyn Papinsky nun verhallend wie aus weiter Ferne, „auf einer Zeitgeraden zwei Bewusstseinspunkte zu markieren, die nur um einen Dehnungsfaktor unterschieden sind. Wir sagen: Der Generator dehnt die Zeit. Ich sollte eigentlich nicht von einer Zeitgeraden sprechen, sondern von einem Zeitweg. Aber für ein vorläufiges Verständnis dieses einfachsten Aspekts unseres Problems mag der vertraute Begriff der Zeitgeraden ausreichen.“

Papinsky gab seinem Assistenten mit einem Wink zu verstehen, dass er die große Wandtafel reinigen solle. Wäre Seferlyn bei Trost gewesen, dann hätte sich ihm der Eindruck aufgedrängt, dass Papinsky seinen Gehilfen mit dieser Geste aus der Aktentasche hervorzog und ihn zu voller Größe erstehen ließ. Doch Seferlyn war längst nicht mehr bei klarem Verstand. Er schämte sich für diesen jungen Wissenschaftler, der sich wie ein Schuljunge behandeln ließ. In diese Scham mischte sich heftige Empörung, als ob er selbst es sei, der nun, von seinem Vorgesetzten erniedrigt, eifertig und schwitzend die Tafel wienerte.

Ein Furunkel erblühte im Nacken des Assistenten. Seferlyns Identifikation mit dem Famulus

Papinskys ging so weit, dass auch er nun eine stechende Schwellung im Nacken spürte. Der Furunkel wuchs innerhalb von Sekunden zu einem hässlichen Geschwür an, das vor Eiter strotzte. Ihm folgten weitere Pfropfen, die zu einem großflächigen Karbunkel verschmolzen. Nachdem der Assistent seine Aufgabe erledigt hatte, begab er sich wieder in die Aktentasche. Zurück blieb eine Pfütze aus weißgelber Flüssigkeit vor der Tafel. Wie ein zarter Hauch, verweht aus einer anderen Sphäre, erklang ein Harfen-Akkord.

„Erlauben Sie mir, Sie noch einmal an die Definition des Bewusstseinspunktes zu erinnern. Der Bewusstseinspunkt ist die kleinste Einheit des Bewusstseins, die eine Spaltung in Innenwelt und Außenwelt erlaubt. Ein nicht gar so technisch klingendes Wort für Bewusstseinspunkt lautet ‚Augenblick‘. Aber dieser alltagssprachliche Begriff könnte zu Missverständnissen führen, schließlich verbindet sich mit dem ‚Augenblick‘ die Vorstellung des Sehens; daher verwende ich ihn in diesem Zusammenhang nicht. Ein einzelner Bewusstseinspunkt ist inhaltlich unbestimmt, ein Sinn ergibt sich erst aus einer Konfiguration einer größeren Zahl von Bewusstseinspunkten.

Der einzelne Bewusstseinspunkt fungiert jedoch als Kristallisationskeim von Raum und Zeit. Eine Warnung vor einem naheliegenden Missverständnis ist an dieser Abzweigung unseres Gedankengangs jedoch zwingend geboten. Raum und Zeit beruhen zwar wesentlich auf Bewusstseinspunkten, aber sie sind keineswegs subjektiv. Die Raumzeittheorie der modernen Physik ist durchaus zutreffend. Doch die Theorie, die ich Ihnen in diesem Seminar zu vermitteln versuche, beschreibt nicht die Raumzeit, sondern die Bedingungen der Möglichkeit von Raumzeit als Konfiguration von Bewusstseinspunkten.“

Papinsky schrieb die Symbole A und B an die Tafel, wobei die Kreide wie eine an die Wand geschleuderte Katze schrie.

„Setzen wir zunächst vereinfachend und aus Bequemlichkeit nur zwei Bewusstseinspunkte voraus, A und B. Wenn der Generator A und B in einem linearen Raumzeitsystem etabliert, und zwar derart, dass $t_0(A) < t_1(B)$, was also trivialerweise bedeutet, dass zum Beispiel das Kind jünger ist als der Mann, der aus ihm wird, dann könnte A zwar B beeinflussen, aber nicht umgekehrt. Hier handelt es sich also um die allen Erdenbürgern sattsam bekannte Zeitfalle, die, wenngleich illusionär, dennoch immer zuverlässig zuschnappt. Wer einmal in dieser Zeitfalle festsetzt, ist wahrhaft grotesken Bedingungen ausgesetzt: Das Kind kann dann beispielsweise durch gute Leistungen in der Schule für einen positiven Akzent bei seinem Berufsstart sorgen. Prima! Aber dummerweise kann der junge Erwachsene, festsetzend in dieser Zeitfalle, nicht auf die in seiner Kindheit gefällten Entscheidungen Einfluss nehmen, gleichsam rückwirkend.“

All dies schien Seferlyn einleuchtend, trivial, obwohl er nicht verstand, warum Papinsky diesen Sachverhalt als „Zeitfalle“ bezeichnete. Wer stellte denn den Menschen diese Falle? Der Informationsgenerator? Erst recht begriff er nicht, warum im Folgenden von „Urknall“ und „Schwarzem Loch“ geredet werden musste.

„Die Zeit ist also im linearen Raumzeitsystem eine Einbahnstraße“, dozierte Papinsky nun mit glockenheller Stimme. „Die Wesen, deren Bewusstseinspunkte entsprechend konfiguriert sind, müssen sich dieser Verkehrsregel fügen. Wenn man die Möglichkeiten bedenkt, die das Universum all jenen bietet, die komplexer konfiguriert sind, dann kann man nur von einer erbärmlichen Situation sprechen, in der sich alle Wesen befinden, die ein lineares Raumzeitsystem bewohnen. Sie gleichen Geschossen, die irgendwo in den unermesslichen Weiten zwischen Urknall und Schwarzem Loch ihre vorgezeichnete Bahn ziehen, dem endgültigen Verderben entgegen. Ganz anders verhält es sich in einem zyklischen Raumzeitsystem, also in einem Raumzeitsystem mit einer kreisförmigen Zeitkurve. Hier markiert der Generator zwei Bewusstseinspunkte, die sich durch einen Dehnungs- und einen Drehungsfaktor voneinander unterscheiden. Wir sagen: Der Generator dehnt die Zeit *und* er dreht die Zeit. Dies ist der zweite Schritt.“

Seferlyn glaubte, allmählich zu ahnen, worauf Papinsky hinauswollte. Offenbar sprach er über das subjektive Zeiterleben von Völkern mit geringer technischer Ausrüstung, die von Ignoranten gern auch als „primitiv“ bezeichnet werden. Diese Völker, so behaupten Ethnologen, erleben die Zeit zyklisch, als stete Wiederkehr des Immergleichen: Sommer, Winter, Tag, Nacht, Vollmond, Neumond usw. Viele dieser Völker glaubten daher auch, so dachte Seferlyn, an den ewigen

Kreislauf von Tod und Wiedergeburt. Verständnisinnig ließ Seferlyn das Kinn auf seine Brust sinken.

Sein Blick fiel auf seine Schuhe, die er sorgsam geputzt, aber mit Bedacht blankzuputzen vermieden hatte. Ein Schnürsenkel hatte sich gelöst. Als er sich gerade bücken wollte, um eine Schleife zu binden, bedrängte ihn gebieterisch der Gedanke, dass es äußerst unklug sei, der Vorsehung vorzugreifen und sich so der Gelegenheit zu heilsamen Selbstvorwürfen zu berauben, falls er, was zu erwarten war, über das offene Schnürband stolpere und über Versäumtes nachzudenken gezwungen sein würde. Er erstarrte im Spannungsfeld widerstrebender Absichten. Seferlyn erweckte den Eindruck eines Menschen, der mitten im Sprung eingefroren und in diesem Zustand auf einen Stuhl gesetzt worden war.

Die meisten Kommilitonen bemerkten seine eigentümliche Verfassung nicht, da sie gebannt den Ausführungen Papinskys folgten, der nun mit wuchtigen Gesten ein Orchester der Gedanken zu dirigieren schien. Nur der Blick einer Hakennase streifte Seferlyn zufällig. Der junge Mann presste seine Hand vor den Mund und stürmte aus dem Raum. Eine Studentin schloss hinter ihm die Tür, fast lautlos. Dank dieser kurzen Ablenkung löste sich Seferlyn aus seiner Erstarrung.

Der Preis für diese Lösung war jedoch eine Verdoppelung seines Bewusstseins. Es nahm seine Situation nun auf zwei Ebenen wahr, die einander zwar widersprachen, aber gleichzeitig existierten. In sich war jede Ebene logisch stimmig. Auf einer Ebene betrachtete er seine Situation als ungewöhnlich, aber real. Auf der anderen Ebene jedoch war er davon überzeugt, einem Wahn zu unterliegen und zu halluzinieren. Seferlyn schwankte nicht etwa zwischen diesen Positionen, er nahm sie im selben Augenblick ein. Es war, als ob sein Ich zweigeteilt auf zwei Nachbarinseln existierte, auf denen völlig unterschiedliche Gesetze herrschten und Wahrheiten galten.

Auf der Realitätsinsel fragte sich Seferlyn, wie es möglich sei, dass ein derart abseitiger Professor an einer deutschen Universität lehre und solche Vorlesungen halten könne. Er hörte Papinsky sagen: „Über mir ist nur der blaue Himmel und dort oben schwebt, weit, sehr weit entfernt, mein einziger Vorgesetzter, der Kultusminister. Für ihn bin ich nur ein winziges, stecknadelkopfgroßes Wesen, das sich dort unten kaum bewegt und keine besondere Beachtung verdient. Mit anderen Worten, und merken Sie sich das, meine Damen und Herren, hier unten kann ich machen, was ich will!“

Auf der Wahninsel aber sprach Papinsky: „Nunmehr würde aber - und dies bereits nicht mehr im Rahmen der klassischen Logik - gelten: $t_0(A) < t_1(B)$ und $t_0(A) > t_1(B)$. Sie sehen, dass ich meine Argumentation zügig entfalte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob Ihr Verstand mir folgen kann - denn Ihr Verstand ist wirklich das Letzte, wovon ich mich verfolgt wissen möchte. Einige von Ihnen sind längst abgedriftet, philosophieren über Schnürsenkel oder machen Knoten in Taschentücher. Egal, was Sie denken oder tun - Sie werden von meiner Vorlesung fraglos profitieren. Fraglos, aber nur so. Bedenken Sie also: Es ist unentscheidbar, welcher der beiden Bewusstseinspunkte - die sich allein durch einen Dehnungs- und einen Drehungsfaktor voneinander unterscheiden, die sich also auf einer Kreisbahn bewegen - dem anderen voranschreitet.“

Anscheinend wollte Papinsky, so mutmaßte Seferlyn, seinen Studenten erklären, warum Angehörige einer Industriegesellschaft den Vorstellungen und Praktiken der sogenannten primitiven Völker so verständnislos gegenüberstehen. Dies war aber keineswegs der Fall, wie sich im weiteren Verlauf der Lektion zeigen sollte. Seferlyns Bewusstsein war inzwischen wieder zu einer Einheit verschmolzen und suchte nach dem kleinsten Nenner, den alle Merkwürdigkeiten der augenblicklichen Situation und die Selbstverständlichkeiten des Alltags gemeinsam hatten.

Papinsky schlug die Handflächen zusammen, drehte seine Arme in einer Kreisbahn herum und klatschte die Handrücken aneinander. Die Bewegung war blitzschnell, als sei sie Bestandteil der Manipulationen eines Zauberkünstlers. In Seferlyns Geist hinterließ sie den Eindruck einer fast gleichzeitigen Dehnung und Stauchung eines Dings, das sich der Beschreibung entzog. Als Allegorie drängte sich ihm allerdings das Füllhorn auf; ihm war, als hätte er mit einem inneren Sinn fürs Unsichtbare einen tütenförmigen Flechtkorb gesehen, aus dem Papinsky Geheimnisse und Rätsel ausgoss und in den er sie zugleich einsammelte. Beinahe wäre Seferlyn die Bitte über die Lippen gerutscht, Papinsky möge dieses kleine Kunststück noch einmal vorführen. Die Kommilitonen beäugten ihn misstrauisch, als hätten sie seine Absicht erraten. Er schämte sich,

weil es ihm offenbar nicht gelang, sein Innerstes für sich zu behalten.

„Die Abfolge der Bewusstseinspunkte zu bestimmen, ist nämlich nur möglich, wenn wir willkürlich, also im Widerspruch zur Forderung nach wissenschaftlicher Objektivität, entweder A oder B als Standpunkt einer subjektiven Perspektive wählen. Mit anderen Worten, ein zyklisches Raumzeitsystem ist zwangsläufig subjektiv. Sie werden vielleicht einwenden, dass dies nur für den Fall der Beobachtung von Vorgängen in einem solchen Raumzeitsystem gelte. An sich, also unabhängig von Beobachtungen, seien Raumzeitsysteme, also auch dieses, doch eine objektive Realität. Einstein, sagen Sie, Einstein. Kant, sagen Sie, sei überholt. Was Sie nicht sagen! Die Subjektivität sei gesetzmäßig, sei objektiv determiniert durch Strukturen, die unabhängig existierten vom Bewusstsein. Ach, hätte ich doch Ihre Glaubensstärke!

Ich hoffe nicht, dass da einer unter Ihnen ist, der diese Gewissheit nicht teilt. Nein, derjenige, falls es ihn gibt, soll sich jetzt nicht melden. Ich bin heute etwas träge, zu träge, um in diesem Falle mein Urteil über die Zeitgenossen nur wegen eines popeligen Gegenbeispiels zu revidieren. Also, fahren wir fort.“

Seferlyn zweifelte nicht im geringsten an der objektiven Existenz von Raum und Zeit; dennoch konnte er nun nur mit Mühe den Impuls unterdrücken, sich zu melden. Er begann heftig zu schwitzen, der Schweiß tropfte von seiner Nasenspitze und von seinen Ohrläppchen. Am liebsten wäre er aus dem Hörsaal gestürzt und nach Hause geeilt, um sich zu duschen. Aber wo war sein Zuhause? Also blieb er sitzen und die Erkenntnis, dass er wahrscheinlich gar kein Zuhause mehr und womöglich nie eins besessen hatte, übte paradoxerweise eine zutiefst beruhigende Wirkung auf ihn aus. Seine Haut trocknete wieder und als er an seinen Handflächen schnüffelte, bemerkte er statt des befürchteten Schweißgeruchs einen zarten, sehr angenehmen Vanille-Duft.

„Zurück zu unserm Gedankenspiel: Bewegen wir uns - bildhaft gesprochen, auf den Bewusstseinspunkten A oder B wie in Sesseln sitzend - durch die Raumzeit und schauen ausschließlich in die Vergangenheit oder in die Zukunft. In dieser Phase des Lernprozesses müssen wir uns die Ausschließlichkeit der Perspektive auf die Fahne schreiben. Wir dürfen uns jetzt nicht durch abrupte Blickwechsel irre machen lassen. Falls Ihnen dennoch schwindelig werden sollte: Die Tüten befinden sich in den Fächern unter den Tischen. Auch Sie – da bin ich mir ganz sicher – haben mitunter Ihr Bewusstsein von den Fesseln der Linearität befreit und sich, leichtsinnig beschwingt vielleicht in der Fülle eines schönen Frühlingstages, der Erfahrung eines zyklischen Raumzeitsystems ausgesetzt.

Vermutlich ist Ihnen in diesen Augenblicken aufgefallen, dass Bewegungen in einem zyklischen Raumzeitsystem unser Orientierungsvermögen beeinträchtigen und Brechreiz hervorrufen können, selbst wenn wir in bequemen und stabil gelagerten Sesseln sitzen. Lassen Sie sich nicht irritieren! Dieses Phänomen ist völlig natürlich und vorübergehend. Bekanntlich leidet unser Orientierungsvermögen ganz besonders, wenn wir uns im Kreise drehen. Dies ist in zyklischen Raumzeitsystemen leider unvermeidlich. Dem vorurteilsfreien Bewusstsein wird hier nun zum Glück eine Tatsache enthüllt, die, richtig verstanden, das Schwindelgefühl zunächst zwar nicht überwindet, jedoch dämpft: Ein Bewusstsein, das sich auf einer Kreisbahn bewegt, schaut in seine Vergangenheit, wenn es in seine Zukunft blickt. Genießen Sie diese Erfahrung immer und immer wieder. Sie wird umso erfrischender, je öfter man sie durchlebt. Die unangenehmen Nebenwirkungen verschwinden im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ganz von allein.“

Papinsky löste sich vom Katheder und schritt, unregelmäßige Bewegungsmuster beschreibend, zwischen den Tischreihen einher. Erst jetzt wurde Seferlyn bewusst, dass Papinsky einen Talar trug, der ihm das Aussehen einer Fledermaus verlieh. Seferlyn empfand es als überaus merkwürdig, dass ihm das mittelalterliche Kleidungsstück erst jetzt auffiel, obwohl der Professor es angehabt haben musste, als er hereinkam, denn zwischenzeitlich hatte er den Talar nicht angezogen. Oder hatte er ihn doch unbemerkt übergestreift?

Was mochte der feierliche Grund sein, der Papinsky veranlasst hatte, sich in dieses Obergewand zu hüllen? Der Talar stand ihm jedenfalls gut, ausgezeichnet sogar. Seit Dr. Faustus habe niemand mehr eine so gute Figur gemacht in einem Talar, dachte Seferlyn. Wahrscheinlich war das Gewand ein Werk Benignos. Während also Papinsky durch die Reihen wandelte und Seferlyn über dessen Talar nachsann, senkte sich ein Barrett auf das Haupt des Professors – das heißt: Recht eigentlich

senkte es sich nicht, es war aber auch nicht, einfach nur so, schon da; es entzieht sich schlechterdings der Beschreibung, wie es auf das Haupt des Gelehrten gelangte, wo es sich unbestritten ausnehmend gut machte. Es war ein schwarzer, sechseckiger Hut mit einer Quaste. Ein fast normales Barrett also. Allerdings bildete die Quaste den Abschluss einer dicken, kurzen Kordel, die wie der Schwanz eines Fabelwesens ausschaute.

Die Studenten versuchten, ihre Notizen vor den Blicken des Professors, mit den Armen oder durch Drehungen des Körpers, zu verbergen. Eine junge Dame nutzte ihre langen, schwarzen Haare als Gardine. Papinsky genoss die Situation souverän. Indem er seine Studenten verwirrte, öffnete er ihren Geist für einen neuen Lernschritt. Nach einer Weile des scheinbar ziellosen Umherschreitens kehrte Papinsky, nun gebeugt und hinkend wie ein am Katheder ergrauter Professor, ans Rednerpult zurück und blickte missbilligend in die Runde. Er sah nun fast wieder so aus, wie zu dem Zeitpunkt, als er sich vom Katheder löste. Talar und Barrett verschwanden zwar nicht, verharrten jedoch im Zustand des nie Dagewesenen.

Der Professor fuhr, nachdem er sein Jackett abgelegt und aufseufzend die Krawatte gelockert hatte, fort: „An diesem Punkt wird auch deutlich - wenn ich ‚an diesem Punkt‘ sage, meine ich diesen schwankenden Fußhalt des Verständnisses, den Sie inzwischen hoffentlich gefunden haben - von hier aus also wird deutlich, beziehungsweise, oder besser“ - Papinsky gestikuliert ungewohnt fahrig und sein Versuch, mit den Händen gen Himmel zu ringen, missglückte grotesk – „besser verständlich, nein, das ist zu umständlich formuliert, erlauben Sie mir bitte, noch einmal anzusetzen: Es zeigt sich, dass Menschen, die in einem zyklischen Raumzeitsystem leben, Zeitreisen erfahren können. Und nach diesem Erkenntnisschritt bedarf es nur noch einer winzigen gedanklichen Bewegung, um zu begreifen, dass in einem zyklischen Raumzeitsystem der Mann das Kind ebenso hervorbringt wie das Kind den Mann. Es ist allein eine Frage der Perspektive, welche Wirkrichtung die Zeitfaktoren einschlagen. Die Zeitfaktoren sind selbstredend Manifestationen der Zeitenergie.“

Die letzten Sätze Papinskys hatte Seferlyn so wahrgenommen, als ob er sie leicht zeitversetzt zweimal gesprochen hätte. Es begann zu regnen. Seferlyn hätte sich nicht gewundert, wenn er nass geworden wäre. Zum Glück hatte er ein Dach über dem Kopf.

„Noch verwickelter gestalten sich die Verhältnisse in einem spiralförmigen Raumzeitsystem, in dem eine Zeitdimension höherer Ordnung, nämlich ein Hebungsfaktor zu den Dehnungs- und Drehungsfaktoren hinzutritt. Hier handelt es sich also nicht mehr um eine Spirale im engeren Sinne, die auf einer Ebene liegt, sondern um ein dreidimensionales Gebilde. Wir müssen uns dementsprechend die Zeit in einem spiralförmigen Raumzeitsystem als schiefgeschichtet vorstellen.“

Seferlyn entsann sich, dass Papinsky beim ersten Zusammentreffen behauptet hatte, Seferlyns schwerwiegendstes Problem sei seine Schiefelage in der Zeit. Und nun bezeichnete er die Zeit selbst als schiefgeschichtet. Beide Äußerungen verbanden sich in seinen Gedanken zu der Vorstellung, in einer schiefgeschichteten Zeit schiefzuliegen – einer Vorstellung, die schwindelig machte und zornig zugleich. Seferlyn fragte sich, wo in diesem System die Achse lag, gemessen an der sich die Schiefe der Schichten ergab. Er hatte bereits festgestellt, dass rationales Denken, dass jeder Versuch, etwas zu berechnen, logisch abzuleiten, zu analysieren und zu begründen, die psychosomatischen Symptome linderte, unter denen er litt, seitdem sein Leben durch Papinsky umgekrempelt worden war.

Auch diesmal trat die Wirkung dieser Medizin zuverlässig ein. Seferlyn wusste aber aus Erfahrung, dass sie nie allzu lange anhielt. Ihn trieb der Gedanke um, Papinsky verabreiche ihm – wie auch immer - unbemerkt ein Gift, das der Heilkraft des rationalen Denkens entgegenwirke. Doch wenn dies zutraf, so konnte selbstredend der Gift-Verdacht eine paranoide Vorstellung sein, die durch die Intoxikation seines Gehirns hervorgerufen wurde. Und so verwarf er diesen Gedanken wieder, da er offenbar in eine Paradoxie führte – und sich in eine solche zu verstricken, war wirklich das Letzte, was seinem Geist im Augenblick guttat.

„In einem schiefgeschichteten Raumzeitsystem könnten wir zum Beispiel sechs durch einen Dehnungs-, Drehungs- und Hebungsfaktor unterschiedene Bewusstseinspunkte installieren.“

Seferlyn kämpfte mit einer lähmenden Müdigkeit, die jeden klaren Gedanken verhinderte. Erst als

Papinsky, der ihm sehr tief in die Augen geschaut hatte, seinen Blick wieder himmelwärts richtete, entließ ihn die Müdigkeit aus ihren Klauen. Doch bevor Seferlyn seine zurückgewonnene Kritikfähigkeit nutzen konnte, zog eine Spinne, die über sein Pult krabbelte, seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich. Die Spinne war unscheinbar, kaum größer als ein Stecknadelkopf; was Seferlyn jedoch irritierte und faszinierte, war ein winziger Rubin, den sie auf ihrem Rücken trug. Ein Rubin auf dem Rücken einer Spinne ist schon seltsam genug; wenn dieser Rubin aber, sobald das Auge auf ihn fällt, blaue Wölkchen aufsteigen lässt, dann ist ein solcher Edelstein zweifellos entweder das Symptom einer psychischen Störung, einer Vergiftung durch halluzinogene Drogen, oder aber er ist eine eher alltägliche Erscheinung in einer magischen Welt, die es beizeiten zu deuten gilt, die aber nicht unbedingt düstere Vorahnungen zu begründen oder gar zu rechtfertigen vermag.

Während Seferlyn das Wenn und Aber auseinanderlegte und kunstvoll wieder zusammensetzte, hatte Papinsky leichtes Spiel, ihm seine Gedanken über die Zeit ins Unbewusste zu träufeln.

„Hätten wir es nun mit einer in sich selbst zurücklaufenden Zeitspirale zu tun, also einer Spirale ohne Anfang und Ende, d.h. einem dreidimensionalen Kreis, so wären die Konsequenzen dieser Vorstellung für unsere Auffassung der menschlichen Existenz sehr verwirrend. Wie anders aber sollten derartige Vorstellungen auch sein – vor allem, wenn sie zuträfen. Wäre also das Raumzeitsystem eine in sich selbst zurücklaufende Spirale, dann wären die Wirkrichtungen der Dehnungs-, Drehungs- und Hebungsfaktoren nicht eindeutig bestimmbar. Wer wollte dann der Behauptung widersprechen, dass der Mensch seine Jungsteinzeit noch vor sich habe?“

Wie rätselhaft Ihnen diese Vorstellung auch immer erscheinen mag: Sie sollten inzwischen zumindest ein Gespür dafür entwickelt haben, dass der Sachverhalt sich nicht vereinfachen lässt – etwa indem man die Zeit gedanklich als eindimensionales Objekt abbildet, als Pfeil, der, aus der Vergangenheit, kommend in die Zukunft weist. Ich kann gut verstehen, dass Sie am liebsten zum vertrauten, linearen Konzept der Zeit Zuflucht nehmen möchten, weil ja schon dieses Konzept Sie heillos überfordert, wenn Sie beispielsweise die Gegenwart auf einem Zeitstrahl zu markieren versuchen - angesichts der Flüchtigkeit des Augenblicks.

Dennoch haben Sie von nun an keine Wahl mehr. Es gibt für Sie kein Zurück. Meine Worte werden in Ihnen weiterwirken bis ans Ende Ihrer, nein, bis ans Ende aller Tage.“

Seferlyn schnüffelte. Dufteten die Wölkchen, die der Rubin absonderte, nach Vanille? Er atmete sehr, sehr langsam durch die Nase ein und sehr, sehr langsam durch die Nase wieder aus. Seine Lider schlossen sich und mit seinem inneren Auge sah er den Rubin - der auch in Seferlyns Innenwelt, sobald er ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte, blaue Wölkchen hervorbrachte, die sein Bewusstsein mit einem unendlich zarten Hauch von Vanille erfüllten.

„Nun ist die Erkenntnis zum Greifen nahe, dass der Zeitpfeil nichts weiter ist als das Symbol einer fundamentalen Täuschung. Die Menschheit hat sehr lange gebraucht, bis sie erkannte, dass sich die Sonne nicht um die Erde dreht – entgegen dem Augenschein. Sie wird eines Tages auch einsehen müssen, dass die Zeit nicht linear ist. Auch diese Bewegung, dieses eindimensionale Voranschreiten aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft ist virtuell, ein täuschendes Bild. Stellen wir uns die in sich selbst zurücklaufende Zeitspirale als dicht bepackt mit Bewusstseinspunkten vor. Nun fügen wir jedem Bewusstseinspunkt die drei Dimensionen des Raumes hinzu. Dies ist dann ein sechsdimensionales geometrisches Monstrum: das Hyperraumzeitsystem - perfekt konstruiert und in Gang gehalten vom Informationsgenerator außerhalb von Raum und Zeit. Mehr darüber erfahren Sie in meiner nächsten Vorlesung, die, wie Sie jetzt vermutlich ahnen, bereits stattgefunden hat.“

Papinsky bedankte sich höflich für die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer und verließ mit schnellen Schritten den Hörsaal, gefolgt von seinem, aus der Aktentasche hervorschießenden Assistenten, der sich anschickte, seinem Meister die Tür aufzureißen. Aber der Professor war schneller. Er war plötzlich weg. Nur die Aktentasche, die ihn in Höhe seiner linken Hand schwebend begleitet hatte, knallte vor die Tür. Mit einer bedauernden Geste begab sich der Assistent wieder in sein Quartier. Die Aktentasche schmolz dahin. Sie verwandelte sich in eine braune, schleimige Masse, die sich auf dem Boden vor der Tür ausbreitete. Amöbengleich wanderte sie nun durch den Spalt unter der Tür, die danach mit einem leisen Knarzen aufschwang. Dies war das Signal für den Abgang der

Studenten. Sie verließen den Seminarraum im Gänsemarsch in exakt gleichen Abständen, trotz der sich verändernden Geschwindigkeit. Seferlyn folgte ihnen als Letzter. Auch er wahrte den üblichen Abstand zu seinem Vordermann, obwohl er sich nicht bewusst darum bemühte.

Das Automobil

Kaum hatte Seferlyn den Seminarraum verlassen, unterwarf sich sein Bewusstsein wieder den Mustern, Rastern und Filtern der Alltäglichkeit und Normalität – jedoch nicht vollständig: Er sah Papinsky zwar kritisch, war aber nicht in der Lage, seine Kooperation mit ihm grundsätzlich in Frage zu stellen, obwohl diese sich - angesichts dessen, was er soeben erlebt hatte - noch nicht einmal ansatzweise mit den Regeln, Erwartungen und Selbstverständlichkeiten des alltäglichen, normalen Lebens vereinbaren ließ. Seferlyn war sich dabei durchaus bewusst, dass sich sein Denken, Fühlen und seine Wahrnehmung in Gegenwart des Professors in einer Weise veränderten, die er bei anderen oder bei sich selbst in einer anderen Situation als psychotisch oder als durch Drogen hervorgerufen eingestuft hätte.

Er empfand dies als überaus bedrohlich und dass es genügend schwerwiegende Gründe gab, den Kontakt mit diesem Papinsky, der womöglich eine wahnhafte Halluzination war, sofort einzustellen, stand ihm in unvermittelter Klarheit vor Augen. Doch diese Erkenntnisse, so unmissverständlich sie sich auch immer seinem Bewusstsein aufdrängten, ließen ihn kalt, so, als ob sie einen anderen, beklagenswerten Menschen beträfen, mit dem man eigentlich nichts zu tun habe und dem man ohnehin nicht helfen könne. War dies aber der Fall, warum um Himmels willen sollte er, Seferlyn sich den Kopf zerbrechen über Dinge, die nicht in seiner Sphäre lagen und die ihn recht eigentlich auch nichts angingen?

Seferlyn fragte sich, warum Papinsky darauf bestanden hatte, dass er dessen Vortrag über Zeitsysteme besuchte. Das Semester neigte sich bereits dem Ende zu, und so konnte Seferlyn unmöglich den inhaltlichen Zusammenhang der Vortragsreihe erfassen. Wenngleich er sich nicht anmaßte, etwas von Philosophie zu verstehen, so beschlichen ihn doch Zweifel, ob Papinskys Vortrag überhaupt wissenschaftlich fundiert gewesen sei oder ob es sich dabei vielmehr um eine Art magischer Beschwörung gehandelt habe. Vielleicht hatte Papinsky dieses Seminar nur inszeniert, um ihn auf seine zukünftigen Aufgaben einzustimmen – und dabei Kommunikationstechniken angewendet, die er, Seferlyn nicht durchschaute und durchschauen sollte. Zwar waren die Studenten mit Ernst bei der Sache, aber sie kamen ihm unwirklich vor, wie Statisten in einem surrealistischen Film.

Dennoch mochte Seferlyn nicht glauben, dass an einer deutschen Universität ein Schwindel dieses Ausmaßes möglich sei. Wie auch immer: Seferlyn musste sich eingestehen, dass die Ausführungen des Professors über die Zeit nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren.

Schon während der Fahrt zur Universität hatte er eine seltsame Verwirrung seines Zeitgefühls bemerkt. Nun aber verlor er mit zunehmender Konfusion auch das Gefühl für seine Identität. Er hatte den Eindruck, als nähmen verschiedene Spielarten seiner Persönlichkeit in rascher Folge seinen Körper und sein Bewusstsein in Besitz. Und jede dieser Spielarten hatte ihre eigene Orientierung in der Zeit. Vielleicht war seine Persönlichkeit nur eine Menge von Bewusstseinspunkten, die einander zufällig begleiteten, die in der Hyperraumzeit ihre Bahn zogen wie ein Meteoritenschwarm, der durch Schwerkraftzentren in den unermesslichen Weiten des Universums zu neuer Gestalt geformt oder auch auseinandergerissen werden konnte. Wenn es so etwas gab wie geistige Schwerkraft, dann besaß Papinsky sie zweifellos in reichem Maße.

Konnte es sein, dass dieser Mann ihn, Seferlyn zunächst geistig und seelisch in eine amorphe Masse verwandelte, um dann aus diesem Material Klumpen herauszuziehen und diese zu Persönlichkeiten zu formen wie ein Keramiker Tonfiguren?

Als Seferlyn Papinskys Wagen erreichte, stellte er fest, dass der Chauffeur verschwunden war. Er schaute sich um, ging ein paar Schritte umher, aber Raschke war nirgends zu sehen. Auch im

Fahrzeug fehlte jede Spur von ihm; es sah vielmehr unbenutzt aus, als stünde es als fabrikneues Exponat im Schaufenster eines Automobilhändlers. Er schaute auf die Autonummer, um sich davon zu überzeugen, dass es sich tatsächlich um das Fahrzeug handelte, mit dem er gekommen war. Selbstverständlich hatte er die Autonummer bisher noch gar nicht beachtet, geschweige denn, sie sich eingepägt. Dennoch erfüllte nun die untrügliche Gewissheit sein Bewusstsein, dass es sich um das richtige Kennzeichen handelte und dass die Limousine demgemäß Papinskys Smidt Pico war.

Die Möglichkeit, dass jemand das Nummernschild des Wagens, mit dem er gekommen war, an einen anderen Wagen, der nun vor ihm stand, geschraubt haben könnte, verwarf er nach kurzem Erwägen als unwahrscheinlich.

Eine verhärmte alte Frau schlurfte vorüber. Sie stank nach Urin und Petroleum. Sie hielt eine Haushaltskerze in der Hand, mit dem Docht nach unten. Sie bewegte den Arm so, als sei die Kerze ihr Krückstock. Ein Knirschen und Knistern lag in der Luft, als ob die Alte von einem elektrischen Feld umgeben sei. Sie keuchte und stöhnte. Ihre leblosen Augen blickten durch Seferlyn hindurch, als sei sie der Tod und wolle ihn holen. Ihm wurde es unbehaglich zu Mute und am liebsten wäre er aus dem Traum erwacht, doch es war kein Traum. Schließlich bog die Alte um eine Hausecke und ließ einen Ozongeruch zurück, gegen den auch der scharfe Wind, der nun plötzlich aufkam, nichts auszurichten vermochte. Es wurde empfindlich kalt, und da Seferlyn keinen Mantel mitgenommen hatte, fror er erbärmlich. Er hüpfte und schlug mit den Händen kreuzweise auf Rücken und Schultern, um sich aufzuwärmen.

Obwohl er unversehens in Schweiß geriet, fror er umso mehr. Zunächst traute er sich kaum, das Gefährt noch einmal in Augenschein zu nehmen; zu unheimlich war ihm die Karosse geworden, ihm schien, als laste ein Flucht auf ihr und als würde jedes Interesse daran sofort mit dem Erscheinen des leibhaftigen Todes bestraft. Doch dann überwand er sich, nachdem er sich zu der Einsicht durchgerungen hatte, dass er erst in paranoiden Welten Zuflucht suchen sollte, wenn alle anderen Alternativen ausgereizt waren. Noch hatte er nicht den Eindruck, dass es schon so weit war. Bei einem weiteren Blick in die Limousine entdeckte er, dass der Schlüssel steckte. Also befand sich der Fahrer offenbar doch noch in der Nähe. Und so stieg Seferlyn ein und ließ den Wagen an, um die Heizung einschalten zu können. Die Minuten verstrichen, doch Raschke blieb verschwunden.

Gelangweilt, aber auch zunehmend gereizter, beobachtete Seferlyn das Treiben auf der Straße. An den Nummernschildern der vorbeifahrenden Autos erkannte er, in welcher Stadt er sich befand. Merkwürdig war, dass die meisten Fahrer ruckartig anfahren und bremsen, als säßen sie zum ersten Mal hinter dem Steuer. Fortwährend quietschen Bremsen, wurden Motoren abgewürgt. Das eine ums andere Mal entgingen kleine Kinder, ältere Menschen, Hunde und Katzen nur mit knapper Not einem Zusammenstoß mit Fahrzeugen, deren Führer sich scheinbar nicht dafür interessierten, was sich vor ihren Augen auf der Straße abspielte. Seferlyn hatte den Eindruck, dass viele Fahrer abgelenkt waren, weil sie etwas im Augenblick Wichtiges fallen gelassen hatten, da sie sich beständig links schräg vorbeugten, scheinbar um mit einer Hand den Boden in Sitznähe abzutasten.

Seferlyn schaltete das Autoradio ein, um sich abzulenken. Noch immer im Dunklen tappte die Polizei, so hieß es in den Nachrichten, auf der Suche nach den Tätern, die in der vergangenen Nacht die Stromversorgung Hamburgs durch Sprengung von Freileitungsmasten lahmgelegt hätten. Während einer Pressekonferenz habe der Bundeskanzler hervorgehoben, dass diese Tat eine massive Bedrohung der inneren Sicherheit darstelle, die dazu zwingt, nun endlich härter durchzugreifen. Schon am kommenden Montag werde er auf einen Kabinettsbeschluss hinwirken, der u. a. sicherstellen solle, dass zukünftig alle inhaftierten Terroristen auch gegen ihren Willen gebadet werden dürften. Auf die besonderen Vorlieben und Abneigungen der Straftäter könne keine Rücksicht mehr genommen werden. Die Terroristen würden, wie ganz gewöhnliche Kriminelle, grundsätzlich mit der Standardseife gewaschen, die in allen deutschen Gefängnissen obligatorisch sei.

Da die folgenden Meldungen aus dem Wirtschaftsleben Seferlyn nicht interessierten, wollte er gerade einen anderen Sender suchen, als ihn ein Bericht über ein neues, furios gestartetes

Unternehmen stutzig werden ließ. Dieses Unternehmen sei erst knapp zwei Jahre alt und habe schon jetzt die Marktführerschaft in seiner Branche an sich gerissen - mit zwar legalen, aber nicht unbedingt seriösen Methoden. Schon wenige Tage nach seiner Gründung am... Das genannte Gründungsdatum lag zwei Tage zurück, aber angeblich existierte das Unternehmen schon seit knapp zwei Jahren. War das ein Versehen der Nachrichtenredaktion, ein Versprecher des Ansagers? Oder zeigte Papinskys Vortrag Wirkung? Begann Seferlyn das vertraute, aber offenbar illusionäre lineare Zeitsystem zu überwinden?

Das Autotelefon piepte. Das Gerät war ziemlich wuchtig und Seferlyn hätte ihm durchaus ein aggressives Schrillen zugetraut; umso erstaunter war er, dass es tatsächlich piepte wie eine verängstigte Maus. In jener Zeit besaßen leistungsfähige und handliche Mobiltelefone, die man am Handgelenk trug und die Kommunikatoren genannt wurden, nur die Offiziere in den Raumschiffen der intergalaktischen Sternenflotte; die Erdlinge mussten sich mit wahren Monstern bescheiden, die zudem horrend teuer waren. Allein der Besitz eines solchen Telefons war ein untrügliches Anzeichen dafür, dass Papinsky zu den Stützen der Gesellschaft zählte.

Ein gewöhnlicher Professor hätten sich diesen Luxus nicht leisten können. Warum aber gab es dieses klägliche Geräusch von sich? „Understatement“ war doch sonst nicht gerade Papinskys Markenzeichen. Seferlyn, dem nicht nur die Art des Telefongeräusches, sondern dessen schieres Erklingen Unbehagen bereitete, schaltete das Radio aus und hob ab, obwohl er sich dazu nicht befugt fühlte.

Papinskys Sekretärin war am Apparat. Sie sprach Seferlyn mit seinem Namen an, bevor er Gelegenheit hatte, sich zu erkennen zu geben. Sie hatte also niemand anderes als ihn am Ende der Leitung erwartet. Ihre Stimme klang blechern und war durch Störgeräusche nur schwer zu verstehen.

Ein Bild drängte sich in Seferlyns Bewusstsein, das Bild einer jungen Frau mit schwarzen Haaren, das er mit Papinskys Sekretärin verband. Seitdem er den Hörer abgenommen hatte, hielt er seine Augen geschlossen, was sonst beim Telefonieren nicht seine Art war. Er fürchtete, er würde sie noch schlechter verstehen, wenn er seine Augen wieder öffnete. Gleichzeitig fuhr ihm ein gegenläufiger Impuls in die Lider, denn je länger er die Augen geschlossen hielt, desto intensiver und beängstigender wurde das Bild dieser schönen, erregenden jungen Frau, das er mit Papinskys Sekretärin identifizierte. Das Öffnen seiner Augen, so dachte er, hätte dieses Bild aus seinem Inneren verbannt. Und so zuckten seine Lider schließlich nervös, ohne dass er deswegen mehr von der Außen- oder weniger von seiner Innenwelt wahrgenommen hätte.

„Raschke ist leider in einer sehr wichtigen Angelegenheit abberufen worden. Er kann Sie also unmöglich an Ihr nächstes Ziel bringen. Aber es ist überaus wichtig, dass Sie rechtzeitig dort erscheinen. Die für Sie vorgesehenen Termine können nicht verschoben werden. Sonst würden wir nicht nur einzelne Teilpläne, sondern den Zentralplan gefährden. Der Chef gibt Ihnen daher den Auftrag, sofort selbst mit diesem Wagen nach Siegen in Westfalen zu fahren und dort vor dem Hauptbahnhof zu warten. Wenn Sie sich beeilen, können Sie in etwa drei Stunden, also pünktlich dort sein. Sie werden erwartet. Bitte fahren Sie jetzt ohne zu zögern los. Wenn es unbedingt sein muss, können Sie - vorausgesetzt, Sie fahren zügig - an einer Autobahnraststätte einen kleinen Imbiss zu sich nehmen. Halten Sie sich bitte dort aber nicht zu lange auf. Die Zeit drängt. Auf Wiederhören!“

Sie legte auf, ohne Seferlyn Gelegenheit zu Fragen oder auch nur zur Erwiderung Abschiedsfloskel zu geben. Das innere Bild verwehte wie ein Gemälde aus farbigem Sand, in das der Wind fährt. Eine alte Frau klopfte an das Seitenfenster auf der Fahrerseite. Sie hatte eine sehr lange, spitze Nase und tief liegende Augen. „Nein, du täuscht mich nicht!“, dachte Seferlyn, tat so, als bemerke er sie nicht und öffnete das Handschuhfach, um nach den Fahrzeugpapieren zu sehen. Und richtig: Als er wenig später einen Blick riskierte, war die Alte verschwunden. Er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Als Papinskys Sekretärin den kleinen Imbiss erwähnte, wurde ihm bewusst, wie hungrig er war. Er hatte allerdings größere Sorgen. Raschkes unerwartetes Verschwinden erschien Seferlyn höchst verdächtig. Irgendetwas war faul, ohne Zweifel. Ganz zu schweigen davon, dass Seferlyn ein Gefährt wie dieses in seinem ganzen Leben noch nicht gefahren hatte.

Nun verlangte Papinsky, er solle eine lange Strecke mit einem ihm völlig unbekanntem Fahrzeug zurücklegen. Wenn er dieser Zumutung nachgab, lief er Gefahr, vor einem Baum oder im Straßengraben zu landen. Überdies war die Fahrt nach Siegen in drei Stunden nur zu schaffen, wenn er wie Raschke mit mindestens 180 Sachen durch die Gegend preschte. Und so drängte sich Seferlyn der Verdacht auf, Papinsky sei an seinem Ableben interessiert und mache sich gar nicht erst die Mühe, seine Absichten zu verbergen.

Oder war es gar nicht Papinsky, der ihn aus dem Weg räumen wollte, sondern eine Seferlyn noch unbekannte Größe, ein grauer hoher Herr, der im Hintergrund die Fäden zog. Fragen über Fragen - und keine Zeit, sie zu beantworten. Womöglich war das Fahrzeug manipuliert, die Bremsschläuche durchgeschnitten oder die Schrauben an den Rädern gelockert. Vielleicht tickte eine Bombe im Kofferraum oder was auch immer. Mit Mühe gelang es Seferlyn, diese paranoiden Gedanken zu stoppen, indem er sich einredete, diese Ideen seien viel zu abenteuerlich, um wahr zu sein. Seferlyn konnte jedenfalls keinen plausiblen Grund erkennen, warum ihm Papinsky - oder wer auch immer - nach dem Leben trachten sollte. Zweifellos waren recht eigenartige Dinge geschehen, seitdem Seferlyn Papinsky zum ersten Mal begegnete.

Dennoch deutete, nüchtern betrachtet, nichts darauf hin, dass Mordpläne gegen ihn geschmiedet worden waren, geschweige denn, dass jemand versuchte, sie zu verwirklichen. Er hatte keine Feinde. Ein „Mr. Colourless“ habe keine Feinde, dachte er. Natürlich lagen Mord und Gewalt in der Luft. Auf Schritt und Tritt drohte Gefahr. Doch das waren die Zeichen der Zeit. Das hatte nichts mit ihm persönlich zu tun. Oder doch? Hatte sich nicht die ganze Welt verändert, seitdem Papinsky seinen Fuß über seine Schwelle gesetzt hatte? Allein schon dieser Vanille-Duft, der ihn immer wieder anwehte. Nie zuvor hatte er dermaßen intensiven Vanille-Duft wahrgenommen, auch nicht, wenn er vor einem Vanille-Pudding saß. Genau besehen, war nichts mehr, was es zu sein schien. Und ob er tatsächlich keine Feinde hatte, wer konnte das wissen? War er wirklich der Herr Farblos, oder trug er längst, nur für ihn unsichtbar, das bunte Gefieder des Vogelfreien?

Er schaltete das Autoradio wieder ein, um sich von seinen Grübeleien abzulenken. Er atmete kräftig durch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann fuhr er los. Die Musik war noch schlimmer als zuvor. Er drehte den Senderwahlknopf bis zum Anschlag vor und zurück, doch es war seltsamerweise nur eine Station zu empfangen. Das Gerät ließ sich auch nicht mehr ausschalten, da die Taste klemmte. Es gelang ihm unerwartet schnell, das Automobil in den Griff zu bekommen. Das Fahrzeug ließ sich erstaunlich leicht fahren, beinahe so, als sei es ein intelligenter Partner. Bald hatte er das Gefühl, der Wagen führe von allein. Er war niemals ein leidenschaftlicher Autofahrer. Nun aber ertappte er sich dabei, wie er es genoss, dieses traumhafte Gefährt zu steuern.

Um sein Glück vollkommen zu machen, wechselte der Sender sein Programm und spielte sehr angenehme, meditative Musik. Auf der Autobahn angelangt, erhöhte Seferlyn schrittweise die Geschwindigkeit, da die Straße trocken war und Windstille herrschte. Mit jedem Überholmanöver gewann er Sicherheit. In rauschhafter Klarheit sah er die neidischen Gesichter der Fahrer, die er abgehängt hatte, im Rückspiegel. Schließlich raste er wie Raschke mit 220 durch eine Parklandschaft - mitunter sogar, im Überschwang eines haltlosen Triumphgefühls, noch schneller. Im steten Wechsel glitten von Baumgruppen gesäumte Felder, schmucke Gehöfte und kleine Wälder an ihm vorbei.

Seferlyn raste nun, das Tempolimit missachtend, durch eine Baustelle mit verengter Fahrbahn. Die Arbeiter bildeten Trauben und diskutierten gestikulierend. Seferlyn konnte die Schlagzeilen der zusammengerollten Zeitungen erkennen, die in den Hosenbeuteln ihrer Blaumänner steckten. Sein Blickfeld hatte sich in übernatürlicher Weise geweitet. So sah er zum Beispiel, dass der Fahrer eines Lastzugs, den er überholte, seinen linken Fuß auf das Steuerrad gelegt hatte und sich die Fußnägel schnitt. Obwohl ihn ein Blick auf den Tacho von seiner Geschwindigkeit überzeugte, nahm er sie eigentlich nicht wahr.

Ohne größere Erschütterungen schwebte der Wagen über die Autobahn. Statt des Motorengeräusches hörte Seferlyn ein katzenhaftes Schnurren. Eine weitere Baustelle kündigte sich an. Seferlyn sah sich nun doch genötigt, seine Geschwindigkeit zu verringern. Autobahnpolizisten hatten auf dem Seitenstreifen Stellung bezogen. Die Beamten blickten, den

Dienstvorschriften jener Zeit entsprechend, grimmig, sehr grimmig. Seferlyn konnte es sich nicht leisten, von ihnen gestoppt zu werden, da er den Termin, den Papinsky ihm gesetzt hatte, nicht verpassen durfte. Die Fahrbahn wurde einspurig verengt, und er durfte nicht schneller als 50 fahren. Das verhältnismäßig geringe Tempo ließ ihn schläfrig werden. Er öffnete das Seitenfenster einen Spalt, in der Hoffnung, die frische Luft würde ihn wieder munter machen.

Die Kirchturmglocken eines nahen Dorfes riefen zur heiligen Messe. Seltsam klang ihr Ruf in Seferlyns Ohren. Es war ein dreistimmiger Akkord. Zunächst hörte er einen dumpfen Glockenschlag, lautmalerisch: „wann“, gefolgt von einem hellen „nil“ und schließlich einem abschwellenden „lä“. Während sich Seferlyn, der Frischluft zum Trotz, in einem intensiven Tagtraum verlor, hatte er das Gefühl, die unter ihm hinweggleitende Fahrbahn fräse eine Schneise in sein Bewusstsein. Nachdem das Geläut verebbt war, drang ein monoton zischendes, aber kaum hörbares Geräusch an sein Ohr.

Die Geräuschquelle war schwer zu orten, aber sie schien im Inneren des Wagens zu liegen. Es klang, als würde Gas ausströmen. Die Monotonie der Wahrnehmungen – die vorbeirollende Fahrbahn, das gleichförmig zischende Geräusch – zwängte den Strom seines Bewusstseins in immer engere Kanäle. Rasch verjüngte er sich zu einem dünnen Rinnsal und versiegte schließlich ganz - aufgelöst in Farben. Ein lindgrüner Schmetterling taumelte zwischen berstenden Sonnen. Dann ein ohrenbetäubender Knall, Seferlyns Körper wurde wie durch ein Katapult nach vorn geschleudert. Die Welt versank in der Unermesslichkeit des Vergessens.

Im Hospital

Als Seferlyn nach seinem Unfall erwachte, litt er an Kopfschmerzen in wechselnden Formen: hämmernd, pochend, stechend, reißend, bohrend, brennend - und dann wieder nichts von all dem oder wenig später alles zugleich. Der beständige Wechsel der Art des Schmerzes war peiniger als der Schmerz selbst. Der Schmerz hatte seine eigene Zeit: Nur näherungsweise vergleichbar mit einer defekten Uhr, deren Zeiger unvorhersehbar ihre Bewegung beschleunigten oder verlangsamten, ließ ihn der Schmerz die Ewigkeit ausloten und gab ihm wenig später ein zum Äußersten geschärftes Empfinden für die Präzision des Sekundentakts. Seine Umgebung nahm er zunächst nur wie durch eine wogende Nebelwand wahr. Er erblickte nicht etwa eine wortwörtlich Nebelwand; vielmehr sah er sein Umfeld so klar und unverzerrt, als träte er frisch und ausgeruht an einem glitzernden Frühlingmorgen auf die Terrasse eines Hauses am Waldsaum.

Die Wahrnehmung der Nebelwand war der Tatsache geschuldet, dass die Sinneseindrücke durch seine Seele eilten wie flüchtige Schatten und keinen Raum fanden in seinem Herzen, um sich zu entfalten und zu erblühen. Als der Schmerz nachließ, lichtete sich der Schleier. Seferlyn sah einen großen, schlichten, weiß gestrichenen Schrank; an den weiß getünchten Wänden hingen zwei Exponate der Kulturwarenproduktion in modisch abstraktem Stil sowie ein schlichtes Holzkreuz ohne Figur. Hinter dem Fenster stand ein kahler Baum. Seferlyn lag in einem mit weißer Wäsche bezogenem Bett. Das Gestell war matt weiß lackiert, an den Pfosten befanden sich Räder. Seferlyns linkes Bein war eingegipst und an einer Art Kran befestigt. Ihm wurde bewusst, dass er sich in einem Krankenhaus befand.

Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie er dorthin gekommen war, und auch nicht daran, welche Vorfälle zu seiner Einlieferung geführt hatten. So wie er zuvor Dinge nicht gesehen hatte, obwohl er sie wahrnahm, so sah er nun all die Symbole lebensbedrohlicher Krankheiten, die eine Intensivstation zu bieten hat, wenngleich sich derartige Gerätschaften und Vorrichtungen nicht im Raum befanden und ihm dies auch bewusst war. Zorn stieg in ihm auf, ein heilloser Zorn, der ihm in die Muskeln fuhr und ihn mit den Zähnen knirschen ließ – doch nur für Sekunden, dann war der Anfall vorbei und der Gips an seinem Bein verschwunden. Ein Sonnenstrahl huschte durchs Fenster wie ein gut gelaunter Fremder auf der Durchreise. Seferlyn beachtete ihn nicht.

Nach unbestimmter Zeit, die durch quälendes Grübeln und Verbeißen von spontan auftretenden

und wieder verebbenden Schmerzen ins Ewige gedehnt und ins pure Diesseits des Augenblicks gestaucht wurde, entdeckte er am Kopfende seines Bettes eine von der Wand herabhängende Schnur, an der sich eine Fassung mit Klingelknopf befand. Dieser diente offenbar dazu, eine Schwester herbeizuzitieren.

Seferlyn betätigte die Klingel, und wenig später trippelte ein kleinwüchsiges Wesen in einem weißen Kittel ins Krankenzimmer. Ihre langen, glatten, schimmernden Haare ergossen sich schmeichelnd über ihre zarten Schultern. Teuflich rot wie die Mütze eines Vagantenbischofs leuchteten ihre messerscharf geschminkten Lippen. Ihr Schwesternhäubchen lugte lässig, wenn nicht schlampig aus einer Tasche ihres Kittels hervor. Sie hatte fein geschnittene, indianisch wirkende Gesichtszüge.

Die Schwester war zwar sehr klein, aber nicht deformiert oder falsch proportioniert wie manche Kleinwüchsige: Ihre elfenhafte Gestalt wirkte im Sonnenlicht, das warm durchs Fenster flutete, wie eine Erscheinung aus feinstofflichen Welten. Sie maß nicht mehr als – abhängig von der Perspektive, aus der man sie betrachtete - höchstens anderthalb Meter, und das auch nur, weil sie atemberaubend hohe Stöckelschuhe trug: roter Lack mit schwarzer Schleife. Sie trat mit wiegenden Hüften an Seferlyns Bett, beugte sich hinab, präsentierte ihre kleinen, unter dem Kittel unverhüllten, wohl geformten Brüste, strahlte ihn mütterlich besorgt an - und als er ihre zarten Finger auf seiner Stirn spürte, waren seine Schmerzen für Augenblicke verschwunden. An ihre Stelle trat eine wilde Lust, die sich in sein Herz bohrte wie ein Pfeil, die Qualen hervorrief und die Seferlyn nicht durch Benennung zu lindern vermochte, weil er für sie keine Namen kannte.

Seferlyn hörte eine Stimme, und obwohl er wusste, dass es sich um eine innere Stimme handelte, klang sie so, als stünde ihr Urheber neben ihm. Es war die Stimme Leo Papinskys. Sie war eine Nuance rauer als sonst und einen Hauch weniger melodisch, aber es war unzweifelhaft seine Stimme, und sie sprach sehr prägnante, wuchtige Sätze, die heranrollten wie ein Express, der sich in die Nacht bohrte. Aber Seferlyn verstand sie nicht. Nicht etwa, dass Papinsky eine Sprache gewählt hätte, die Seferlyn unbekannt gewesen wäre. Nicht etwa, dass Papinsky sinnleere Klauseln oder geheimnisvolle Zaubersprüche vorgetragen hätte. Nein, wovon bei Papinsky die Rede war, das hätte jede Putzfrau begriffen.

Seferlyn zermartete sein Hirn bei dem Versuch, Papinsky zu verstehen; die Folge war, dass seine Kopfschmerzen zurückkehrten – rasender denn je, bohrender, beißender, schneidender. Seferlyn konnte den Sinn der Worte Papinskys nicht ergründen, weil die Schwester es nicht zuließ, dass er jemand anderem als ihr zuhörte. Nicht ihren Augen entströmte der Bann, obwohl sie magnetisch waren. Nicht ihrem Antlitz, wenngleich es leuchtete wie eine Erscheinung Mariä. Nicht ihre Gestik war es, die allerdings zierlich Verstrickungen webte wie flinke Spinnen. Es war ein aus Wörtern komponiertes Gift, das, durch das pure Sein zwischen den Erscheinungen rinnend, in seine Seele sickerte.

„Mein Name ist Schwester Babette. Können Sie mich hören?“, fragte sie mit einer dunklen, melodischen Stimme, die nicht zu ihrem Körper passte - und die von diesem auch nicht hervorgebracht zu werden, sondern die einer Quelle konzentrierter Energie, die neben ihr pulsierte, zu entspringen schien.

Seferlyn bejahte durch Handzeichen, nachdem er zuvor nur ein Röcheln hervorgebracht hatte. Die magische Klangsäule, aus der die Schwester sprach, bewegte sich durch den Raum, wenn Seferlyn die Lage seines Kopfes veränderte und positionierte sich immer exakt so, dass seine Nasenspitze auf sie wies, dass also Ohren und Klangsäule die Eckpunkte eines rechtwinkligen Dreiecks bildeten. Die Synchronisation der Bewegungen war fast perfekt, nur wenn Seferlyn die Richtung, in die seine Nasenspitze wies, ruckartig veränderte, ergab sich eine kaum merkliche Verzögerung, begleitet von einem zarten Hall.

Mit einem Anflug aufrichtiger Freude in ihrem Gesicht, das sich aufhellte, rief die Schwester: „Das ist gut - das ist sehr gut! Es geht also endlich wieder aufwärts.“

„Bin ich schon länger hier?“, fragte Seferlyn erstaunt, plötzlich seiner Stimme mächtig, wobei diese jedoch klang, als gehöre sie einem Fremden.

„Allerdings“, antwortete die Schwester nun wieder mit sorgenvoller Miene. „Sie waren beinahe vier Wochen bewusstlos. Das Schlimmste haben wir schon befürchtet.“

Sie ergriff Seferlyns Arm, zog ihn behutsam vor ihren Bauch und fühlte seinen Puls. Nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte, fragte die Schwester mit sanfter Stimme: „Haben Sie Schmerzen?“ „Ja, schlimme Kopfschmerzen – obwohl: Als sie Ihre Hand auf meine Stirn legten, waren die Schmerzen für eine Weile wie weggeblasen.“

„Das ist ein ganz natürlicher Reflex - ein Reflex, der mit den Energiefeldern des Körpers zusammenhängt – vor allem mit Energiefeldern, die Heilkundige aller Zeiten unter Begriffen wie Kama-Rupa oder siderischer Leib zusammengefasst haben und die von der modernen Medizin in der Fissura Sylvii verortet werden. Auch wenn Ihnen diese Begriffe nichts sagen, lassen Sie diese ruhig auf sich einwirken wie Medikamente, denn sie spenden Sicherheit und Zuversicht. Nein, glauben Sie nur nicht, dass ich Sie auf den Arm nehmen will. Die pharmakologische Potenz der Sprache ist in der heutigen Medizin unbestritten. Wenn es möglich wäre, würde die Pharma-Industrie Wörter patentieren lassen.“

Als die Schwester das Wort „Energiefelder“ mit einem Anflug des Missbehagens aussprach, nahm Seferlyn einen betörenden Bergamotte-Duft wahr. Er hatte den Eindruck, die Schwester atme diesen Duft aus. Doch bevor er dieser Vermutung weitere Aufmerksamkeit schenken konnte, hatte sich der Duft bereits wieder verflüchtigt. Seferlyn wunderte sich, dass die Schwester nicht wenigstens nach Karbol, wenn schon nicht nach Vanille duftete.

„Schauen Sie bitte auf die Wand“, fuhr Babette, nun wieder völlig antiseptisch duftend, fort, „die dem Fenster gegenüberliegt. Sie müssten dort eigentlich ein pulsierendes Lichtgespinst sehen.“

Seferlyn wendete mühsam und unter Schmerzen seinen Kopf, sah aber nur eine weiß getünchte Wand mit einigen grauen und schwarzen Flecken.

„Dort gibt es kein Lichtgespinst!“, sagte er. Die Wand, die er bisher als blütenrein erlebt hatte, schien nun, Ekel erregend, vor Schmutz zu starren.

„Sie sehen es nicht!“, sagte die Schwester, „und Sie sehen es nicht, weil Ihr Gehirn an einer Teilleistungsstörung leidet. Wir sind aber zuversichtlich, dass Sie bald wieder auf dem Damm sein werden. Sie müssen wissen, dass ich dies auch zu Todgeweihten sagen würde, und weiß Gott, ich habe mit meinen Sprüchen schon manchen von den Toten auferstehen lassen. Was Sie aber nicht so genau wissen müssen, ist, wie es wirklich um Sie steht. Zunächst einmal gilt es zu überprüfen, ob Sie überhaupt noch leben. Kein Scherz: Wir sind hier in dieser Klinik schon so weit, dass wir mit unseren Methoden und Hilfsmitteln auch Toten komplexe Lebenszeichen entlocken können, bisher allerdings nur vorübergehend. Hoffen wir also, dass noch ein wenig frischer Saft in Ihnen steckt, mein Lieber.“

Die Schwester zog ein silbernes Pendel aus ihrer Kitteltasche, ergriff den Faden mit Daumen und Zeigefinger, setzte es aus dem Handgelenk in Bewegung und bat Seferlyn, das Pendel mit seinen Augen zu verfolgen. Er dürfe es auf keinen Fall aus den Augen verlieren. Nur wenn er es nicht aus den Augen verlöre, sei eine zuverlässige Diagnose seines Zustandes mit Hilfe des Pendels möglich. Und von einer stimmigen Diagnose hänge es ab, ob rechtzeitig die richtigen, eventuell lebenserhaltenden Maßnahmen ergriffen werden könnten.

„Wir wissen, dass, infolge der Corioliskraft, die Betten der körperlichen Energieströme in Fließrichtung rechts stärker erodieren als links, wobei dieser Effekt jedoch von Patient zu Patient unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Diese Fehlervarianz der Messwerte korrigieren wir, indem wir das Pendel, durch Feinschliff nach einer geheimen Formel, an den jeweiligen Patienten anpassen. Doch unsere diagnostischen Künste stoßen mitunter an Grenzen, die durch die mangelnde Kooperationsbereitschaft der Diagnostizierten gezogen werden. Also, bitte, konzentrieren Sie sich und folgen Sie der Bewegung des Pendels. Ist es nicht hübsch? Ich habe es auf einem Wochenmarkt in Kairo aus dem Sarkophag eines ägyptischen Priesters geklaut, unter Lebensgefahr – und das alles zum Wohle unserer Patienten. Also: strengen Sie sich an.“

Er befolgte ihre Anordnung, musste die Blickbewegung jedoch sofort wieder abbrechen, weil sie arge Schmerzen verursachte. Er wollte ihrem Befehl trotz Schmerzen gehorchen, doch diese waren so heftig, dass sie seinen Willen brachen. So verwirrt waren seine Gefühle, dass er stolz darauf war, sich wegen seiner Schwäche zu schämen. Ohne dass Seferlyn ihr die Folgen dieser Übung beschreiben musste, konstatierte die Schwester: „Wie erwartet: Erhebliche Schmerzen

durch Konzentrationsmängel. Kein Wunder, dass Ihre Gedanken abschweifen. Bei all dem, was Sie armer Kerl durchgemacht haben!“

Sie warf das Pendel schwungvoll in einen Eimer mit eitrigen Mullbinden und setzte sich an das Fußende seines Bettes. Da sie so klein war, musste sie sich mit den Armen hochstemmen, dabei verrutschte ihr Kittel, und man sah ein wenig Bein. Seferlyn phantasierte Sex mit einer Zwergin, und während er sich dies ausmalte, war er wieder der alte Seferlyn, jener Seferlyn, der am Tresen über Politik räsonierte, mit seiner Frau über die Anschaffung eines neuen Fernsehgerätes stritt und auch sonst ein durchschnittlicher Mensch war, der sich für überdurchschnittlich hielt, was aber auch normal ist. Als jedoch die Schwester nach einer listigen Kunstpause wieder zu sprechen anhub, hüllte die mächtige Schwinge des Wahns ihn neuerlich in ihren Schatten.

„Wir haben ihre Kleidung vierfach gefaltet“, sagte Babette, nachdem sie ihre Tracht betont sorgfältig geordnet und dabei auch ihr Schwesternhäubchen aus der Tasche gezogen und aufgesetzt hatte, „aber wir haben nichts gefunden, was auf Ihre Identität verwiesen hätte: keinen Pass, keinen Führerschein, keinen Brief, nichts. Auch im Unfallwagen fanden sich keine Anhaltspunkte. Aber sie hatten einen Koffer dabei, mit einem sehr merkwürdigen Gegenstand darin!“

Sie schlug ihre Beine übereinander, wobei der Kittel hochrutschte und den Blick auf noch mehr Bein freigab.

„Aber Sie haben mich doch gerade Seferlyn genannt; woher wussten Sie denn dann meinen Namen?“

„Ich bitte Sie! Niemals habe ich Sie Seferlyn genannt. Das ist ein Phantasienamen, wie ich ihn schöner nie gehört habe.“

„Aber, und ich dachte... Mein Güte, ich weiß nicht...“

„Sie müssen mir Ihren Namen nennen!“

Es war, als senkte sich ein schwarzer Schatten auf Seferlyns Seele, so wie der Schatten des Adlers die Beute verhüllt, bevor er sie schlägt. Er hatte seinen Namen vergessen. Er versuchte angestrengt, sich diesen ins Gedächtnis zu rufen, als ob es sich um den Namen eines flüchtigen Bekannten handele, wenngleich er zweifellos wusste, wie er hieß. Dies aber war jetzt bedeutungslos angesichts der Tatsache, dass ihm sein Name sprichwörtlich auf der Zunge lag, ihm aber nicht einfallen wollte - so sehr er sich auch bemühte. Je angestrengter er darüber nachdachte, desto deutlicher sah er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen vor Augen. Soeben noch hatte er der Schwester unterstellt, sie habe ihn mit seinem Namen angesprochen, und dieser Name war ihm durchaus noch präsent, genauer: das Wort hob sich messerscharf vom Grau seines Bewusstseins ab: Seferlyn.

Aber er war außerstande, dieses Wort als Personennamen zu begreifen, den eigenen gar; vielmehr ordnete er es in die Kategorie der Berufsbezeichnungen ein und rätselte, was wohl ein Seferlyn sei und zu tun habe. Bilder stiegen in ihm auf, die Seferlyne beim Schürfen nach Sefern in Bergwerken zeigten, andere schliffen sie und handelten mit ihnen auf Messen und Märkten. Schließlich sagte er mit schwacher Stimme: „Mein Kopf, mein Kopf! Mir wird übel und schwindelig. Es ist aussichtslos. Ich kann mich nicht erinnern.“

Er sagte nicht die Wahrheit. Es stimmte zwar, dass er – in gewisser Hinsicht – seinen Namen nicht wusste, dass ihm aber vor Anstrengung übel wurde, entsprach keineswegs den Tatsachen. Vielmehr wurde der unfreiwillige Selbstbetrug von intensiven Lustgefühlen begleitet, deren Natur jedoch nicht sexuell, nicht einmal menschlich und kaum zu beschreiben war. Vielleicht fühlen sich Quallen so, wenn sie durch warmes, nährstoffreiches Wasser gleiten.

„Ich heiße Schwester Lauretta. Und wie heißen Sie?“

Die Schwester zischte - nicht wie eine Schlange oder wie eine bei einer Lüge erappte Ehefrau (derartige Geräusche hätte Seferlyn einordnen können) –, sondern vielmehr vogelsüß - und dies lag weit jenseits dessen, was Seferlyn zu verkräften vermochte.

„Ah, aha! Sie wollen mir also Ihren Namen nicht verraten.“

Der Singvogel verwandelte sich in einen Adler und setzte zum Sturzflug an.

„Der Herr hat sich entschlossen, mich über seine Identität im Unklaren zu lassen... sauber! Sie haben wohl was auf dem Kerbholz. Was haben Sie zu verbergen? Zwingen Sie mich nicht, die Polizei zu rufen!“

„Schwester Lauretta“, jammerte Seferlyn, „bitte glauben Sie mir! Sie müssen mir glauben, dass ich es nicht weiß. Ich weiß es doch nicht. Das ist kein böser Wille. Ich leide an Gedächtnisstörungen. Ich bin Opfer staatlicher Willkür, schwerer Menschenrechtsverletzungen, man unterzieht mich einer...“

„Papperlapapp!“

„Aber es ist die...“

„Ja, ja, es ist die Wahrheit, eure Wahrheit. Diese Wahrheit wird man verspotten. Es ist eine Spottdrosselwahrheit. Vögeln, die zu viel singen, dreht man einfach den Hals um.“

Ihr Gesicht verfärbte sich grün. Es war dieses Grün, das durch die Ritzen unter den Türen von Spelunken schimmert, wenn drinnen illegal Absinth ausgeschenkt wird.

„Unschuldig seid ihr doch alle, Opfer alle, Geschundene, arme Häschen, weiß Gott, meine Güte, wie oft ich dieser Leier schon gehört habe. Im Übrigen: Babette! - Ich heiße Schwester Babette! Schwester Lauretta hat Sie während Ihrer offensichtlich vorgetäuschten Bewusstlosigkeit betreut. Sie hat uns allerdings vor einigen Tagen wegen sittlicher Verfehlungen verlassen müssen. Nun, der Fall hat mir aufrichtig leidgetan, zumal Sie daran ja offenbar nicht ganz unschuldig waren. Sei's drum! Wir sind nun einmal ein Krankenhaus in christlicher Trägerschaft!“ Das Wort „christlich“ klang schrill wie eine Kreissäge. „Es gibt Regeln. Es gibt Gebote. Es gibt Grenzen. Und es gibt gewissenlose Kerle!“, sagte sie.

Sie stand auf, trat an das Kopfende seines Bettes, zog eine stiftförmige Taschenlampe aus ihrem Kittel und leuchtete damit in Seferlyns rechtes Auge. Seferlyn litt Schmerzen, als würde ihm ein heißes Eisen ins Hirn getrieben. Von seiner verspotteten Wahrheit wollte er nichts mehr wissen.

„Nun“, sagte Schwester Babette, jetzt wieder sanft säuselnd, „jedes Kind muss einen Namen haben. Jedes Kind, ob groß, ob klein, kennt seinen Namen.“

Sie ließ nun mit ihrem Leuchtstab Licht in sein linkes Auge fluten – und sofort erfüllte ihn tiefes Wohlbehagen.

„Und wenn ein braves Kind nach seinem Namen gefragt wird, gibt es artig Auskunft. Es ist wirklich schade, dass Sie kein braves Kind sein wollen, dass Sie mir Ihren Namen hartnäckig verschweigen.“

Schwester Babette zog die Vorhänge vors Fenster und wippte dann mit anmutigen Bewegungen zur Tür. Als sie die Türöffnung passierte, rief sie Seferlyn, während ihr Popo am Punkt seiner maximalen Auslenkung nach rechts ruckartig zur Ruhe kam, über die Schulter zu: „Sie sollten noch etwas schlafen, bevor der Arzt kommt. Der Arzt hat wenig Zeit. Sie sollen daher ausgeruht und frisch sein, wenn er Ihnen einige Fragen stellt. Diese Fragen müssen Sie knapp, präzise und ohne viel nachzudenken beantworten. Setzen Sie Ihre Meldung zur inneren Gefechtslage ab, so wie Sie es gelernt haben. Keine Umschweife, keine Zicken. Wir sind ein modernes Großklinikum. Bei uns geht alles dalli dalli. Da bleibt keine Sekunde Zeit fürs Nachdenken zwischen Ankündigungs- und Ausführungskommando. Falls Sie mich brauchen, klingeln Sie, aber nur in äußersten Notfällen, also kurz vor dem Exitus.“

Sie kicherte hexenhaft und entfernte sich mit obszönen Hüftschwüngen. Aus einem scheppernden Lautsprecher rief eine sonore Männerstimme: „Bitte einsteigen und die Türen schließen! Dieser Zug wird nie wieder anhalten!“

„Nein!“, brüllte Seferlyn. „Nein, nein...“

Ein Zischen unter seinem Bett brachte ihn zum Schweigen. Er wollte aufspringen, doch nun bemerkte er, dass er an Armen und Beinen mit Ledergurten gefesselt war. Durch die geöffnete Tür konnte er im milden Licht der Nachtbeleuchtung einen Teil des Flurs sehen. Dort huschen Schatten vorbei. Seferlyn hatte den Eindruck, als würden sie von menschlichen Körpern geworfen, die unter der Decke entlangglitten. Sein Atem wurde trotz seines inneren Aufruhrs langsam ruhiger und mit jedem Atemzug wurde er müder. Wenig später schlief er ein. Nun lösten, von ihm unbemerkt, zwei Pfleger seine Fesseln. Danach schlummerte er entspannt, während die Dämonen des Schlafes mit

ihren silbernen Hämmerchen seine Seele bearbeiteten. Sie waren mit silbernen Ketten an den Füßen aneinandergesesselt und während sie arbeiteten, sangen sie die rhythmischen Lieder ihrer Chain Gang. Die Nuancen dieser Gesänge waren zu fein und zart für das menschliche Gehör. Hätte Seferlyn nicht so fest geschlafen, dann hätten sie in seinen Ohren wie das gleichförmige Brummen eines Senders geklungen.

Sechs Stunden und 25 Minuten später, also nach der üblichen Garzeit, schrillte im Arztzimmer die Küchenuhr. Als der Dienst habende Mediziner fast geräuschlos in Seferlyns Krankenzimmer trat, erwachte dieser aus einem merkwürdigen Schlummer zwischen Tag- und Nachttraum. Die Flut der Traumbilder war lenkbar gewesen wie die Kugel eines ihm aus der Kindheit vertrauten Geschicklichkeitsspiels.

Diese Kugel befindet sich in einem Gehäuse und musste durch ein Labyrinth in ein Loch geführt werden, indem man das Gehäuse hin und her bewegte. Seferlyn hörte die Stimme des Arztes, wenn auch merkwürdig verhallt, als spräche er unter einem Blecheimer in ein Mikrofon - aber als Seferlyn seine Augen aufschlug, sah er den Arzt nicht. Stattdessen starrte er auf eine tiefschwarze Fläche. In der Mitte dieser Fläche befand sich ein zweifarbiger, unregelmäßig gezackter Klecks. Auf der rechten Seite des Kleckses herrschten blaue Flecken vor, die wie ein wolkenloser Sommerhimmel ausschauten, wobei sie natürlich nicht das Gefühl der Unbegrenztheit vermitteln konnten wie dieser - aber ihre Bläue ließ dennoch Grenzenlosigkeit erahnen. Auf der linken Seite des Kleckses überwogen dunkelgelbe Flecken mit feinen Mustern, die Holzmaserungen glichen.

Die Diskrepanz zwischen diesen beiden Hälften versetzte Seferlyn in fieberige Gespanntheit, es war fast so, als blicke er seinem Tod ins Auge. Kalte Schauer jagten über seinen Rücken, während heißer Schweiß aus seinen Poren schoss. Seferlyn wurde bewusst, dass er nicht etwa die Außenwelt verzerrt wahrnahm, sondern ausschließlich innere Bilder; er war erblindet. Nicht ein Anflug des Zweifels milderte seine Verzweiflung angesichts seiner unerschütterlichen Gewissheit, sein Augenlicht für immer verloren zu haben. In einer endlosen Sekunde gesteigerter Erkenntnis sah er sich im Blindenheim, unfähig, seinem treu ergebenen Blindenhund in die gemütvollen Augen zu blicken; er spürte die gelbe Binde an seinem Arm; sein Gehör, sein Geruchs- und Geschmackssinn waren plötzlich unvergleichlich intensiviert; und erst der Tastsinn, der Tastsinn erlaubte es ihm, Gegenstände wahrzunehmen, wenn er seine Hände ohne Berührung über sie gleiten ließ.

„Bitte gestatten Sie Ihrem Arzt einen Besuch am Krankenbett!“, hatte der Mediziner beim Eintreten gesagt und dann eine Weile gewartet, als wüsste er, dass Seferlyn den Schock der Blindheit würde verkraften müssen. Die Stimme des Mediziners kam Seferlyn, trotz der erheblichen Verzerrung, sehr vertraut vor - wie die eines guten Bekannten, mit dem er regelmäßig Umgang pflegte. Aber er konnte sie nicht zuordnen. Die Stimme hatte sich von den restlichen Repräsentanzen dieser Person in seinem Gehirn, in seinem inneren Archiv abgekoppelt. Dieses Phänomen war mit dem Eindruck verbunden, nicht ein Körper spräche im Raum, sondern der Raum selbst. Anders als die visuellen Merkwürdigkeiten empfand Seferlyn die akustischen Abweichungen von seinen bisherigen, normalen Erfahrungen jedoch nicht als bedrohlich; sie gaben ihm vielmehr ein unbestimmtes Gefühl der Sicherheit. Als der merkwürdige Fleck vor Seferlyns innerem Auge dessen Nerven bis zum Zerreißen gespannt hatte und er zu explodieren meinte, stellte der Arzt sich vor: „Mein Name ist Marquart, Doktor Subtilis Marquart!“

Sofort veränderte der Farbklecks seine Gestalt und bildete wohl geformte, hellgraue, konzentrische Kreise, die sich langsam im Urzeigersinn drehten. Seferlyns Körper entkrampfte sich wie nach der Injektion eines rasch wirkenden Medikaments zur Muskelentspannung. Als sich die Kreise - aus der Konzentrität gleitend, mit kaum merklichen Übergängen in Richtung Spiralität - verformten, fuhr der Mediziner fort: „Ich bin wirklich erleichtert, dass Sie Ihr Bewusstsein wiedererlangt haben.“

„Ich kann Sie nicht sehen!“, sagte Seferlyn. „Ich glaube, ich leide an Halluzinationen!“

Das seltsame Objekt vor seinem inneren Auge begann, oszillierend zwischen Konzentrität und Spiralität, im Rhythmus seines Herzschlages zu pulsieren. Mit jedem Pochen nahm es einen dunkleren Rotton an. Nie zuvor hatte Seferlyn erfahren, wie unermesslich dunkel Rot werden kann, ohne die Grenze zum Schwarzen zu überschreiten.

„Machen Sie sich keine Gedanken: Die Veränderungen der Wahrnehmung sind in Ihrem Fall ganz

normal, wahrscheinlich, ja, mit hoher Wahrscheinlichkeit sogar ein gutes Zeichen. Konzentrieren Sie sich ausschließlich auf meine Stimme und beachten sie die Bilder am besten gar nicht. Vertrauen Sie mir unbesorgt. Ich bin nicht nur Spezialist für körperliche, sondern auch für seelische Verletzungen. Und jetzt, da Sie von hoher, sicherer Warte aus auf sich herabschauen, kann ich Ihnen ja unverblümt sagen, dass Ihr Körper und Ihre Seele arg gebeutelt wurden in der letzten Zeit.“

Nun halluzinierte Seferlyn eine Gruppe von Pferden - Schimmel und Rappen – die, obwohl sie sich natürlich bewegten, wie aus Holz geschnitzt zu sein schienen. Sie nahmen groteske menschliche Positionen ein, zum Beispiel aufrecht sitzend mit übereinandergeschlagenen Vorderbeinen. An jedem Bein hatten sie fünf Hufe, die wie Fingerkuppen ausschauten. Sie waren aber keine Zentauren, wenngleich ihre Köpfe trotz ihrer Pferdehaftigkeit sehr menschlich wirkten, menschlicher vielleicht sogar, als säßen sie wirklich auf den Schultern der königlichen Nachfahren Nepheles. Wenn sie sprachen, wirkten die Bewegungen ihrer Mäuler unbeschreiblich obszön. Die Pferde ergriffen plötzlich, ohne erkennbaren Grund die Flucht und stürmten zum Horizont davon; als sie sich in die untergehende Sonne stürzten, überwand Seferlyn den Brechreiz, den diese Vision hervorgerufen hatte.

Seferlyn halluzinierte das faltige Gesicht einer alten Frau, das sich ganz langsam nach innen stülpte. Als sein Vegetativum zu kollabieren drohte, wurden ihm durch eine Kanüle stabilisierende Drogen zugeführt. Nach kurzer Unterbrechung wegen eines Werbespots für die Streitkräfte lief der Film im Gehirnkino weiter. Seferlyn sah eine mannshohe Muschel, die hell orange leuchtete und die senkrecht etwa einen halben Meter über einem Bett schwebte. In diesem Bett lag unter einer Bettdecke aus flexiblen, genieteten Stahlplatten, nur schemenhaft zu erkennen, ein Mensch, scheinbar eine ältere Dame, und schnarchte. Die Muschel klappte auf und rosafarbenes Licht aus ihrem Inneren beleuchtete eine etwa sechzigjährige Matrone, die, obwohl in eine adrette bayerische Tracht gekleidet, auf Seferlyn wie eine abgehalfterte Puffmutter wirkte. Sabber rann aus ihren Mundwinkeln.

Nun begann sie - hochdeutsch zwar, aber unverständlich -, im Schlaf zu sprechen. Es klang angstvoll, wie eine Mischung aus Vorwürfen und Hilfeschreien. Dunkle Wolken zogen auf und verhüllten das Bild. Seferlyn war froh, dass nun die Stimme des Mediziners sein visuelles Feld wieder aufhellte. Seine akustischen Wahrnehmungen steuerten seine visuellen.

„Nennen Sie mir spontan einen Namen!“, forderte ihn der Arzt auf.

Seferlyn halluzinierte ein Heer von Strahlen, schwarzen und roten, die pfeilschnell in sein Bewusstsein drangen. Bei den roten hatte er den Eindruck, sie kämen aus der Außenwelt, während die schwarzen scheinbar der Innenwelt entstammten. Doch die Strahlen konnten plötzlich ihre Farbe wechseln, ja, Seferlyn entdeckte, dass es in seiner Macht lag zu bestimmen, welche Farbe sie haben sollten. Und was für die Strahlen galt, schien nun auf jede Art der Wahrnehmung zuzutreffen.

„Papinsky!“, rief Seferlyn, als sei dies kein Name, sondern ein Narrenruf wie „Helau“ oder „Alaaf“.
„Papinsky, Papinsky, Papinsky!“

Er halluzinierte das Gesicht eines Mannes mit kurz geschnittenen, schwarzen Haaren und einem ausrasierten Oberlippenbart im Stile älterer Herren aus südeuropäischen Dörfern. Wie die schwarzen und die roten Strahlen war dieses Gesicht einmal hier, einmal dort. Mit einem leisen Plopp implodierte es im Brennpunkt der Aufmerksamkeit Seferlyns, als Marquart ausrief: „Ohne die verdammten Freidenker und Atheisten gäbe es weiß Gott weniger menschliches Elend, Aufruhr und Naturkatastrophen auf diesem Planeten.“

„Ich glaube, ich habe Sie nicht richtig verstanden“, sagte Seferlyn.

„Natürlich haben Sie mich richtig verstanden!“, sagte Marquart. „Warum haben Sie Schwester Lauretta geschwängert, Sie Strolch. Meine beste Kraft - und so liebenswert, so zart fühlend zu den Patienten. Ihretwegen musste ich sie entlassen. Ja Himmelherrgott! Sie Sittenstrolch, Sie hundsgemeiner Mädchenverderber, elender. Starren Sie mich nicht so verständnislos an. Na, wird's bald! Fällt endlich der Groschen?“

„Ja“, sagte Seferlyn. „Ein metallischer Knall, dann wenig später ein zweiter, und schließlich das

Singen und Klingen einer Glasharmonika. Kein Zweifel. Sie haben nicht zu viel erwartet.“

Marquart war puterrot geworden. Blaue Adern quollen dick wie Taue auf seiner Stirn hervor. Er ruderte mit den Armen, als ob er unter der Wucht der Niedertracht des Lebens das Gleichgewicht zu verlieren drohe. Seferlyn hatte das Gefühl, er sei von allen Sinnesreizen abgeschnitten und zur Kompensation dieses Mangels allein auf die Kraft seiner Phantasie angewiesen. Nun zweifelte er sogar an der realen Gegenwart des Arztes, obwohl dieser bei einem diagnostischen Gespräch mit ihm unüberhörbar außer sich geraten war.

Schließlich aber fasste Marquart sich wieder und fuhr mit mühsam gedämpfter Stimme fort: „Es wäre besser gewesen, rastlos durch die Straßen Ihrer Heimatstadt zu wandeln und, wo immer sich Ohren finden, die hören wollen, die ewige Wahrheit zu verkünden: ‚Unser Heiland sei Swami Anathapindika Bancha, Träger des heiligen Zepters der letzten Versuchung, weiser Magnat der stählernen Flamme, einziger Aspirant des höchsten Titels! O Herr, möge er in Deiner Gnade wandeln immerdar. Gelobet sei der verehrungswürdig Schweigende, der unser Herz mit seinen gütigen Augen erquickt. Gepriesen sei der Turm der Weisheit, dessen Zinnen die düsteren Wolken unserer Unwissenheit verhüllen.“

Marquart flatterte mit den Händen, als wolle er den Flügelschlag eines Kolibris nachahmen und die folgenden Fragen säuselte er sanft wie die vergeistigten Engel in einem Passionsspiel: „Warum haben Sie geatmet? Warum haben Sie geschwiegen? Warum haben Sie gegessen? Warum haben Sie geschlafen? Warum können Sie diese Fragen nicht wohl durchdacht spontan beantworten? Warum sind Sie überhaupt auf der Welt, wenn Sie ihre Herausforderungen nicht annehmen? Warum übernehmen Sie keine Verantwortung dafür, dass die Wolken ziehen? Warum übernehmen Sie keine Verantwortung dafür, dass die Hunde bellen? Warum bestreiten Sie, dafür verantwortlich zu sein? Warum atmen Sie, wenn Sie keine Verantwortung übernehmen wollen. Warum verwechseln Sie Figur und Hintergrund, Watte und Asche?

Schluss damit: Wenden Sie Ihren Blick ab von den Blendwerken Satans. Richten Sie nun endlich Ihr Augenmerk auf den Erwählten! Befreien Sie sich von Sünde und Hoffart. Unter den wehenden Fahnen Seiner Heiligkeit friedlich und unerschrocken kämpfend für eine Welt, wie sie früher einmal war, ziehen die sehnsüchtig Verklärten einem neuen Morgen entgegen. Reihen Sie sich ein!“

Kaum hatte Marquart diese Worte ausgesprochen, halluzinierte Seferlyn nicht länger, sondern er erblickte den Arzt zum ersten Mal. Der Mediziner saß am Fußende seines Bettes auf einem Stuhl und schaute ihn starr an. Er sah genauso aus, wie Seferlyn es erwartet hatte; genauer, wenn Seferlyn in der Lage gewesen wäre, Erwartungen zu hegen, dann wäre die Übereinstimmung zwischen vorwegnehmender Vorstellung und Wirklichkeit vollkommen gewesen. Selbst wenn der Mediziner Grimassen geschnitten oder einen auffällig falschen Bart getragen hätte, wäre Seferlyn nicht überrascht gewesen.

„Menschen in außergewöhnlichen Lebenslagen neigen dazu“, sagte der Arzt, „ihr Bewusstsein in einer abgeschlossenen Welt zu fixieren.“

Marquart hatte offensichtlich, ohne dass Seferlyn ihn darauf hinweisen musste, erkannt, dass sein Patient ihn nun sehen konnte, denn seinen letzten Satz hatte er mit Gesten unterstrichen, wohingegen er zuvor seine Arme über der Brust verschränkt hatte. Seferlyn wurde bewusst, dass er nun als Sehender gesehen wurde. Er hatte allerdings das Gefühl, als sähe er durch eine undurchsichtige Augenbinde hindurch - ein Gefühl, das ihm abwegig vorkam. Die Tatsache, dass er nunmehr seine Umwelt in beinahe übernatürlicher Klarheit und Schärfe wahrnahm, überzeugte ihn davon, dass er nicht phantasierte und halluzinierte, sondern auf dem Wege zur Besserung war, einer Besserung freilich, die das Kainsmal der Verschlechterung auszeichnete.

„Sie sind gefangen in dieser hermetischen Innenwelt. Sie selbst haben sich eingesperrt, als müssten Sie nicht sich vor der Außenwelt, sondern die Außenwelt vor sich schützen. Sie haben den Schlüssel, mit dem Sie das Tor zur Freiheit öffnen können. Noch aber fühlen Sie sich sicher in Ihrer abgeschotteten Innenwelt, in Ihrem Psycho-Kosmos. Gedanken von außen gelangen in diese hermetische Welt nur hinein, wenn sie der Torhüter dieser Welt passieren lässt. Dieser Torhüter kontrolliert den Sinn der Gedanken. Ein harter Bursche nebenbei, der ganz in seiner Pflicht aufgeht und sich selbst nichts gönnt. Du kennst diesen Typus ja zur Genüge. Es ist einer dieser baumlangen Kerle mit den breiten Schultern, um die zarte Bürschchen gern einen großen Bogen

machen. Es ist einer dieser Typen mit den Boxergesichtern, in die geschrieben steht, dass mit ihnen nicht gut Kirschen essen ist. Der Torhüter beschützt Sie vor Ihnen selbst, weil Sie es so wollen. Sie haben ihn engagiert, auch wenn er sich nun so aufführt, als seien Sie sein Gefangener. Sie hatten schon immer so etwas – ich weiß nicht – so etwas Zwiespältiges, wenn nicht Ungares in Ihrem Wesen. Aber schweifen wir nicht ab. Der Torhüter kontrolliert den Sinn der Gedanken sehr einseitig, beinahe fanatisch.

Nur Gedanken, die mit dem ordnungsstiftenden Sinn der hermetischen Welt nahtlos übereinstimmen, dürfen die Schwelle überschreiten. Und sei dieser Sinn auch nicht größer als ein Spatz in der Hand. Ihre Situation als kafkaesk zu bezeichnen, würde ich für verfehlt halten, denn Menschen in kafkaesken Situationen wären ja noch in der Lage, einen zarten Hauch der Hoffnung zu spüren, wenn er denn wehte. Doch, ach, in Ihrem...“

Marquarts Gesicht verwandelte sich in eine dämonische Fratze mit hervorquellenden Augen. Seine Haut schillerte olivgrün wie die eines urzeitlichen Kriechtiers und seine Hände verformten sich zu Pranken, deren Krallen intensiv blau schimmerten. Dann glätteten sich seine Züge wieder und Seferlyn fühlte sich ermutigt, in ihm nur den Arzt zu sehen. Der Mediziner fuhr fort: „Starker Tobak, nicht wahr? Aber nur ein äußerst massiver Angriff kann Barrieren wie diese niederreißen. Sie sollten Vertrauen entwickeln. Ohne Vertrauen kommst du nicht weiter in einer Welt, die nach Vertrauen dürstet.“

Langsam, sehr langsam, aber stetig, wengleich mit Rückschlägen, dann aber wieder vorwärts preschend im Schneckentempo, und all dies in Bruchteilen einer Sekunde, die sich auf Ewigkeiten verteilten - sehr langsam also und wie im Fluge wurde sich Seferlyn nun seiner Lage bewusst: Er sah jetzt, dass er nicht nur ein Gipsbein hatte - zudem war er über Schläuche und Kanülen, Drähte und Sensoren mit einer Vielzahl medizinisch-technischer Apparaturen verbunden. Er startete entsetzt auf die bedrohlichen Wellenbewegungen, die von Oszilloskopen angezeigt wurden, und spürte, dass sein Kopf in einem festen Kinnverband steckte, offenbar, um zu verhindern, dass dieser sich in seine Einzelteile auflöste. Er war, infolge scharfer Fesselung, völlig bewegungsunfähig, aber er hatte auch nicht das Bedürfnis, sich zu bewegen.

„Sie haben mir gerade einen Namen genannt. Ist dies Ihr Name?“

Seferlyn konnte sich weder daran erinnern, wie der Name lautete, noch, ihn überhaupt ausgesprochen zu haben. Er bewegte sich in einem geistigen System, in dem der eigene Name nicht definiert war, und er hielt sich an die Spielregeln dieses Systems, woran hätte er sich auch sonst halten sollen. Er konnte keine Alternativen erkennen. Der Arzt zog eine Stimmgabel hervor, schlug sie an und hielt sie oberhalb des Ohrläppchens dicht an Seferlyns linkes Ohr.

„Was hören Sie?“, fragte er.

„Den Ton einer Stimmgabel!“

„Wo hören Sie den Ton?“

„In der Mitte meines Kopfes.“

„Interessant. Schwester, notieren Sie. Delateralisierung Eber, dritter Grad.“

Der Arzt ließ die Stimmgabel nun einige Zentimeter von Seferlyns Ohr entfernt klingen. „Und was hören sie nun?“, fragte er, nachdem der Ton verklungen war.

„Immer noch einen Ton.“

„Lauter oder leiser?“

„In etwa gleich laut“, antwortete Seferlyn, „nur anders.“

„Interessant. Schwester, er hört etwas, obwohl die Gabel gar nicht mehr vibriert. Notieren Sie: Compliance-Probleme.“

Marquart schlug die Stimmgabel mit der schneidigen Gestik eines Friseurs noch einmal an und setzte ihren Schaft mitten auf Seferlyns Schädel. „Hören Sie den Ton nun besser?“, fragte er.

„Nein, nur eben anders“, antwortete Seferlyn.

„Daran kann es also nicht liegen! Ich habe Sie demgemäß richtig verstanden!“, sagte der Arzt mit einem Seufzer der Erleichterung.

Als sei dieser Seufzer ein konditioniertes Signal gewesen, normalisierte sich Seferlyns Bewusstsein wieder. Er war sich nun sicher, dass Marquart einen üblen Scherz mit ihm trieb, mit einem schwerverletzten Mann, der sein Gedächtnis verloren hatte und womöglich mit einem Bein bereits im Grabe stand. Marquarts Untersuchungsmethoden erinnerten an Slapstickfilme oder absurdes Theater, auch die medizinischen Apparate um ihn herum schienen von einem übergeschnappten Bühnenbildner arrangiert worden zu sein. Doch ein erneutes Seufzen des Arztes versetzte Seferlyn wieder in die Welt der außergewöhnlichen Erfahrungen. Das Seufzen klang nicht menschlich. Seferlyn erinnerte sich daran, dass eine Luftmatratze, in die er, während eines Strandurlaubs beim Verzehr zähen Fleisches, versehentlich ein Steakmesser gestoßen hatte, mit einem ähnlichen Geräusch in sich zusammengesackt war.

„Ich will Ihrer Erinnerung auf die Sprünge helfen!“

Marquart legte eine ostentative Kunstpause ein, die er mit gespielten Zuckungen seines Gesichts, besonders in den Mundwinkeln und um die Augen, dramatisch würzte. Derweil versuchte Seferlyn, sich springende Erinnerungen bildlich vorzustellen. Es kam nur so etwas Ähnliches wie Sackhüpfen, also etwas Kindisches dabei heraus. Er lächelte wie ein kleiner Junge, der gerade durch eine Ungeschicklichkeit einen Turm aus Bauklötzen zum Einsturz gebracht hatte.

„Sie dürfen jetzt nicht unruhig werden!“, sagte Marquart. „Sie nannten den Namen ‚Papinsky‘.“

„Papinsky, Papinsky!“, wimmerte Seferlyn und spürte, dass er seinen Stuhl nicht mehr halten konnte. „Genau, ich rief Papinsky!“, brüllte er nun, während ihm der Geruch seines eigenen Kots in die Nase drang.

Die Tür des Krankenzimmers flog auf. Schwester Babette trat mit eiligen Schritten herein: „Herr Doktor, ein Notfall! Kommen Sie bitte – schnell! Ihr Butterbrot können Sie schon noch aufessen. Es pressiert ja nicht.“

Marquart sprang auf und versprach, in weitschweifigen, gewundenen Formulierungen, sobald wie möglich und sofern er nichts Interessanteres zu tun habe, an Seferlyns Krankenlager zurückzukehren. Als er das Wort „Krankenlager“ aussprach, schwang verhaltene Ironie mit. Nachdem ihn Marquart verlassen hatte, fiel Seferlyn sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf, als sei er intravenös narkotisiert worden. Mehrmals erwachte er für Sekunden, sah schemenhafte Gesichter und Bewegungen, hörte Stimmengewirr wie auf einer Cocktail-Party und versank dann wieder in tiefe Bewusstlosigkeit.

Auf Yggdrasil

Als Seferlyn erwachte, befand er sich in einem sehr behaglichen, fast unheimlich anheimelnden Kaminzimmer. Es war bis an die Decke vollgestopft mit Büchern, teilweise auch mit offenbar sehr alten Folianten. Die Bücher waren nicht nach Themen oder alphabetisch, sondern nach ihrer Größe geordnet. Auf den Buchrücken prangten silberne und goldene Symbole, die keinem System entstammten, das Seferlyn bekannt war. In ihnen schien sich aber ein geistiges Ordnungsprinzip der Bibliothek zu offenbaren, in der sonst ja auch, angesichts des physikalischen Kriteriums der Platzierung, Bücher nur mit Mühe zu finden gewesen wären.

An den Wänden hingen chinesische Tuschezeichnungen, die, mit knappen Strichen auf das Wesentliche beschränkt, verschiedene Stationen im Leben eines Weisen zeigten, der offenbar - dies deutete zumindest die Symbolik an - dem Taoismus ergeben war. Das abschließende Bild des Zyklus erzählte, wie der Weise schließlich, am Ende seiner langen Lebenswanderung hochbetagt und gebrechlich, in einem Gebirge mit schroffen Felshängen die wundersame Blume der Unsterblichkeit fand. Im Kamin züngelte und knisterte ein Feuer.

Auf dem Sims über der Feuerstelle standen kleine Skulpturen der segensbringenden Gottheiten des Hinduismus. Auf hüfthohen Podesten hockten im Lotossitz Specksteinfiguren, die Räucherstäbchen in ihren Händen hielten. Es hätte Seferlyn nicht gewundert, wenn sie, von einem inneren Mechanismus bewegt, sanft und lieblich gesäuselt hätten: „Om mani padme hum!“

Seferlyn hatte vergessen, dass er sich zuvor in einem beklagenswerten Zustand in einem Krankenzimmer befunden hatte. Nun war seine körperliche Verfassung tadellos. Er fragte sich nicht, wieso er sich in diesem Raum aufhielt. Aber er witterte eine Falle. Er hatte keinen Grund zum Misstrauen; keinerlei Anzeichen von Gefahr veranlassten ihn, auf der Hut zu sein.

Dennoch war er auf dem Sprung und jederzeit zur Flucht bereit, wenngleich er natürlich nicht wusste, wohin er im Falle eines Falles fliehen sollte, zumal er keine Tür entdecken konnte, obwohl er nicht einen Augenblick daran zweifelte, dass sie existierte und unverschlossen war. Er war sich ganz sicher, dass ihn niemand eingesperrt hatte. Die Gefahr ging nicht von Menschen aus, die andere Menschen einsperren. Wenngleich er nicht wusste, worin die Gefahr bestand, so schloss er doch aus, dass sie irgendeiner Bedrohung ähnelte, die Seferlyn jemals erfahren hatte.

Vor dem Fenster stand ein wuchtiger, reich verzierter Schreibtisch, der scheinbar sehr alt war, wenngleich er so wirkte, als ob er bisher noch nicht benutzt worden sei. Seferlyn liebte eigentlich alte Schreibtische; diesen aber hasste er, weil er immer nur seine Vorderseite zeigte, ganz gleich, von wo aus man ihn betrachtete. Er wies auch sonst einige Besonderheiten auf; zum Beispiel fühlte sich seine Oberfläche klebrig an, als habe man sie mit Honig beschmiert; sie glänzte dennoch wie polierter Stahl. Wenn man ein Blatt auf sie legte und, sei es auch nur durch die leiseste Bewegung, einen Luftzug hervorrief, dann flatterte es davon.

Durch das Fenster sah Seferlyn einen Park mit alten Bäumen und einem Teich. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich bei diesem Fenster in Wirklichkeit um einen Bildschirm handelte. Denn die Szene hinter dem Fenster wirkte wie eine Trickaufnahme, die den Park zugleich aus verschiedenen Perspektiven zeigte. Seferlyn empfand dies allerdings nicht als unnatürlich. Wenn seine Wahrnehmung durch eine optische Täuschung überlistet wurde, so dachte er, dann handelte es sich um eine sehr raffinierte. Er hatte ja auch keinen vernünftigen Grund, an der Realität des Parks zu zweifeln. Schließlich konnte man das Fenster sogar öffnen und sich hinauslehnen. Seltsam war nur, dass man dann seine Füße in etwa auf Höhe der eigenen Nasenspitze sah, ohne dabei allerdings das Gefühl zu haben, in der Luft zu schweben.

Seferlyn befand sich in einem Raum, in dem sich die Perspektiven der natürlichen Ordnung widersetzten, was allerdings keineswegs die Sinne verwirrte oder gar störend wirkte. Im Gegenteil: Es war gut, so wie es war. Wenn da nur nicht dieses untergründige Gefühl der Bedrohung gewesen wäre! Es war immer schwerer zu ertragen, weil es immer schärfer mit dem zunehmenden Wohlbefinden kontrastierte. Seferlyn wurde sich bewusst, dass seine Position im Raum bisher nicht definiert war. Er befand sich zweifellos in ihm, aber nicht an einer bestimmten Stelle.

Vielleicht, so dachte er, würde er das Bedrohungsgefühl überwinden, wenn er sich eindeutig verortete. Er setzte sich in einem lederbezogenen Ohrensessel, der so intensiv den Duft von Großmutter's guter Stube verbreitete, als sei er mit einem entsprechenden Aroma besprüht worden. Seine Großmutter hatte in der Tat einen solchen Sessel, in dem sie den überwiegenden Teil der letzten Jahre ihres Lebens verbrachte und in dem sie oft auch schlief, wenn ihr der Weg ins Bett zu beschwerlich erschien.

Seferlyn erinnerte sich daran, dass ein Fleck an der Armlehne des Sessels seiner Großmutter die Form eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen hatte – und ein Fleck in genau dieser Form und an genau derselben Stelle fand sich auch auf dem Sessel, in den er sich nun gesetzt hatte, um seine Position in seiner neuen Umgebung zu finden. Seferlyn beschlich der Verdacht, man habe den Sessel seiner Großmutter dem Vergessen entrissen und ihn hier wieder – mit Mitteln, über die nachzudenken er sich nicht traute - Gestalt annehmen lassen, um ihn, Seferlyn zu narren, zu belehren, moralisch zu erheben oder warum auch immer.

Seitdem er aus dem Krankenzimmer in diesen Raum gebracht worden war und dort sein Bewusstsein wiedererlangte, hatte er sich noch nicht selbst betrachtet. Er hatte seine Füße zwar gesehen, als er sich aus dem Fenster lehnte, um seinen Verdacht, er werde durch einen Film genarrt, zu zerstreuen, aber er hatte sie nicht bewusst wahrgenommen. Als er sich nun jedoch im Ohrensessel entspannte und seine Augen über den Nahbereich gleiten ließ, fiel ihm auf, dass seine Füße in Pantoffeln steckten. Seit seiner Kindheit hatte er keine Pantoffeln mehr getragen. Und diese nun waren sogar aus Filz.

Seferlyn zog wahllos ein Buch aus den Regalen, die sich ihm dienstfertig zuneigten wie Lakaien, so dass er sich nicht erheben, recken oder gar eine Leiter besteigen musste. Es war ein schmales Werk mit dem Titel: „Psychologische Probleme des taktischen Nuklearkriegs“. Der Autor, ein Dr. Martin Nottick kam Seferlyn zwar bekannt vor; er konnte sich aber nicht daran erinnern, jemals etwas von ihm gelesen zu haben.

Er blätterte ein wenig in dem Buch, und als er gerade ein Kapitel mit der Überschrift „Mandschurische Kandidaten“, das sein Interesse erregte, in Angriff nehmen wollte, klopfte es an der Tür. Nachdem Seferlyn „Herein“ gerufen hatte, trat Papinsky ins Zimmer: „Ich habe damit gerechnet, dass du nach mir rufen würdest, wenn du in Bedrängnis bist.“

Er trug einen grauen Overall. Über dem Herzen befand sich ein etwa faustgroßes Logo, das von einem stilisierten Baum und den Buchstaben ZY sowie der Zahl 1 gebildet wurde. Obwohl der Overall wie ein Arbeitsanzug geschnitten war, wirkte er doch sehr elegant, als sei er für offizielle Anlässe entworfen worden. Die angesetzten Füßlinge deuteten darauf hin, dass dieser Anzug für Arbeitsfelder konzipiert worden war, in denen die Dichtigkeit eine entscheidende Rolle spielte. Die Füßlinge hatten die Form von Ghillie Brogues und waren, obwohl an die Hose genäht, aus dekorativen Gründen und der schottischen Tradition gehorchend am Unterschenkel verschnürt.

Nun erinnerte sich Seferlyn wieder an Papinskys Besuch, an den Schneider Benigno, an den Vortrag des Professors in der Universität und auch an seine Fahrt mit dem Wagen in Richtung Siegen. Was aber geschehen war, nachdem Seferlyn im Auto das Bewusstsein verlor und wie er in den Ohrensessel gelangte - daran erinnerte er sich zunächst nur sehr bruchstückhaft und vage.

„Du hast mich ja gleich am Anfang schon gnadenlos im Stich gelassen!“, sagte Papinsky. „Ich hatte feste Termine für dich abgeschlossen. Mit wichtigen Persönlichkeiten wollte ich dich in Verbindung bringen. Die entscheidenden Weichen für deine zukünftige Karriere wollte ich stellen. Über die unvermeidlichen Anfangsschwierigkeiten wollte ich dir hinweghelfen. Am herzlichen Willkommen, das dir meine Freunde bereitet hätten, wollte ich mich erfreuen. Lehren wollte ich dich, wie man seine Trümpfe richtig ausspielt. Einführen wollte ich dich in mein Reich. Meinen Terminkalender hatte ich neu geschrieben für dich; Zeit, viel Zeit hatte ich für dich reserviert, kostbare, köstliche Zeit. Doch was ist der Dank? Du entziehst dich mir, Sebastian. Sebastian, ich wollte so viel, du wolltest nur eins: Weg.“

„Aber ich habe mich dir nicht entzogen, Leo!“, sagte Seferlyn. „Ich weiß ja überhaupt nicht, was mit mir geschah. Was in meiner Macht stand, habe ich getan!“

Seferlyn sprach sehr ruhig, fast beiläufig, als sei er gerade mit etwas anderem beschäftigt und schaue nur kurz von der Arbeit auf, um die Störung durch eine präzise, knappe Auskunft möglichst zu verkürzen. Er war dankbar dafür, dass ihm Papinsky mit Vorwürfen die Möglichkeit gab, eine ihm vertraute Rolle zu spielen, nämlich jene, Angriffe lässig an sich abprallen zu lassen. Er befand sich in einer höchst merkwürdigen Situation, der Papinskys skurriler Aufzug wie ein I-Tüpfelchen die Krone aufsetzte. Diese Situation bot nicht allzu viel Ansatzpunkte zur Auswahl eines angemessenen Verhaltensmusters.

„Natürlich hast du und weißt du und hast du nicht!“, sagte Papinsky. „So früh wie du hat bisher noch kein Angestellter versucht, sich mir zu entziehen. Du wolltest ja sogar dein Leben opfern, um dich davonzustehlen. Eigentlich neige ich nicht dazu, meine Mitarbeiter als Angestellte zu bezeichnen – wir sind schließlich wie eine Familie -, aber wenn sie, so wie du, die entsprechende Mentalität an den Tag legen, dann lasse ich mich doch schon einmal zu dieser Wortwahl hinreißen.“

Papinsky hatte Seferlyns Geduld schon des öfteren härtesten Prüfungen unterzogen, aber jetzt wurde es diesem einfach zu bunt. Dieses Geplapper über die feinen Unterschiede zwischen Mitarbeitern und Angestellten brachte das Fass zum Überlaufen.

„Ich hatte nicht die geringste Absicht, mich zu töten!“, schrie er, „eher glaube ich, Sie treiben...“ - Seferlyn rutschte wider Willen ins Weinerliche ab – „... ein verdammt böses Spiel mit mir.“

Tränen schossen über sein Gesicht. Papinsky, der bisher neben ihm gestanden hatte, ließ sich in den Sessel hinter dem Schreibtisch fallen und murmelte Unverständliches. Seine rechte Hand drang auf Brusthöhe in seinen Overall ein, als bestünde dieser aus einer teigartigen Masse, und

zog eine handtellergroße Pyramide hervor, die er vor sich auf den Schreibtisch stellte, dreimal bespuckte und dann wieder in seinem Overall verschwinden ließ. Er schüttelte sich und sprudelte Sätze in einer Seferlyn unbekanntem Sprache hervor, die wie Flüche, Verwünschungen und wüste Beschimpfungen klangen. Dann aber reklamierte er wieder vorwurfsvoll, in gewohntem Theaterdeutsch: „Den Schneider Benigno hast du ja auch versetzt. Der arme Kerl war völlig aus dem Häuschen. Er schwelgte in Kreationen, aber sein Opfer ließ sich nicht blicken. Das ist unfair, sehr unfair. Nun, ich räume ein: Man braucht schon etwas Mut dazu, aber tragbar sind sie durchaus - Benignos Kreationen. Gib zu, mein Anzug ist doch todschick. Klar, so etwas kann nicht jeder tragen. Benigno hat aber einen Blick dafür, was zu wem passt.“

Ich schweife schon wieder ab. Wo war ich gleich? Ach ja: Mir ist längst bewusst, dass du dein Leben opfern willst, um mir zu entkommen. Dies ist paradox genug, weil du ja immer noch unvermindert am Leben hängst. Du hängst am Leben, weil du noch nicht weißt, was ich mit dir vorhabe. Manche hängen halt am Leben wie der arme Sünder am Strick. Fliegendreck, überall Fliegendreck.“

Während sich Seferlyns Bewusstsein normalisierte, verdichtete sich sein Verdacht zur Gewissheit, dass er in die Hände eines Kriminellen gefallen sei, der Menschen mit Fliegendreck gleichsetzte.

„Wir leben in einem freiheitlichen Rechtsstaat!“, sagte Papinsky, „und tatsächlich stehen die meisten Bürger unter dem Schutz und der Zucht des Gesetzes. Einige allerdings sind ausgenommen - du und ich zum Beispiel. Jede rechtsstaatliche Ordnung braucht einen exklusiven rechtsfreien Raum, eine Wildnis, um nicht an der Bürokratie zu verdorren. Auch in einer Demokratie muss es möglich sein, den Despoten mit Blutopfern oder noch schlimmeren Schandtaten zu beruhigen. Daher liegt in jedem Rechtsstaat eine wilde Welt verborgen. Wer ihre Existenz enthüllt, wird für verrückt erklärt oder, wenn auch sonst keine Verleumdung Wirkung zeigt, umgebracht. Natürlich geschieht alles, was wir tun, im Geheimen. Unsere gesetzwidrigen Vergnügungen finden unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Nur so können wir Gewalt und Willkür zur Kunst veredeln.“

Papinsky zog aus einer Schublade des Schreibtisches einen handlichen Gegenstand hervor - einen flachen Kasten mit Tastatur und Digitalanzeige. Seferlyns erste Vermutung, es könne sich um einen Taschenrechner handeln, widersprach jedoch eine ungefähr 30 cm lange Antenne auf der linken Seite des Gerätes. Im Prinzip kannte Seferlyn dieses Gerät sehr genau und wusste, welche Funktion es besaß, aber er konnte es in den momentanen Kontext seines Bewusstseins nicht einordnen. In diesem Kontext stand ihm nur das Schema „Taschenrechner“ zur Verfügung. Die Erinnerung an seine Erfahrungen mit diesem Gerät war nicht blockiert; es fehlten ihm nur die Begriffe, um diese Erfahrungen ins Bewusstsein zu transportieren.

Als Seferlyn den Gegenstand in Papinskys Hand erblickte, bildete sich eine etwa gleich große, bläuliche Wolke unter der Zimmerdecke, sank herab und hüllte das Gerät ein. Es war nicht so, dass Seferlyn diese Wolke mit seinen Augen gesehen hätte, vielmehr wurde sie durch ein Signal repräsentiert, das er mit seinem inneren Ohr wahrnahm und das Seferlyns Bewusstsein in einen Zustand hochgradiger Empfänglichkeit für Außenreize versetzte, sogar für solche, für die er keine Sinnesorgane besaß. Ein zarter Hauch von Vanille lag in der Luft.

„Hier habe ich ein höchst bemerkenswertes Instrument“, sagte Papinsky. „Es ist beinahe so etwas wie ein Ring in der Nase des Stiers. Aber du bist kein Stier, nicht wahr, Sebastian..?“

Papinsky warf mit funkelnden Augen den Kopf zurück - er strahlte Meisterschaft aus - und mit virtuoser Geste, als wolle er ein Symphonie-Orchester dirigieren, bediente er die Tastatur. Sofort nahm Seferlyn alle Gegenstände des Raumes als Furcht erregende Fratzen wahr. Sein Puls jagte, und sein Herz schlug zum Zerspringen. Seine Angst und Panik waren grenzenlos. Nagende Schuldgefühle quälten ihn. Ein vernichtender Hass auf sich selbst kroch in seine Seele.

„Genug fürs Erste!“, sagte Papinsky und tippte ein paar Befehle in die Tastatur. „Genug als Vorgeschmack! Nicht wahr, Sebastian?“

Er legte sein Instrument in die Schublade zurück. Nur kurz konnte Seferlyn die Rückseite sehen, auf der sich ein Logo befand, und zwar eine Windrose auf blauem Hintergrund. Seferlyn fühlte sich an die blaue Blume der Romantiker erinnert und eine tröstliche Melancholie erfüllte seine Seele. Sein Bewusstsein normalisierte sich wieder.

„Sei doch ehrlich“, sagte Papinsky, „dein bisheriges Leben glich einer Wunderkerze. Wenn sie abbrennt, schauen verwunderte Kinderaugen fasziniert zu. Erlischt aber das Feuerwerk, dann bleibt ein hässlicher, verkohlter Draht zurück. Mehr nicht!“

Durch das Wort „Wunderkerze“ wurde Seferlyns Bewusstsein in den Zustand gesteigerter Normalität versetzt. Deshalb erschien es ihm nun unbegreiflich, warum Papinsky ausgerechnet ihn, einen Menschen ohne nennenswerte Talente oder außergewöhnliche Eigenschaften, für seine Machenschaften ausgewählt hatte. Wäre er ein begabter Hochstapler gewesen, ein fingerfertiger Taschendieb, ein eiskalter Mörder, ein eloquenter Politiker, ja dann... aber so!? Was zum Teufel hatte der Professor mit ihm vor? Eine kleine, metallisch blau schimmernde Wolke löste sich von der Decke und waberte durch den Raum. Ihre Bewegung wirkte amöbenhaft, als unterliege sie einer sehr primitiven inneren Steuerung und reagiere auf einen einzelnen, Seferlyn unbekanntem Parameter wie ein Einzeller auf die Nährstoffkonzentration im Wasser.

„Du schaust immer noch ungläubig drein!“, sagte der Professor. „Vielleicht kann ich dich ja doch noch überzeugen.“

Die Wolke beendete ihre halb zufällige Bewegung durch den Raum; sie schien nun auf dem kürzesten Wege einem Ziel zuzustreben. Papinsky zog wieder sein Instrument hervor. Darauf also hatte es die Wolke abgesehen. Als sie das Gerät verhüllte, begann sie, Vanille-Duft zu verströmen. Der Professor drückte einige Tasten. Eine Woge unbeschreiblichen Glücks und paradiesischer Harmonie überflutete Seferlyn. Pulsierende Lustempfindungen entströmten, mit sich steigender Intensität, einem Kraftzentrum über seinem Nabel. Nach wenigen Sekunden, die wie eine Ewigkeit schienen, beendete Papinsky Seferlyns Ekstase mit einem Knopfdruck.

„Du fragst dich sicher“, sagte der Professor, „was in diesem Augenblick mit dir geschieht und auf welcher Grundlage es funktioniert. Deine Neugier ist verständlich. Nun, ich will dich nicht unnötig auf die Folter spannen.“

Er zögerte beim Wort 'Folter' fast unmerklich, aber gerade lange genug, um unterhalb der Bewusstseinschwelle Seferlyns ein tonnenschweres Erinnerungspaket scharf zu machen. Seferlyn saugte die Worte Papinskys nun auf wie ein Schwamm.

„Marquart hat die Zeit, in der du dich mir, allerdings erfolglos, entziehen wolltest, sinnvoll in meinem Interesse genutzt. Streiche dir doch einmal mit der Hand über den Hinterkopf!“

Seferlyn fühlte einen haubenartigen Verband, unter dem sich ein fester Gegenstand befand.

„58 feinste Silberdrähte durchziehen dein Gehirn, sinnvoll angeordnet von Marquarts Meisterhand. Sie führen in Hirngebiete, in denen deine Gefühle entstehen“, sagte Papinsky. „Und alle Drähte enden in einem kleinen Empfänger elektromagnetischer Wellen unter der Haube auf deinem Hinterkopf. Der Empfänger ist mit einem Minicomputer gekoppelt. Der Computer sorgt dafür, dass der Empfänger nur dann elektrische Impulse in dein Hirn weiterleiten kann, wenn der Sender vorher einen Geheimcode gefunkt hat. Es gibt nur zwei Sendegeräte, die dazu in der Lage sind. Eines dieser Instrumente trage ich immer bei mir. Das zweite halte ich in meiner Hand. Ich lege es nun in den Schreibtisch zurück und verschließe die Schublade. Der Schreibtisch ist mit einer hochsensiblen Alarmanlage ausgerüstet und ebenso sicher geschützt wie die Goldschätze in Fort Knox. Kein Unbefugter wird jemals diesen Raum betreten.“

Da es also nur zwei geeignete Sender gibt, die zudem gut verwahrt werden, dürfte die unbefugte Steuerung deiner Gefühlszentren wohl weitgehend ausgeschlossen sein. Nein, nein, keine Sorge: Das Gerät, das ich stets mitführe, kann mir niemand stehlen, denn einem Mann, der gar nicht existiert, kann man auch nichts wegnehmen. Und außerdem: Wer sollte versuchen, das Instrument zu entwenden? Und warum? Wer sonst interessiert sich denn ernsthaft für deine Gefühle? Deine Privatsphäre ist also garantiert geschützt.“

Obwohl der Professor ihn mit einem Pokerface ausdruckslos betrachtete, war Seferlyn sich sicher, dass Papinsky sich an seinem schieren Entsetzen weidete. Die Fülle der neuen Eindrücke, die auf ihn einströmten, machte es ihm aber unmöglich, in seinen Gedanken Ereignisse zu berücksichtigen, die länger als zwei Minuten zurücklagen, und so vergaß er Papinskys Offenbarungen schnell wieder. Dieser wechselte ohnehin das Thema und forderte seinen Angestellten zu einer komplexen Stellungnahme heraus, die Seferlyn voll beanspruchte, wenn

nicht überforderte.

„Wie gefällt dir überhaupt dein Chefzimmer, Sebastian?“, fragte der Professor, verschmitzt lächelnd. Es war nichts Besonderes an diesem Lächeln. Es war das gutmütig versöhnliche Lächeln eines Menschen, der soeben einen harmlosen Scherz auf Kosten eines Dritten gemacht hat. Dennoch starrte ihn Seferlyn wie gebannt an. Wenn auch dieses Lächeln an sich nicht ungewöhnlich war, so passte es überhaupt nicht zu dem Wesen, in dessen Gesicht es geschrieben stand. Zum ersten Mal dämmerte Seferlyn der Verdacht, dass Papinsky kein Mensch sei; allerdings verwarf er diese Idee sofort wieder als abwegig. Nicht abwegig aber war seine Beobachtung eines krassen Missverhältnisses zwischen diesem leutseligen Lächeln und der Persönlichkeit Papinskys.

Und so saß er da, starrte und rätselte, warum der Professor lächelte, in dieser Weise lächelte, nachdem er den Raum, in dem sich Seferlyn nach seiner Bewusstlosigkeit wiedergefunden hatte, als dessen Chefzimmer bezeichnete? Wenn Papinsky der Innenarchitekt dieses Raumes war und es für Seferlyn gestaltet hatte, dann war es ihm durchaus gelungen, Sebastians Knabenträume in greifbare Form zu gießen.

Das Zimmer war sehr groß, genau genommen hatte es das Format einer Turnhalle, dennoch wirkte es gemütlich, weil es durch Pflanzengruppen in überschaubare Einheiten unterteilt war. Erst jetzt entdeckte Seferlyn seine Zimmerlinde, in deren Schatten sich ein kunstvoll arrangiertes Ensemble wertvoller Bonsai-Bäumchen schmiegte. Virtuose Lichteffekte hüllten die Pflanzengruppen in das Flair freier Natur. Der Raum war in drei Ebenen abgestuft, die durch zauberhaft verwinkelte Treppen miteinander verbunden waren, obwohl funktionelle, gradlinig ansteigende Stufen problemlos realisierbar gewesen wären. Papinsky und Seferlyn befanden sich auf der obersten Ebene, deren Einrichtung eine entspannte Arbeitsatmosphäre ausstrahlte.

Auf der mittleren Ebene beherrschten bequeme Sitzgruppen das Bild - auch an eine Schachdecke hatte Papinsky gedacht. Ihre geometrische Gestaltung pointierte den logischen und geostrategischen Geist des königlichen Spiels. Die untere Ebene eröffnete, gerahmt von unbeschreiblich zarten, fast konturlosen Objekten, eine große freie Fläche, die mehrschichtig mit wertvollen, sehr alten orientalischen Teppichen bedeckt war. Hier konnte man Stehempfänge veranstalten, bei denen man einen kleinen Imbiss zu sich nahm und Sekt trank.

Erwartungsvoll schaute Papinsky Seferlyn an, während dieser den Professor immer noch anstarrte, als säße ein Außerirdischer vor ihm. Papinsky schnippte mit den Fingern, sagte: „Grottenolm Kawei!“ und Seferlyn fand seine Sprache wieder: „Ich zweifle daran, dass ich in diesem Zimmer der Chef sein werde!“

Der Fremdkörper an seinem Kopf ängstigte ihn und gab ihm das Gefühl völliger Versklavung. Um die Angst zu bezwingen, verbot er sich jedoch, daran zu denken, dass Papinsky behauptet hatte, Marquart habe „feine Silberdrähte“ in sein Gehirn eingepflanzt. Er lauschte dem Nachhall seines letzten Satzes in der leeren Halle seines Bewusstseins. Ja, er wollte und konnte stolz auf sich sein: Er hatte den Satz in einem lapidaren und zugleich spöttischen Tonfall gesprochen, der ihm, bedachte er seine Situation und den Charakter seines Gegenübers, angemessen schien, wenngleich ihm gerade dies nicht ganz geheuer war.

Seferlyn hatte den Eindruck, als ob ein leichtes Lüftchen an den Wipfeln der Bonsai-Bäume zauste. Das Wogen der zierlichen Kronen wirkte wie in Stein gehauen – so, als habe der Bonsai-Gestalter bei seinem Versuch, die Wipfel durch Kunstschnitt bewegt erscheinen zu lassen, ohne die fragilen Bäume zum Zwecke der Windsimulation dem Luftzug von Ventilatoren aussetzen zu müssen, außerordentliche Meisterschaft bewiesen.

Anderswo nicht minder waltete in diesem Raum eine sehr fürsorgliche Hand. Sobald Seferlyn sich eine Bequemlichkeit auch nur wünschte, so kam sie über ihn, als sei sie immer schon dagewesen. Achtsam und liebevoll war jeder Winkel des Raumes gestaltet worden und Seferlyn witterte hinter jedem Bild, das ein wenig schief hing, hinter jedem abgefallenen Blatt einer nicht mehr ganz frischen Schnittblume den ordnenden Geist eines Fengshui-Meisters.

Das Telefon klingelte. Es hörte sich an, als ob ein kleiner Hammer gegen eine Schelle schlug. Der Klang passte nicht in diesen Raum; Seferlyn hätte einen Sitar-Akkord als angemessener empfunden. Daher vermutete er eine verborgene Bedeutung hinter diesem Geräusch, das wie eine

Fahrradklingel klang. Auch Papinsky machte ein gequältes Gesicht, als die Klingel zu läuten begann. Er hob ab, genauer, er riss den Hörer von der Gabel, hörte vielleicht 15 Sekunden zu und unterbrach dann den Anrufer unwirsch: „Nein, nicht jetzt“, brüllte er mit einer Erregung, die Seferlyn bisher noch nicht bei dem Professor beobachtet hatte, „der Trepanations-Service soll später anrufen. Ich bin jetzt in einer Besprechung.“

Nachdem Papinsky eine Weile schweigend weiteren Mitteilungen zugehört hatte, wurde er erst aschfahl und Sekunden später puterrot. Seine Augäpfel quollen blutunterlaufen hervor; seine Gesichtszüge flammten wutentbrannt; er knurrte wie eine Dogge, die Angst wittert. Mitunter hatte Seferlyn den Verdacht, Papinsky spiele seine Erregungen nur, aber in diesem Augenblick hatte er keinen Zweifel daran, dass der Professor völlig außer sich war. Er wirkte wie ein Mann, der in einem entscheidenden Bereich seines Daseins von einem gefährlichen, aber nicht unbesiegbaren Gegner herausgefordert wurde.

„Wenn Strehnitz wirklich ohne Genehmigung aufgetaucht ist, drehe ich Euch endgültig den Zeit-Hahn zu!“, geiferte er in die Muschel. Speichel rann in dünnen Rinnsalen aus seinen Mundwinkeln. Die Schweißperlen auf seiner Stirn changierten zwischen lind- und krötengrün. Papinsky knallte den Hörer großlos auf die Gabel. Er atmete tief und rasselnd durch. Für ein paar Sekunden war er außer Gefecht gesetzt. Er wirkte wie ein mit feuchten Spänen gefüllter Sack aus Menschenhaut. So schnell, wie ihn die Erschöpfung übermannt hatte, kam der Professor wieder zu Kräften. Seferlyn hatte den Eindruck, als würden Papinskys Muskeln unter seinem Overall schwellen. Eine rosige Frische trat in sein Gesicht. Dem zuvor, bis auf den schmalen Schnurrbart, glatt Rasierten war binnen Sekunden ein Dreitagebart gewachsen. Seferlyn fand, dass ihm der Bart gut stand, allein Papinsky strich sich verdrießlich über die Wangen.

„Und nun wieder zu Dir, Sebastian!“ Weder Papinskys Stimme noch seine Mimik verrieten, dass er sich noch vor Sekunden in höchster Erregung befunden hatte. Seferlyn war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob Papinsky diese Erregung nicht doch nur vorgetäuscht hatte. „Auch wenn du dir, aus deiner heutigen, etwas beschränkten Sicht, nicht vorstellen kannst, dass du Chefaufgaben meisten musst - es ist so. Du wirst sogar, wenn die Zeit reif ist, ein Imperium leiten. Und dies wird vermutlich demnächst der Fall sein! Die Zeichen sind günstig! Welche Zeichen? fragst du. Schau in dein Herz. Es brennt vor Ehrgeiz. Schau in deine Seele. Sie ist schwarz vor Gier. Sieh das Feuerzeichen über dem Gefilde deines Schicksals. Es ist ergreifend zu sehen, wie du heroisch gegen den Drang ankämpfst, es zu betrachten. Diesen Kampf wirst du verlieren, sobald du in die tiefsten Gründe deiner Seele hinabsteigst. Dass du dort ankommen wirst, schon bald, steht fest. Diesen Prozess kannst du nicht mehr umkehren.“

Mit theatralischer Geste wies Papinsky auf eine Glasvitrine, die sich, zwischen den Yucca-Palmen der mittleren Ebene, bisher Seferlyns Blicken entzogen hatte. In dieser Vitrine wurde der unverzichtbare Gegenstand aus dem Koffer exponiert. Dank einer ausgetüftelten Beleuchtung entstand der Eindruck, dass es sich um einen erlesenen Kunstgegenstand handelte. Dieser majestätische Lichtzauber ließ keinen Zweifel zu, dass eine Alarmanlage anschlagen würde, wenn man der Vitrine auch nur zu nahe käme und machte ein Schild mit der Aufschrift „Bitte nicht berühren!“ entbehrlich. Die Beleuchtung setzte Akzente, die offenbar einem bedeutungsvollen Muster, einem Muster mit symbolischer Kraft entsprachen. Es gab Zonen, in denen scheinbar Sterne schneiten, in anderen Bereichen schien das Licht den Raum wie mit einem Schwert zu teilen. Die Verteilung der Effekte über das Objekt und sein Umfeld war nicht statisch, sondern wandelte sich teils sprunghaft, teils gleitend.

„Ein Mann, der einen Gegenstand dieser Art für den unerlässlichsten hält“, sagte Papinsky, „ist wirklich zu fürchten. Wie sich zeigt, liege ich auch bei dir wieder einmal goldrichtig mit meiner Personalentscheidung.“ Papinsky stand auf, trat hinter dem Schreibtisch hervor und drückte Seferlyn lange die Hand, während er ihn mit einem Ausdruck der Bewunderung betrachtete. „Du hast schon jetzt große Macht“, sagte er, „obwohl du es noch nicht weißt. Und daher nutzt du sie noch nicht. Du musst erst lernen, dich vom Schwung der Macht mitreißen zu lassen. Wir werden dir dabei helfen, aber den entscheidenden Schritt musst du selbst tun. Versuche nicht, die Macht mit dem Verstand zu begreifen. Gib dich ihr hin, dann kannst du über sie verfügen – so wie ein Blatt den Wind nutzt, um seinen Platz zu finden.“

Nach diesen Worten bat er Seferlyn, ihn nun zu entschuldigen. Er müsse, so behauptete er, rechtzeitig zu einer Sitzung des Promotionsausschusses seiner Fakultät erscheinen und nun sei es höchste Zeit, sich auf den Weg zu machen. Wie schnell doch die Zeit im Gespräch mit interessanten Menschen verstreiche. Er habe zwar nicht die geringste Lust aufzubrechen, so viel Wichtiges sei überhaupt noch nicht angesprochen worden, aber die Pflicht rufe. Dienstbare Hände – Seferlyn sah nur Hände – reichten ihm Mantel, Hut und Regenschirm. Der Professor verschwand durch eine Geheimtür in einem Aktenschrank, den Seferlyn bisher noch nicht bemerkt hatte, obwohl der Schreibtisch neben ihm beinahe zierlich wirkte.

Kaum war Papinsky fort, beschloss Seferlyn, stehenden Fußes zu fliehen. Er verwarf die spontane Idee, dem Professor durch den Aktenschrank zu folgen, zumal das Büromöbel verschwunden war, nachdem Seferlyn kurz seinen Blick von ihm abgewendet hatte. Es wäre, so dachte er, ohnehin nicht klug gewesen, Papinsky nachzustellen, da dieser vielleicht damit rechnete und ihm auflauerte. Man konnte ja nicht wissen, ob der Promotionsausschuss nur vorgeschützt war und ob es sich bei seinem plötzlichen Abgang um eine Falle handelte. Seferlyn eilte über die Treppen zur Tür auf der unteren Ebene des Chefzimmers und öffnete sie. Zunächst bot sie Widerstand, als klemme sie oder sei verschlossen, doch dann gab sie mit einem durchdringenden Geräusch nach, das dem Geschrei liebeshungriger Katzen glich. In diesem Augenblick wich Seferlyns Angst und machte einem Gefühl unbändiger Neugier Platz.

Bevor er sich aus dem Staub mache, dachte Seferlyn - der sich, kaum war Papinsky verschwunden, als Journalist wieder in seinem Metier fühlte - müsse er unbedingt das Haus erkunden, um später darüber berichten zu können. Diese Geschichte glaube ihm niemand, wenn er keine Beweise oder zumindest Indizien liefere. Sollte sich sein Verdacht erhärten, dass er einer Verschwörung auf der Spur sei, dann habe er den Irrsinn der letzten Tage nicht umsonst ertragen. Die feinen Silberdrähte, von denen Papinsky sprach, hatte Seferlyn vergessen. Seine Erinnerung an das Gespräch mit dem Professor war sehr prägnant, aber lückenhaft.

Doch trotz dieser Lücken funktionierte sein Bewusstsein nun normal; er bemerkte die blinden Flecken nicht. Einem Unbeteiligten, der mit Seferlyn in diesem Zustand gesprochen hätte, wäre nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Er befand sich nun am Ende eines langen, fensterlosen Flurs, der durch Neonröhren in ein mildes, grünlich gelbes Licht getaucht wurde. Er zählte sieben lederbezogene und mit goldenen Nieten beschlagene Türen an der linken und der rechten Wand des Flures. Am anderen Ende des Ganges entdeckte er eine mannshohe marmorne Statue im antiken Stil. Sie stellte ein Fabelwesen der modernen Welt dar: die ebenso attraktive, wie erfolgreiche Schauspielerin und gelegentliche Rocksängerin Vera Lissalenti.

Einem plötzlichen Impuls folgend, durchmaß Seferlyn den Flur mit eiligen Schritten und ließ seine Hände über die kühle Oberfläche der Statue gleiten. Er hatte das Gefühl, als ob die Skulptur eine tiefe Ruhe in seine Seele senke. Er riss sich los, da ihn diese Ruhe davon abhielt, beharrlich sein Ziel zu verfolgen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Wie sehr bedauerte er es doch, dass er keine Kamera, kein Tonbandgerät mit sich führte! Noch nicht einmal einen Schreibblock, einen Stift hatte er dabei. Für einen Journalisten war er also denkbar schlecht ausgerüstet. Vor allem die fehlenden Schreibutensilien gaben ihm zu denken; ohne diese hatte er nicht mehr das Haus verlassen, seitdem er als Sechzehnjähriger den Entschluss fasste, sich der schreibenden Zunft anzuschließen. Dieser Papinsky, so dachte er, war nicht zu unterschätzen; er hatte es innerhalb kürzester Zeit geschafft, sein Leben grundlegend durcheinanderzuwirbeln.

Seferlyn hörte ein Knarzen, schließlich ein Rütteln an einer der Türen. Er vermochte dem spontanen Gedanken, hinter dieser Tür würde ein Wesen – sei es ein Mensch oder ein Tier -, das hinauswollte, gewaltsam festgehalten, nichts entgegenzusetzen, obwohl er ihm nicht stimmig erschien. Das Rütteln beschleunigte sich und schwoll zu einem hochtönenden Vibrato an. Der Ton vibrierte zunächst gleichförmig und langsam, dann aber schnell und abgehackt meckernd. Seferlyn lokalisierte eindeutig die Tür als Quelle des Geräusches, das sich wenig später grundlegend wandelte und nun den Eindruck erweckte, als ahme ein elektronisches Instrument den Gesang der Buckelwale nach.

Als das Lied schließlich ausklang, folgte ein geisterhaftes Poltern, in das sich ein dumpfes, keuchendes Stöhnen mischte. Seferlyn konnte sich der ungeheuren Sogwirkung dieser

merkwürdigen Geräusche nicht länger entziehen. Er musste einfach nachschauen, was vor sich ging, auch wenn er fürchtete, hinter der Tür könne sich ein vor Angst wütendes und gefährliches Wesen befinden. Mit mulmigem Gefühl ergriff er die Klinke, die sich so warm wie eine menschliche Hand anfühlte. Dieser eigentümliche Händedruck schenkte ihm die Kraft, auf seinem Weg ins Unbekannte furchtlos voranzuschreiten.

Hinter der Tür, die geräuschlos aufschwang, befand sich ein, verglichen mit dem „Chefzimmer“, kleiner Raum, dessen Wände mit samtblauen Vorhängen verhüllt waren. In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch, der wie aus schwarzem Stein gemeißelt wirkte, dennoch aber eine organische, fast fleischliche Ausstrahlung besaß. Er schien zu pulsieren, fast so, als schlug ein Herz in ihm, als atme er, als sei er ein fühlendes Wesen. Seferlyn konnte sich dieses Eindrucks nicht erwehren, obwohl er sich jenseits jeden Zweifels sicher war, harten, unbewegten Stein vor sich zu haben. In ihm regte sich der Verdacht, dass er schon wieder unter dem Einfluss einer bewusstseinsverändernden Chemikalie stand. Vielleicht arbeitete Papinsky ja mit einem Nervengas. Allein: Es fehlte der Vanille-Duft, der Seferlyn in den letzten Tagen häufig in die Nase gestiegen war, wenn ihn der Wahnsinn anflutete.

In fleischfarbenen, sackartigen Sesseln, die zu leben schienen wie betäubte Hausschweine, saßen mit erwartungsvollen Mienen um den Tisch herum: Papinsky, Benigno, Raschke, Marquart, Babette, ein Subjekt, das wie Karl Marx aussah, aber einen rosafarbenen Bart trug, eine Seferlyn unbekannte Frau und - Vera Lissalenti. Ohne die Schauspielerin hätte Seferlyn diese höchst unerwartete Versammlung gerade noch verkraftet; die Anwesenheit Vera Lissalenti aber machte ihn völlig hilflos. Nur mit Mühe hielt er sich auf den Beinen.

„Du bist aber schnell zu uns gestoßen!“, rief Papinsky. „Zunächst habe ich vermutet, dass du Umwege gehen und mir folgen würdest. Aber meine Freunde waren ausnahmslos anderer Ansicht. Sie meinten, dass du viel zu schlau seist, um auf meinen kleinen Trick mit dem Aktenschrank und dem angeblichen Promotionsausschuss hereinzufallen. Ich muss mich offensichtlich geschlagen geben. Meine Freunde hatten recht. Die meisten von uns kennst du ja bereits. Nur zwei Damen noch nicht, jedenfalls nicht von Angesicht zu Angesicht.“

Papinsky wies zunächst auf die Frau, deren Gesicht Seferlyn unbekannt war. Sie zwang ihn mit einem vulgären, erotischen Blick fast in die Knie – und wenn er nicht niedersank, so nur, weil er das Gefühl hatte, eine starke Pranke habe ihn im Genick gepackt.

„Darf ich vorstellen“, sagte Papinsky, „dies ist meine Privatsekretärin Dr. Hilde Kundschafter - ihr habt ja schon miteinander telefoniert.“

Hilde Kundschafter lächelte undurchdringlich mit geschlossenen Lippen. Zunächst schien ihr Aussehen dem Bild zu entsprechen, das sich Seferlyn, in Raschkes Wagen wartend, von ihr gemacht hatte. Deswegen erschienen ihm Zweifel an ihrer realen Existenz als durchaus berechtigt; so sehr ähnelte sie auf den ersten Blick einer Ausgeburt seiner Phantasie. Seine Zweifel verfliegen allerdings sofort, als sie ihren Mund öffnete, um ihn zu begrüßen, denn die Länge und Form ihrer Eckzähne lagen weit jenseits seiner Vorstellungskraft.

„Und dies ist“ - Papinsky schaute die Lissalenti verliebt an – „meine bezaubernde Frau Vera Lissalenti!“

Um seine Verlegenheit zu überspielen, entschloss sich Seferlyn, allen, die er an diesem Tag noch nicht gesehen hatte, die Hand zu schütteln. Spontan trat er zuerst auf die Lissalenti zu. Als sie ihre Hand graziös, mit überwältigender Zartheit, in seine legte, errötete er, als hätte er versehentlich ihre Brüste berührt. In diesem Augenblick löste sich Karl Marx in blauen Dunst auf, der daraufhin wie Zigarettenqualm über den Köpfen lagerte. Seferlyn bedauerte den mysteriösen Abgang des Trierer Philosophen sehr; hatte ihm dieser doch das Gefühl gegeben, den Bezug zur Realität noch nicht völlig verloren zu haben.

Als die Qualmwolke sich ruhevoll auf ihn zubewegte, atmete er tief ein, um möglichst viel von diesem Dunst in sich aufzunehmen. Papinsky lächelte beherrscht. Nachdem Seferlyn alle Anwesenden begrüßt hatte, wies ihm die Lissalenti, hintergründig lächelnd, mit formvollendeter Gebärde den freien Sessel neben ihr zu. Da dieser auf ihn wie ein lebendes Wesen wirkte, fürchtete er, das Möbel könne ein furzendes Geräusch von sich geben, wenn er sich auf ihm niederließe. Die Lissalenti tadelte sein Zaudern mit zwingendem Blick. Als ihn dieser traf, kam ihm

plötzlich seine Furcht vor dem Furz ziemlich lächerlich vor. Wieso sollte der Sessel gerade diese Lautäußerung von sich geben, und nicht etwa ein Stöhnen, Brummen, Schreien, Fauchen oder Quieten? Seferlyn war sich sicher, dass ihm seine Angst vor der Möglichkeit eines unflätigen Geräusches ins Gesicht geschrieben stand und dass sich alle Mitglieder der Runde aufs Äußerste beherrschen mussten, um nicht zu brüllen vor Lachen.

Der Einzige, bei dem er Verständnis erwartet hätte, hatte sich unglücklicherweise in Luft aufgelöst. Da es nun auch wieder nach Vanille duftete, beschlich Seferlyn der Verdacht eines Komplotts, den er jedoch sofort als ebenso unbegründet verwarf wie die Furcht vor dem Furz.

Vera Lissalantis Hand huschte über Seferlyns Knie, als sie zu sprechen begann: „Lieber Sebastian - ich darf dich doch so nennen - im Namen aller Anwesenden möchte ich dich recht herzlich auf unserem Schiff, der Yggdrasil willkommen heißen. Wir stecken gerade in unserer allwöchentlichen Lagebesprechung, an der nur der innere Zirkel unserer Mannschaft teilnehmen darf. Du bist nun einer von uns.“

„Es fällt mir schwer zu glauben“, sagte Seferlyn, „dass ich mich an Bord eines Schiffes befinde. Kein Geruch von Tang, Tau, Teer, Salz und Fisch, keine Rumfahnen, keine schwankenden Planken, nichts.“

Seferlyn empfand die Behauptung, er befinde sich auf einem Schiff, als dreisten Versuch, seine momentan gesteigerte Empfänglichkeit für Einflüsterungen schamlos auszunutzen. Er hatte sich schon fast damit abgefunden, dass Papinsky und dessen Spießgesellen sein Bewusstsein mit Nervengas beeinflussten - dass sie nun zusätzlich seinen Geist mit Wörtern zu manipulieren sich anschickten, mochte er nicht widerstandslos hinnehmen. Die Anwesenden – sogar Seferlyn - prusteten mit auf den Mund gepressten Händen und auch der sonst fast immer selbstbeherrschte Papinsky kämpfte mit einem Lachanfall. Als er sich wieder gefangen hatte, sagte er: „Unser Schiff kreuzt in einem Ozean, dessen subtile Wellen das menschliche Gleichgewichtssystem nicht mehr zu registrieren vermag. Aber mit Hilfe des Bio-Computers an Bord können wir ihn sichtbar machen. Schau nur!“

Geisterhaft tauchte nun eine Hand aus dem Nichts auf und zog einen Teil der blauen Wandverkleidung zur Seite. Dahinter erschien ein etwa mannshoher, flacher Monitor, auf dem sich, trotz der zahlreichen Lichtquellen im Raum, keinerlei Spiegelungen zeigten. Das unermessliche Grau seiner Oberfläche verschluckte jeden Widerschein. Das Gerät schaltete sich ein, als Papinsky mit den Fingern schnippte.

Augenblicklich verwandelte sich das Grau in ein Schwarz von saugender Intensität. Wenig später traten zahllose leuchtende Ellipsoide aus dem Dunkel hervor. Sie schienen, losgelöst von seiner Oberfläche, vor dem Monitor zu tanzen. Sie wechselten ständig ihre Form. Manche verschmolzen miteinander, andere teilten sich wie Zellen und bildeten kurzfristig perfekte Reproduktionen, die sich nach Sekunden aber unabhängig voneinander weiterentwickelten. Viele Ellipsoide verschwanden nach kurzer Zeit im Nichts, um wenig später, scheinbar an anderer Stelle, wieder aufzutauchen. Einige der Ellipsoide waren an den Polen abgeflacht und die Bewegung dieser Ellipsoide empfand Seferlyn als aufreizend, fast obszön. Er fühlte sich an Tanzveranstaltungen im Rotlichtmilieu erinnert, wenngleich die abgeplatteten Ellipsoide sich nicht im Geringsten weiblichen Formen annäherten. Besonders verstörend war, dass sie dem Betrachter eine passiv-rezeptive, fast hingebungsvolle Haltung aufzwangen.

Obwohl die Bewegungen und Wandlungen der anderen Ellipsoide weitgehend willkürlich, wie vom Zufall bestimmt wirkten, konnte sich Seferlyn dennoch phasenweise des Verdachts nicht erwehren, dass auch sie einer komplexen Choreografie gehorchten, deren Entschlüsselung die Kapazität seines Nervensystems überforderte. Die Szene wurde von den submarinen Gesängen der Buckelwale begleitet, die auf- und abschwollen und den Eindruck einer verborgenen Choreografie noch vertieften. Seferlyn entdeckte, dass dieser Eindruck verwischt wurde, wenn er einige Sekunden sehr schnell mit den Augenlidern klapperte. Dann sah er wieder nichts weiter als die Produktionen eines Zufallsgenerators.

Papinsky räusperte sich; daraufhin tauchte blitzschnell eine stark behaarte Hand aus dem Nichts auf, um den Vorhang zu schließen. Wäre sie nicht nach getaner Tat sofort wieder verschwunden, hätte Seferlyn sich übergeben müssen – so ekelhaft waren die Haare, die Spinnenbeinen glichen

und sich bewegten wie diese.

„Nun hast du, sagte der Professor, die Wellen gesehen“ „durch die wir uns bewegen. Es ist ein wahrhaft unergründliches Meer, in dem die Yacht Yggdrasil wie eine Nussschale schwimmt. Es mag dir merkwürdig erscheinen, dass diese Yacht nach einem Baum, gar nach der Weltesche des nordischen Mythos' benannt wurde. Dies ist keinesfalls eine Grille, sondern beruht auf einem tieferen Sinn. Denn wenn es auch zutrifft, dass die Yggdrasil durch ein unergründliches Meer schwimmt, den Winden und Strömungen ausgeliefert wie eine Nussschale, so ist es genauso wahr, dass sie in diesem Meer verwurzelt ist, unerschütterlich und unverrückbar wie ein ehrwürdiger Baum in vollem Saft. Aber nimm bitte den Begriff ‚Meer‘ nicht zu wörtlich! Sonst würdest du, wenn wir in einen Zeitsturm geraten, gleichsam von schiefen Bildern wie von umstürzenden Masten erschlagen.“

„Wir sollten zum nächsten Punkt der Tagesordnung übergehen!“, sagte Raschke. „Wir werden höchstwahrscheinlich bald nicht mehr viel Zeit haben, miteinander zu reden. Ich freue mich natürlich aufrichtig, dass Sebastian Seferlyn nun uneingeschränkt zu unserem Kreis zählt und unsere Geheimnisse teilt. Gerade ihm gegenüber fiel es mir besonders schwer, mich zu verstellen. Also, Sebastian, herzlich willkommen. Doch jetzt ist's genug. Schluss mit dem Thema ‚Sebastian‘ für heute. Die Zeit drängt, und ihr wisst alle, Sebastian ausgenommen, was das für uns bedeutet.“

„Er hat recht!“, sagte Schwester Babette, die auf mehreren Kissen in ihrem Sessel saß. „Ich spüre, ich spüre es mit meinem Herzen und mit meinem Hintern, dass die Yggdrasil demnächst aus dem Schwarzen Zyklus herauspringen wird.“

Papinsky klopfte schwungvoll und kräftig mit einem Hammer auf den Tisch; dabei entstand allerdings ein Geräusch, das wie das Flattern einer Motte mit hauchzarten silbernen Flügeln klang und Seferlyns Gemüt in eine melancholische Stimmung versetzte.

„Wir kommen nun zu Punkt 3 der Tagesordnung, zum IG-Projekt“, sagte Papinsky. „Wir sind uns wohl einig, dass dies der Schwerpunkt unserer heutigen Besprechung sein muss. Sebastian kann zwar nicht wissen warum, aber ich entnehme soeben seiner Miene volle Zustimmung. Und recht hat er -: Denn wer könnte ein größeres Interesse am Gelingen unseres Projekts haben als er? Doch nicht nur Sebastian, wir alle haben viel zu gewinnen und viel zu verlieren – jeder auf seine Weise, mit unterschiedlichen Chancen und Risiken. Falls es keine Anträge zur Geschäftsordnung mehr geben sollte - auf die zu verzichten ich Sie einerseits eindringlich bitte, zu denen ich Sie andererseits natürlich ermutige, falls Sie eine spontane Regung dazu veranlasst -, erteile ich Herrn Dr. Marquart das Wort. Er möge den Stand des Projektes kurz skizzieren. Alle anderen Anwesenden bitte, ja, ersuche ich, die Bedeutung dieses Vorhabens durch ausdrucksstarkes, kommunikatives Schweigen zu würdigen!“

Niemand meldete sich. Dennoch hatte Seferlyn das Gefühl, dass die Damen unhörbar miteinander tuschelten. Sie beherrschten offenbar die Technik des kommunikativen Schweigens, die einen Austausch weit jenseits des Horizonts ermöglichte, diesseits dessen sich Seferlyn in eine vergleichsweise bescheidene geistige Welt zu fügen hatte. Papinsky schien das Schweigen zu genießen, da er Marquart, der zu sprechen anheben wollte, durch eine Geste zum Verstummen nötigte. Der Professor lehnte sich entspannt zurück und schloss die Augen. Seferlyn lauschte hingebungsvoll den Geschichten, die Papinskys Mimik erzählte, ohne freilich deren Sinn ergründen zu können.

Als schließlich eine grüne Raupe aus dem linken Nasenloch des Professors kroch, begann Marquart, mit leiser, unsicherer Stimme, hin und wieder scheu, mit niedergeschlagenen Augen in Papinskys Richtung blickend, zu sprechen: „Wenn alles nach Plan verläuft, werden wir schon bald in einen Bereich eintreten, in den bisher noch kein intelligentes Wesen des Universums eingedrungen ist. Wir werden eine beinahe übernatürliche Anpassungsfähigkeit unter Beweis stellen müssen, denn in der Zeitzone Null, so heißt dieser Bereich, herrschen Gesetze, die sich grundlegend von jenen Regelmäßigkeiten unterscheiden, die wir auf unseren bisherigen Reisen mit der Yggdrasil kennen gelernt haben.“

Ja, ich weiß: Jeder von Ihnen, Sebastian ausgenommen, zählt sich zu recht zu den erfahrenen Fahrleuten, jeder von Ihnen fühlt sich in den entlegensten Winkeln der Multiversen zu Hause. Dennoch: Ich warne Sie! Die Zeitzone Null ist kein Platz wie jeder andere. Dort, wo die schiere

Orthaftigkeit herrscht, gibt es kein Entkommen vor sich selbst. Dort...“

„Schwadroniere nicht, Marquart, zur Sache bitte!“, rief Papinsky, der kurz zuvor aus seiner Entrückung aufgeschreckt war, als die Raupe in seinen rechten Gehörgang eindrang.

„Ich dachte, weil Sebastian...“

„Nix Sebastian, zur Sache bitte!“

„Die Zeitzone Null ist der Nahbereich des Informationsgenerators, kurz IG genannt, der bekanntlich alle Extensionen unseres Universums erzeugt, also alle räumlich-zeitlich ausgedehnten Gegenstände einschließlich aller Vorstellungen über sie.“

„Das ist schon wieder Volkshochschulniveau!“, sagte Papinsky. „Kommen Sie endlich zur Sache.“ Marquart blickte flehentlich in die Runde und erntete eisige Blicke aus gelangweilten Gesichtern.

„Bedenken Sie“, fuhr er fort, „dass wir hier in einem geistigen Bereich operieren, in dem es keine Sache gibt, zu der man kommen könnte. Es gibt nichts, was sich definieren ließe; schlimmer, dort ist noch nicht einmal der Begriff ‚Definition‘ definiert. Wenn Sie meinen, dass dann in diesem Bereich alles vage sei, dann hätten sie die Bedingungen, die dort herrschen, sehr präzise erfasst; allein, dies würde Ihnen nichts nützen. Kein Hahn kräht dort danach.“

Die Gefahren, die in der Zeitzone Null auf uns lauern, stellen alles in den Schatten, was uns das Schicksal je zu meistern aufgab. Vor allem werden wir unsere Sinne schärfen müssen, und zwar aufs Äußerste, wenn wir nicht vernichtet werden wollen. Denn wer die schwachen Signale, die das Herannahen der Schwelle ankündigen, nicht rechtzeitig entdeckt, kehrt nie wieder aus der Zeitzone Null zurück. Er wird dort vernichtet - und verglichen mit dieser Vernichtung ist der Tod ein kreativer Akt.“

„Beschreibe bitte das Wesen der Schwelle!“, sagte Raschke.

Marquart war wie erstarrt in der Pose eines Menschen, der um Worte ringt. Seferlyn hoffte, dass diese Pause nicht so schnell vorübergehen möge, denn - ohne zu wissen, warum - empfand er tiefe Scham beim Vortrag Marquarts. Papinsky stieg die Zornesröte ins Gesicht. Karl Marx kondensierte aus dem Nichts, zunächst als Wolke von Tropfen, die sich schließlich zu einer gallertigen Masse verdichtete, deren Farbe unaussprechlich war. Da es keinen Namen für diese Farbe gab, bemerkte Seferlyn die neuerliche Erscheinung des revolutionären Denkers nicht, obwohl dieser ihn durch Widerruf seiner Lehre zu provozieren trachtete.

Schwester Babette sprang auf und fühlte Papinskys Puls. Die Lissalenti sprang auf und fühlte Schwester Babettes Puls. Seferlyn sprang auf und fühlte seinen eigenen Puls. Papinsky klopfte wieder mit dem Hammer auf den Tisch; dabei entstand ein Geräusch, als würde mit einem Hammer auf den Tisch geklopft. Was Seferlyn zutiefst erschreckte, war die Tatsache, dass es sich tatsächlich um ein Als-ob-Geräusch handelte.

„Eure Inszenierungen könnt ihr euch für Sebastians Spezialausbildung aufheben, dazu ist jetzt keine Zeit!“, sagte Papinsky, sichtlich erregt. Er gewann jedoch schnell seine Fassung wieder und forderte Marquart mit Nachdruck auf, Raschkes Frage zu beantworten, für die er den Fahrer heftig tadelte. Es sei nicht hilfreich, in einer Situation wie dieser die zu ihrer Meisterung unbedingt notwendigen Fragen zu stellen.

„Die Schwelle lässt sich nicht beschreiben“, fuhr Marquart fort - nun mit festerer, fast forscher Stimme, die in Seferlyns Ohren allerdings eher unsicher, beinahe wispernd klang. „Die Schwelle ist der Beschreiber. In einem bildhaften Vergleich könnte man sagen: Sie ist das Auge, das sieht, ohne sich jemals selbst zu sehen. Wenn wir in einen Spiegel schauen, und sei es der schwarze Spiegel der Okkultisten, sehen wir immer nur das Spiegelbild unserer Augen, nicht aber die sehenden Augen selbst. Das Auge, das sieht, ohne sich selbst je zu sehen, ja, ohne selbst je gesehen zu werden, auch in der entrücktesten Vision nicht, ist zwar eine sehr unvollkommene Metapher der Schwelle. Aber es ist der beste Vergleich, den ich ohne Panikattacken auszusprechen vermag.“

„Ich bin enttäuscht von diesem Vergleich“, sagte Papinsky. „Wenn du einen Vergleich wählst, muss das Hauptziel darin bestehen, den Gegenstand, auf den sich der Vergleich bezieht, gedanklich überflüssig zu machen – kriegerisch gesprochen, musst du ihn besiegen, auf welche Wiese auch immer. Die Realität setzt dem Vergleich stets ihren Widerstand entgegen, aber den musst du

brechen. Um mit den Worten Musashis bildhaft zu sprechen: Ob du das Schwert des angreifenden Gegners nun parierst, zurückschlägst oder aufhältst, all dies muss dir als Vorbereitung dafür gelten, ihn schließlich niederzuschlagen.“

„Und dies wie?“, fragte der Arzt.

„Wenn du nur daran denkst, wie du dich mit unvollkommenen Metaphern nur halbwegs ohne Gesichtsverlust aus der Affäre ziehen kannst, dann wirst du den treffenden Vergleich niemals finden. Denke stets daran: Welche Worte auch immer du wählst, sie dienen ausschließlich dazu, die widerborstige Wirklichkeit des Gegenstandes zu überwinden, auf den sich der Vergleich bezieht. Dieser Gedanke muss dich von den Haarspitzen bis in die Fußsohlen ausfüllen. Was auch immer du formulierst, dient nur dazu, den Gegner zu besiegen. Dies musst du stets im Auge behalten wie einen blinden Fleck.“

Marquart trank einen Schluck Flüssigkeit aus einem Napf, den er aus dem Nichts griff und wieder ins Nichts verschwinden ließ. Papinsky lächelte wie ein zufriedener Handwerker nach gelungener Fertigstellung eines Werkstücks. Um was für eine Art von Flüssigkeit es sich auch immer gehandelt haben mochte, sie wirkte offenbar Wunder. Marquart straffte sich, seine Gesichtsfarbe wurde rosig, seine Stimme fest und seine Gestik ausdrucksstark.

„Zurück zur Zeitzone Null. Streng genommen ist die Zeitzone Null die Schwelle. Doch zugleich ist die Zeitzone Null ein ekstatisches Wesen - die Innenseite jeder Begeisterung im Universum. Wenn die Zeitzone Null außer sich ist, weicht die Schwelle zurück, und wir können eintreten. Dann allerdings werden wir mit Blindheit geschlagen.“

„Streng genommen?“, fragte die Lissalenti grinsend.

„Die Schwelle streng zu nehmen bedeutet, sie als das zu nehmen, was sie ist: Scheidelinie zwischen raumlosem Zeitpunkt und zeitlosem Raumpunkt – wohl wissend, dass die Schwelle der Strenge widerstrebt und die Feier, die vereint und nicht scheidet, erheischt.“

„Wäre es nicht besser, sie durch unsere bewährten Rituale zu bannen? Wozu mit dem Feuer spielen?“, fragte Benigno.

„Die Schwelle lässt sich durch Rituale nicht bannen. Wie ein Feuer entfacht die Feier eine Freude, die das Ritual in seiner Strenge nicht gestattet. Nur wenn Freude singend und klingend unsere Herzen erfüllt, sind wir der Schwelle gewachsen. Überschäumend sei die Freude zur Feier der Schwelle – und schamlos.“

Die Lissalenti berührte sanft und vertraulich Seferlyns Ellenbogen, und als er sich zu ihr umdrehte, blinzelte sie ihm aufmunternd und schalkhaft zu. Seferlyn wusste sofort, was sie von ihm erwartete.

„Warum“, fragte er, „wollen wir denn eigentlich in die Zeitzone Null eintreten?“

Kaum hatte er diese Frage gestellt, wurde er von brodelnder Renitenz erfasst. Sein Bewusstsein normalisierte sich; er betrachtete also die Seelenlage, in der er sich seit seiner ersten Begegnung mit Papinsky überwiegend befunden hatte, als psychotisch. Dafür machte er Giftgas verantwortlich. Er atmete kräftig durch, als sei nun die Luft wieder rein, und begann – ohne zu bemerken, dass er in einen Hauch von Moschus-Duft gehüllt war - mit einer wilden Philippika: „In meinen Augen ist das IG-Projekt eine mystische Expedition in das Reich der esoterischer Verworrenheiten, die sich allerdings heutzutage bemerkenswerter Beliebtheit erfreuen. Magisch-mystische Trips sind immer en vogue, wenn die wirtschaftliche Lage schlecht ist und die Arbeitslosenzahlen steigen. Machen wir uns doch nichts vor, Herr Dr. Marquart.“

Bei Licht betrachtet ist das von Ihnen geschilderte Projekt schlechterdings nichts weiter als ein Beitrag zur Zerstörung der Vernunft. Hochtrabende Reden sollen sinnsuchende Menschen vor den Karren ihrer Selbstversklavung spannen. Nebelhafte Ideologien sollen an die Stelle einer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit treten. Wenn Reaktionäre zur Feder greifen oder in die Tasten hauen, kommt in aller Regel Surrealismus oder Phantastik dabei heraus. Und die Rechnung geht meistens ja auch auf: Wer durch idiotische Fernsehprogramme und dumme Lehrer verblödet wurde, hat keine geistigen Widerstandskräfte gegen die Zeitzone Null und was der Feseleien mehr sind. Doch bei mir haben Sie sich verrechnet, Herr Marquart. Glauben Sie ja nicht, Sie könnten mich noch länger mit Ihrem Vanille-Duft bezirzen.“

„Dumm wie ein Ochse!“, sagte Papinsky.

„Ein Moschusochse!“, sagte die Lissalenti.

„Ja, aber rasend wie ein Moschusochse in der Brunft!“, sagte Raschke.

Seferlyn ließ sich nicht beirren, obwohl er den Eindruck hatte, Papinskys Truppe habe sich hinter tragbaren, mannshohen Spiegeln wie hinter Schilden verschanzt und rücke langsam näher. Die Truppe bewegte sich, einer ausgeklügelten Choreografie folgend, so geschickt auf Seferlyn zu, dass die Spiegel im Zusammenspiel stets neue Fluchtwege vortäuschten und virtuelle Sperren errichteten. Der Besprechungsraum hatte sich in ein mobiles Spiegellabyrinth verwandelt.

Seferlyn nahm allen Mut zusammen und fuhr fort: „Die ganze Welt ist ein Inferno: Kriege, Terror, Hunger, Umweltzerstörung, Folter, Ausrottung ganzer Ethnien, die Ausplünderung der Völker der Dritten Welt durch die Industrienationen. Aber anstatt sich einzumischen, politisch zu kämpfen, sich nützlich zu machen als erdgebundene Wesen, greifen Sie nach den Sternen, oder wo die Zeitzone Null auch immer angesiedelt sein mag.“

Kaum hatte Seferlyn das letzte Wort gesprochen, verwandelten sich die Spiegel des tanzenden Kabinetts in durchsichtige, vibrierende Glasscheiben. Hinter Glas sah Seferlyn Papinskys Leute an ihren Plätzen sitzen, als hätten sie sich nie erhoben, um ihn mit Spiegeln zu verwirren und in die Enge zu treiben. Die Vibration der Glasscheiben verlangsamte sich und als sie schließlich zum Stillstand kam, waren sie verschwunden und mit ihnen auch die Spiegel.

„Auch ich war in meiner Jugend Sozialist“, behauptete eine körperlose Stimme, die an Stelle Marquarts antwortete, „bis ich feststellte, dass der Sozialismus wie alle sozialen Utopien und Heilslehren ein viel zu enges Korsett ist. Dieses Korsett hat zudem den Nachteil, dass es sich von selbst immer enger schnürt, je länger man es trägt. Die Opfer dieser Einschnürung deckt die Erde. Diese Ideologien wirken selbsteinschnürend, weil sie den Menschen zum höchsten Wesen erklären und das menschliche Wesen mit der Menschheit, mit dem Kollektiv der Menschen gleichsetzen. Marx verstieg sich sogar zu der Behauptung, das menschliche Wesen sei das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse. Dieser sozialistischen Einschnürung versuchten die Anarchisten entgegenzuwirken, indem sie das Individuum in mystisches Licht tauchten und die Spontaneität des Einzelnen zum einzig legitimen Gesetz erhoben. Doch auch durch diese Sichtweise wird das Korsett nur ein wenig gelockert, nicht gesprengt. Der Weg in die Freiheit muss woanders gesucht werden.“

„Man muss weder Sozialist, noch Anarchist sein“, sagte Seferlyn, mehr zu sich selbst als zu den anderen, „um zu erkennen, dass wir uns alle aktiv einsetzen müssen, um die drohende Katastrophe zu verhindern.“

„Kindliches Revoluzzer-Geschwafel“, sagte Schwester Babette. „Wer kümmert sich denn heutzutage noch um die Verhinderung drohender Katastrophen - was zählt, sind die Börsenkurse!“

„Sebastian hat wohl noch nicht so richtig begriffen, dass wir hier nicht an seinem Stammtisch sitzen, sondern uns an Bord der Yggdrasil befinden“, sagte Raschke.

„Ach, lass ihn“, sagte die Kundschafter. „die Burschen, die wir in der Mangel haben, kehren am Anfang immer die Gutmenschen heraus. Das ist normal und gibt sich mit der Zeit.“

„Das IG-Projekt“, sagte Marquart, „trägt mehr zur Verhinderung drohender Katastrophen bei als all jene, die mit den Mitteln der Vergangenheit versuchen, die Zukunft zu retten. Zornige Parlamentsreden, Barrikaden oder Attentate: All dies sind völlig untaugliche Versuche, die rasende Fahrt der Menschheit in den Abgrund aufzuhalten. Mord und ideologische Manipulation beherrscht der Staatsapparat besser als jeder Revolutionär. Auch wir verschließen unsere Augen nicht vor der rasenden Fahrt der Menschheit in den Abgrund. Wir nutzen ihren Schwung.“

„Marquart hat recht!“, sagte Vera Lissalenti. „Und eins musst du dir merken, lieber Sebastian! Du gehörst jetzt zu uns. Du hast deine Affenhorde für immer verlassen. Wir erwarten von dir, dass du das IG-Projekt etwas gründlicher und vor allem subtiler durchdenkst, bevor du dir ein Urteil erlaubst.“

Papinsky ließ Seferlyn keine Zeit, diesen Anwurf zu parieren: „Die überwiegende Mehrheit der Menschheit bewegt sich erwiesenermaßen auf dem emotionalen Niveau einer Affenhorde und fühlt sich wohl dabei. Du bist für die Demokratie? Dann bekenne dich zu deiner Affenhorde, denn

Demokratie ist nur ein anderes Wort für äffische oder vielleicht genauer: für affige Spielregeln. Aber ich glaube nicht, dass du das wirklich willst. Wir haben dich ausgesucht, weil du das Zeug hast, die Schwerkraft primatenhafter Emotionalität und damit dein Revoluzzertum zu überwinden. Du wirst dich schon an die elitären Spielregeln gewöhnen, die an Bord der Yggdrasil herrschen. Dazu allerdings musst du deine Persönlichkeit verändern. Keine Sorge. Wir helfen dir dabei.“

Auf der schwarzen Steinplatte des Rundtisches zeigten sich plötzlich Risse, aus denen orangefarbene Dämpfe emporstiegen. Seferlyn rieb sich die Augen, um sicher zu gehen, dass er nicht halluzinierte; und sogleich verschwanden die Risse und Dämpfe wieder. Die Steinplatte schimmerte nun wie ein See im Mondlicht. Ein schweflig-fauliger Geruch stieg in seine Nase. Seferlyn wusste natürlich, dass Augenreiben kein brauchbarer Test des Realitätsgehalts einer Wahrnehmung war. Sein vordergründiges Motiv, sich die Augen zu reiben, bestand darin, die Anwesenden durch diese Geste wissen zu lassen, dass er den Bezug zur Wirklichkeit noch nicht verloren hatte und dass ihm die Notwendigkeit von Realitätstests bei außergewöhnlichen Erfahrungen durchaus bewusst war.

Ein weiterer Grund seines Verhaltens hatte nichts mit seiner visuellen Wahrnehmung zu tun; vielmehr wollte er prüfen, ob er noch in der Lage war, seine Hände zu gebrauchen. Tief in seinem Inneren sagte ihm nämlich ein dumpfes Gefühl, dass man ihn gefesselt hatte und dass er noch nicht einmal den kleinen Zeh oder den kleinen Finger zu rühren vermochte. Als Seferlyn seine Augen mit den Fingern berührte, fühlte er sich zunächst erleichtert, aber wenig später wurde ihm unter Schweißausbrüchen klar, dass es sich dabei durchaus auch um eine taktile Halluzination handeln konnte. Vielleicht bildete er sich ja nur ein, er riebe sich die Augen.

„Technisch gesprochen“, sagte Marquart, „ist die Zeitzone Null überall dort, wo sich im Hyperraumzeitsystem nicht definierte Lücken zeigen. Es handelt sich dabei um Lücken, die es eigentlich nicht geben dürfte, aber sie sind zweifellos vorhanden. Sebastian steht die Frage auf der Nasenspitze geschrieben, was in diesem Zusammenhang denn ‚eigentlich‘ bedeute. Er vermutet offenbar – widersprich mir, wenn’s nicht stimmt! –, dass es sich hier nicht um eine saloppe Begriffswahl handele. Natürlich könnte ich es mir leicht machen, Sebastians Erwartung enttäuschen und behaupten, nur ins Unreine gesprochen zu haben, als ich die Uneigentlichkeit der Existenz nicht definierter Lücken im Hyperraumzeitsystem erwähnte.“

Es sich auf diese Weise leicht zu machen, wäre auch aus magischer Sicht ein kluger Schachzug. Doch angesichts der Zeitzone Null sollte sich nicht zu klug wähnen, wer fortexistieren will. Uneigentlich existieren die Lücken, weil sie die Fülle des Lebens überwuchert. Je authentischer das Leben ist, desto schwieriger wird es, durch dieses Gestrüpp zu den Lücken vorzudringen. Sebastian kann jetzt noch nicht begreifen, was dieser Satz bedeutet. Zu viel Leben ist noch in ihm.“

„Lass Sebastian aus dem Spiel!“, sagte Papinsky.

„Dann besitzt die Zeitzone Null keine Raum-Zeit-Koordinaten?“, fragte die Kundschafter. „Und bitte, Marquart, erzählen Sie mir jetzt nichts von den Koordinaten Sebastians.“

„Kann man der Zeitzone Null Koordinaten zuweisen? In einer technischen Sprache könnte man dieser Frage ein ‚Ja‘ anhängen. Man sollte diesem ‚Ja‘ die gleiche Bedeutung beimessen wie der Behauptung eines Roboters, er sei ein Roboter.“

Man kann ja auch der Aussage ‚ $1 + 1 = 3$ ‘ ein Axiomensystem zuweisen, gemäß dem diese Gleichung wahr ist. Doch was wäre damit gewonnen?

Ich wiederhole: Die Zeitzone Null ist überall dort, wo sich im Hyperraumzeitsystem nicht definierte Lücken zeigen. Man achte auf jedes Wort: Diese Lücken zeigen sich. Vielleicht verstehen wir dieses Phänomen immer noch am besten, wenn wir diese Formulierung wörtlich nehmen: ‚Lücken zeigen sich‘.

Wer fragt nach den Raum-Zeit-Koordinaten eines Mannes, der sich zeigt - eines Exhibitionisten also, den im finsternen Stadtpark schrille Schreie umgellen?“

„Trotzdem drängt sich die Frage auf“, sagte Papinsky, „wie wir in die Zeitzone Null gelangen? Ungeachtet der angesprochenen sprachphilosophischen Erwägungen und Denkwürdigkeiten, die ich keineswegs gering schätze, können wir uns doch um den technischen Teil unseres

Unterfangens nicht herumdrücken - wie das Problem der Kursbestimmung beweist. In welcher Sprache du den Kurs bestimmen willst, bleibt dir überlassen. Aber wir erwarten eine Antwort.“

„Die Parkpolizei“, sagte die Lissalenti, „fragt sich ja auch nicht nach den Raum-Zeit-Koordinaten des Exhibitionisten, sondern galoppiert dem Lärm entgegen. ‚Dort, hinter dem dichten Buschwerk in der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Denkmal muss er sein‘, heißt es dann vielleicht. Die Beamten werden sich keinesfalls mit nicht definierten Lücken aufhalten, wenngleich die Blöße des Exhibitionisten zweifelsfrei in der Parkordnung nicht definiert ist.“

Marquart ließ sich durch den Einwurf der Lissalenti nicht beirren, zögerte nicht eine Sekunde mit seiner Antwort auf die Frage Papinskys und befreite damit Sebastian von dem quälenden Gefühl, gefesselt zu sein - allerdings allein durch Ablenkung, und dadurch nur vorübergehend.

„Es ist eigentlich nicht schwer“, sagte der Arzt, „die Zeitzone Null zu erreichen. Wir werden einfach für eine Weile unsere Existenz an der Garderobe abgeben.“

Niemand widersprach. Und somit war auch dies erklärt. Papinsky klopfte mit dem Hammer auf den Tisch. „Wir kommen nun zum Tagesordnungspunkt ‚Verschiedenes‘! Glücklicherweise enthält er nur einen Unterpunkt: Yggdrasil ist mit der Bio-Programmierung der Heizer-Androiden sehr unzufrieden. Sie taugen angeblich nichts. Verlottertes Gesindel, dass die paar lausigen Gene nicht wert sei, aus denen man sie zusammengeschnürt habe. So wörtlich. Die Sache ist wirklich ernst. Yggdrasil klagt schon zum dritten Mal in dieser Woche über Darmverstimmungen; und man kann wirklich nicht sagen, unser Schiff neige zur Hypochondrie.“

Es ist zwar nur ein Schiff, aber es ist mir doch in all den Jahrtausenden ans Herz gewachsen. Die Yggdrasil hat uns immer gute Dienste geleistet, nie gab es Klagen über ihre Stabilität im Zeitwind, über ihre Manövrierfähigkeit in Wurmlöchern, über ihren Energieverbrauch. Ein solches Schiff hat es verdient, ordentlich gefüttert zu werden. Also: Entweder die Programmierung lässt sich korrigieren, oder wir müssen in den sauren Apfel beißen und neue Modelle anschaffen.“

„Die Ernährungsprobleme werden vermutlich nicht durch die Heizer verursacht. Eher lässt die Qualität des Futters zu wünschen übrig“, sagte die Lissalenti. „Es geht doch nichts über echte menschliche Emotionen!“

„Zur Zeit sind wir aber noch auf die Androiden angewiesen. Versuche mit Echtmenschen wären verfrüht!“, sagte Marquart mit gequältem Gesicht, als fürchte er peinliche Nachfragen.

Ohne weitere Diskussion wurde beschlossen, dass Raschke sich um die Angelegenheit kümmern solle. Obwohl Seferlyn nicht wusste, um was es eigentlich ging, war es für ihn durchaus ein erhebendes Gefühl, bei einer dermaßen wichtigen Entscheidung mitbestimmen zu dürfen. Als Papinsky fragte, wer dafür sei, hob er wie alle anderen die Hand. Zunächst fühlte sich diese Gebärde wie eine physische Lageveränderung an, doch etwa ab der halben Höhe wurde dieses Gefühl durch die Empfindung einer nur vorgestellten, mentalen Bewegung abgelöst. Als die Fingerspitzen ihre maximale Höhe erreicht hatten, betrachtete Seferlyn diese Position nur noch als abstrakte Ortsbestimmung, da ihr keine Körperwahrnehmung entsprach.

Dreimal mit seinem Hammer klopfend, löste Papinsky die Versammlung auf. Die Teilnehmer der Lagebesprechung verließen zügig den Raum. Nur die Lissalenti schaute sich noch einmal über die Schulter nach Seferlyn um.

„Fühle dich auf meiner Yacht ganz wie zu Hause! Hier gibt es viel Interessantes zu entdecken. Da du ja jetzt zu uns gehörst, existieren für dich keine verbotenen Bereiche. Die Sicherheitssysteme erkennen dich und öffnen dir alle Türen. Bitte lass dich nicht davon irritieren, dass dir all das Neue und Ungewohnte hier sehr vertraut, bekannt und liebenswert vorkommen wird. Dieses Phänomen erleben alle, die neu aufs Schiff kommen. Die Yggdrasil harmonisiert das Gemüt ihrer Passagiere. Sie verträgt es nicht, wenn das unvermeidliche, unerträgliche Grauen an Bord Mitreisende allzu sehr ängstigt und erschreckt.“

Die Lissalenti schaute Seferlyn tief in die Augen.

„Die Yggdrasil ist ein zart fühlendes Wesen. Sie bedarf der Schonung. Doch nun hat sie sich lange genug ausgeruht.“

Die Schauspielerin klatschte kurz und trocken in die Hände. Mit frischer Kraft tauchte die Yggdrasil schwungvoll in das unermessliche Blau des Multiversums und ihre eleganten Freudensprünge

entzogen sich nicht nur der Wahrnehmung, sondern auch dem geistigen Fassungsvermögen Seferlyns.

Die Lissalenti verließ den Raum mit einem winzigen Lächeln, das Seferlyn das Mark aussaugte. Es war nicht etwa so, dass sie Seferlyn erotisch anzog oder dass er sie sexuell begehrte. Vielmehr war ihre sinnliche Ausstrahlung ins Magische gesteigert und seine Beziehung zu ihr glich eher einer Verhexung.

Endlich allein, nutzte Seferlyn sogleich die Gelegenheit, sich im Konferenzraum gründlich umzuschauen. Hier gab es allerdings nicht viel Bemerkenswertes zu sehen, vielleicht abgesehen davon, dass der Steintisch plötzlich im Boden versank und an dieser Stelle wenig später ein Bett von der Größe des Tisches emporstieg. Es war mit einer kostbaren Brokatdecke versehen und lud zum Ausruhen ein, ja, sein purer Anblick erfüllte Seferlyn mit bleibender Müdigkeit. Als er aber, gegen die Müdigkeit ankämpfend und mit Mühe die Lider hebend, genauer hinsah, stand dort wieder der Steintisch, so dass seine Müdigkeit augenblicklich verflog.

Die Abwesenheit Papinskys und seiner Truppe beruhigte ihn und gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Er fragte sich, ob Papinsky über den Empfänger an seinem Kopf seine Wahrnehmung manipuliere. Wie hatte Papinsky das Gerät genannt? Gefühlsklavier. Tatsächlich hatte Papinsky bei der ersten Demonstration seines Instruments in dramatischer Weise in Seferlyns Gefühlswelt eingegriffen. Vielleicht war es möglich, über Gefühle Wahrnehmungen zu verändern.

Er kämpfte den Impuls nieder, den Empfänger an seinem Schädel mit einem Ruck gewaltsam zu entfernen. Schließlich musste er befürchten, sich dadurch das halbe Gehirn herauszureißen. Die Vorstellung der Zerstörung seines Nervensystems, allein durch den Gedanken an eine Berührung des Empfängers, verfestigte sich zu einer fixen Idee. Als lastete ein magischer Bann auf ihm, wagte er es nun nicht mehr, einen Ausweg aus seiner prekären Lage zu suchen oder auch nur daran zu denken.

Es zeigt sich

Eine scheinbar durch einen defekten Lautsprecher verzerrte, scheppernde Stimme meldete, in etwa zehn Minuten könne man im Panoramaraum ein sehr seltenes Naturschauspiel beobachten. Interessenten seien herzlich eingeladen. Die zentrale Sequenzregistratur weist darauf hin, dass es sich bei diesem Naturschauspiel nicht um ein Ereignis im Sinne der Relativitätstheorie handele. Vielmehr sei es ein Yggdrasil-Moment der Kategorie „13 Strich 13, Beta“. Es müsse ausdrücklich hervorgehoben werden, dass „13 Strich 13, Beta“ kein retardierendes Moment sei. Es verhalte sich also neutral gegenüber dem Prozess der Akklimatisierung und sei daher auch für Neulinge an Bord zu empfehlen. Die Klassifizierung als ‚sehr selten‘ erfolge auf Basis des Wahrscheinlichkeitskalküls von Bayes.

Da sich Seferlyn in einer fremden Welt befand, deren Gesetze er nicht kannte, hielt er es für zu gefährlich, bei seinen weiteren Unternehmungen nach einem selbst entworfenen Plan vorzugehen. Ihm fehlte jede Orientierungsgrundlage. Daher beschloss er, einfach spontanen Impulsen aus seinem Inneren und, falls vorhanden, äußeren Hinweisreizen zu folgen. In einer Welt, so unvertraut wie die Rückseite des Mondes, sind äußere Hinweisreize allerdings schwer zu entdecken. Dennoch hoffte er, durch völlige Offenheit für alles in ihm und um ihn herum jene Erkenntnisse gewinnen zu können, die zu einem Ansatz des Verständnisses der Vorgänge auf der Yggdrasil führen könnten. Mit diesen Einsichten ausgerüstet, würde dann später eine Flucht möglich sein, so hoffte er.

Zwar war er von dem Gedanken durchdrungen, dass ein Entkommen unmöglich sei und allein der Gedanke an einen Versuch machte ihm Angst. Die Hoffnung aber, dass sich ihm trotzdem eine Chance zur Flucht bieten könnte, dämpfte seine Verzweiflung angesichts der Ausweglosigkeit seiner Lage und half ihm, sich damit abzufinden. Und da war ja auch noch das vage Gefühl, völlig bewegungslos zu sein, wie einzementiert, und die eigenen Bewegungen nur zu halluzinieren.

Dieses Gefühl hätte Fluchtgedanken ohnehin in einen Hauch des Absurden gehüllt. Warum sollte er sich also mit solchen Gedanken belasten? Ihm blieb ja immer noch die Hoffnung. Die Hoffnung war ein süßes, lähmendes Gift.

Ein seltenes Naturschauspiel, dachte Seferlyn, sei jetzt vielleicht genau das Richtige: ein denkwürdiges, nicht alltägliches Geschehen, das sich aber doch im Rahmen der ihm bekannten Naturgesetze bewege. Möglicherweise biete das äußerst seltene Naturschauspiel sogar Nahrung für seine Hoffnung, weil solche außergewöhnlichen Ereignisse ja – wie ein Jahrhundert-Orkan beispielsweise oder ein Vulkanausbruch – oftmals völlig neue Verhältnisse schufen, die veränderte Perspektiven erschlossen. Hätte nicht, so dachte er, ein gigantischer Komet die Dinosaurier ausgelöscht und damit den Siegeszug der Säugetiere und schließlich des Menschen ermöglicht? Selbst Kriege hätten nicht nur Not und Verwüstung über die Völker der Erde gebracht, sondern den Überlebenden auch neue Chancen eingeräumt.

Seferlyn verließ den Konferenzraum, fand aber im Flur keine Piktogramme zur Orientierung. 14 Türen hatte er zur Auswahl. Er suchte nach Hinweisen, die ihm verraten sollten, welche der Türen ihn wohl seinem Ziel näher bringen könnte. So fanden sich zum Beispiel vor einigen der Türen dunkle Stellen auf dem grauen Teppichboden, die darauf schließen ließen, dass diese Türen häufiger benutzt wurden. War aber der Panoramaraum ein Ort, der oft von vielen Passagieren oder Mannschaftsmitgliedern angestrebt wurde? Falls er nur der Beobachtung seltener Naturschauspiele diene, so war dies gerade nicht zu vermuten. Vor einer Tür sah er rotbraune Flecken, die wie Blutspuren ausschauten. Befand sich dort die Krankenstation, ein Polizeirevier, eine Boxbude? Oder floss im Panoramaraum öfters Blut aufgrund gewaltsamer Einwirkungen, die von den äußerst seltenen Naturschauspielen ausgingen?

Vielleicht handelte es sich aber auch gar nicht um Blut, sondern um Essensreste, zum Beispiel Ketschup, so dass man in diesem Fall hinter dieser Tür die Kombüse des Schiffes vermuten durfte. Nachdem er eine Weile unschlüssig über die diversen Möglichkeiten nachgedacht hatte, standen plötzlich zwei junge, kräftig gebaute und hochgewachsene Männer vor ihm, als seien sie aus dem Nichts hervorgetreten. Es waren, wenn der Augenschein nicht trog, eineiige Zwillinge. Der Matrosenanzug des einen Zwillings war zu klein, der des anderen zu groß. Sie trugen Amulette mit dem griechischen Buchstaben Psi in Gold auf olivfarbenem Hintergrund. Seferlyn vermutete, dass dieser Buchstabe das Hoheitszeichen der Yggdrasil sei.

„Wir haben Befehl“, sagte einer der Seeleute, „uns während Ihrer Zeit auf der Yggdrasil um Ihr Wohlbefinden zu kümmern, Herr Seferlyn. Ich heiße Ron, der Name meines Bruders ist Don. Selbstverständlichkeiten bedürfen keiner Erwähnung. Wir kümmern uns unaufgefordert um Ihre Ernährung, Ihre emotionale Ausgeglichenheit, Ihre sexuelle Befriedigung, Ihre Informations- und Anlehnungsbedürfnisse, Ihren Gesundheitszustand, Ihre innere und äußere Sicherheit. Wie können wir Ihnen überdies helfen?“

„Führt mich in den Panoramaraum!“, sagte Seferlyn.

Die Matrosen baten ihn, in der Sänfte Platz zu nehmen, und trabten los. Den besonderen Verhältnissen auf der Yggdrasil entsprechend, war die Sänfte aus dem Nichts hervorgetreten - als die Seeleute sie beim Namen nannten: Takataka. Die Seiten der Sänfte zierten Fächer aus weißen Federn.

Der Panoramaraum war eine gigantische Kuppel aus einem durchsichtigen Material. Es war eine geodätische Kuppel, umschloss also bei gegebener Außenfläche die größtmögliche Innenfläche. Die Grundfläche hatte die Größe eines Fußballfeldes. Eine geodätische Kuppel hält den Erschütterungen im Getriebe der Raumzeit besser stand als jede andere Bauform.

Die Lissalenti winkte und lud Seferlyn mit einer Geste ein, neben ihr Platz zu nehmen. Sie saß allein an einem Cocktaillisch mit drei Stühlen. Vor sich hatte sie eine Tasse mit Gemüsebrühe, aus der sie hin und wieder einen Löffel schlürfte. Über der Sitzgruppe lagerte eine blaue Wolke, deren Form der des Cocktaillisches entsprach; und dieser war eine Materialisation des Stils der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es handelte sich um eine statische Wolke, deren Position durch die leichte Brise im Raum nicht verändert wurde und die aufsteigenden Zigarettenqualm absorbierte, ohne ihre Gestalt zu wandeln.

Beim Verzehr ihrer Suppe gab die Lissalenti sehr laute, abstoßende Geräusche von sich. Seferlyn

hatte den Verdacht, dass sie ihn damit provozieren oder gar beschämen wollte. Gelegentlich zuckten Blitze aus der Wolke, die aber nur schwach elektrisch geladen waren und nicht mehr als ein leichtes Kitzeln hervorriefen. Seferlyn war ein wenig enttäuscht, wie normal die Situation war, da doch ein sehr seltenes Naturschauspiel erwartet wurde. Obwohl er sich frisch und munter fühlte, senkte sich eine große Müdigkeit in seine Seele und er war nahe daran, einzuschlafen.

Er bemerkte daher nicht, dass Ron und Don die Lissalenti ergriffen, sie in einen Seesack steckten und davontrugen. Wenig später war Seferlyn trotz seines kristallklaren Bewusstseins so erschöpft, dass er im Stehen wie ein Toter hätte schlafen können. Ron und Don nutzten diese Gelegenheit, indem sie ihn von seinem Stuhl hoben und ihn im Foyer des Panoramaraums abstellten, ohne dass ihm seine Lageveränderung bewusst wurde. Dort stand er nun wie eine Schaufensterpuppe, inmitten der hereinströmenden Gäste, die plaudernd, lachend und ihre Platznummern suchend ins Auditorium strebten.

Die Schauspielerin hatte sich inzwischen aus dem Sack befreit und kam nun von hinten auf Seferlyn zu. Sie rief, als ob er viel weiter von ihr entfernt oder schwerhörig wäre, mit kräftiger Stimme „Hallo Sebastian“ und berührte ihn mit einer nur angedeuteten, aber sehr kraftvollen Umarmung sanft an der Schulter. „Sei wachsam!“, flüsterte sie ihm zu. „Wenn wir uns der Zeitzone Null nähern, spürst du zunächst eine rasch ansteigende sexuelle Erregung.“

Er war sofort hellwach und in der Lage, die Situation kritisch zu durchdenken. Wieder einmal sollte ihm also eine Falle gestellt werden. Dennoch gebe es keinen Grund zur Besorgnis, so sagte er sich, weil diese auch nicht weitergeholfen hätte. Er fragte sich, wo die schöne blaue Wolke war, die er eben noch gesehen zu haben glaubte. Alles fließt; es galt, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren, zumal Außergewöhnliches bevorstand. Aber war das Bevorstehende wirklich außergewöhnlich? Eine außergewöhnliche sexuelle Erregung?

Seferlyn hatte Mühe, sich auszumalen, durch welche Merkmale sich eine außergewöhnliche vor einer normalen sexuellen Erregung auszeichnete. Gedanken an Sex waren ohnehin das Letzte, wonach ihm jetzt der Sinn stand. Ihm leuchtete überdies auch nicht ein, wieso sich ein Naturereignis durch sexuelle Erregung ankündigte und auch nicht, auf welche Weise dies überhaupt möglich sein sollte, aber die Stimme der Lissalenti hatte sehr bestimmt geklungen. Er erwog die Hypothese, die sexuelle Erregung könne eine Marketing-Idee sein. Er verwarf diesen Gedanken allerdings sofort wieder, denn ein sehr seltenes Naturschauspiel hatte eine Sex-Sells-Kampagne nun wirklich nicht nötig. Und so empfand er es auch als überflüssig, dass sich nun an mehreren Stellen des Panoramaraums nur mit Slip und hochhackigen Schuhen bekleidete junge Damen an Stripteasestangen räkelten. Von irgendwoher wehte Papinskys Lachen herüber. In diesen Klang mischte sich der Duft frischen Knoblauchs und feinsten Bourbon-Vanille.

„In einer Minute zeigt sich die Zeitzone Null!“, sagte die Lautsprecherstimme. Es hörte sich an, als stecke der Kopf des Sprechers in einem verbeulten Bleicheimer. Die Tänzerinnen wirbelten mit Schwindel erregender Geschwindigkeit um die Stangen. Frauen im Smoking schritten durch die Reihen und betrachteten die gut gebauten Herren, und nur diese, wohlgefällig durchs Monokel. Die Spuren der Verwüstung, die Cognac und Kokain bei ihnen hinterlassen hatten, waren unübersehbar; erschwerend war Absinth hinzugetreten. Ihre Körper waren ausgezehrt, die Wangen eingefallen, das Gesicht war zerknittert, der Mund blutrot, der Teint blass und in den dunklen Augen lockte der Tod. Die Ausstrahlung dieser Frauen verwandelte den Panoramaraum in einen Dom des Lasters. Ihren langen Zigarettenspitzen war Seferlyn mental nicht gewachsen. Gleich einem Schwarm von Glühwürmchen tanzte die Glut der Zigaretten vor seinen Augen und mesmerisierte seine Sinne.

Obwohl er sich, mühevoll und widerstrebend, durch Sachlichkeit und einen kühlen, analytischen Blick von den Vorgängen um in herum zu distanzieren trachtete, konnte Seferlyn nun sein Bewusstsein nicht mehr davor verschließen, dass sich sein Körper in einer gewaltigen Geilheit aufzulösen begann. Er verlor alle Härte und verwandelte sich in ein sanft bewegtes Meer wogender Lust. Immer und immer stärker krümmte sich der Raum seiner Wahrnehmung und kollabierte schließlich. Er sah sich selbst als dieses Meer. Dieses Meer sah sich selbst. Der Sehende und das Gesehene waren identisch.

Dann kam er. Der Samen durchdrang die Unterhose wie ein Geschoss und sabberte an seinen

Oberschenkeln herunter. Das Ejakulat war ungewöhnlich warm und löste einen starken Juckreiz aus. Als Seferlyn den Impuls, sich zu kratzen, spürte, verschwand der Juckreiz schlagartig. In feinen Rinnsalen flossen Tränen aus seinen Augenwinkeln. Ihm war, als zuckten seine Beine und Arme, obwohl er sich nicht bewegte. Liebliches Gezwitscher und Frühlingsdüfte begleiteten ihn auf den Gipfel äußerster Entrückung. Seine Seele lachte.

Durch tosenden Beifall, den Hunderte von Händen spendeten, wurde Seferlyn aus seiner tiefen Trance aufgeschreckt. Pfiffe wurden laut und Vivat-Rufe erklangen. Aus den Lautsprechern schmetterte die Ode an die Freude. Dann wurde es schlagartig beinahe totenstill. Nur ein leises Knistern war zu hören, das von einem defekten Lautsprecher stammte. Seferlyn wagte kaum zu atmen und als auch das Knistern aufhörte, hielt er den Atem an. Wenig später spürte er, dass Luft in seine Nasenlöcher geblasen wurde, als ob er an ein Beatmungsgerät angeschlossen wäre.

„Selten habe ich die Zeitzone Null so prall, so voller Saft, so ausgereift gesehen wie heute!“, sagte Papinsky mit ergriffener Stimme. Eine Gitarre weinte sanft.

Die Lissalenti fragte Seferlyn: „Nun Sebastian, wie hat dir die Zeitzone Null gefallen?“

Ihr Tonfall klang zugleich mitfühlend und belustigt; ein säuselnder Singsang verschmolz diese beiden Facetten ihrer Äußerung zum perfekten Ausdruck wohlwollender Niedertracht.

„Ich habe leider nichts gesehen“, antwortete Seferlyn, „weil ich die Augen geschlossen hatte.“

Stewards in schwarzen Hosen mit roten Seitenstreifen und weißen Jacketts eilten nun zu den Sitzgruppen. Die silbernen Schnallen ihrer Gürtel hatten die Form des griechischen Buchstabens Psi. Sie trugen Tablett mit schlanken Gläsern, in denen eine hellgelbe Flüssigkeit perlte.

„Na endlich kommt die Walpisse!“, sagte die Lissalenti zu Seferlyn mit lauter Theaterstimme.

Mithörer reagierten mit keiner Miene auf diese peinliche Bemerkung, als wären sie taub oder des Deutschen nicht mächtig. Platinblonde Kellnerinnen mit großen Brüsten wippten herein; sie trugen kurze rote Röckchen und kobaltblaue, tief ausgeschnittene Rüschenblusen. Sie präsentierten Tablett mit bauchigen Gläsern, die mit einer dunkelgelben Flüssigkeit gefüllt waren. Seferlyn nahm ein Glas mit der hellgelben und eins mit der dunkelgelben Flüssigkeit. Die hellgelbe Flüssigkeit schmeckte wie Sekt und wirkte nach dem ersten Nippen wie ein alles verklärender Zaubertrank.

Nach dem Probeschluck kippte Seferlyn das Glas in einem Zug herunter und ergriff sofort ein neues, als ein Steward vorbeihuschte. Er wollte gerade das zweite Glas mit hastigen Zügen trinken, als die Lissalenti sich noch einmal an ihn wandte. Nun wurde ihm bewusst, dass Sperma an seinen Oberschenkeln klebte. Er hoffte, sie habe nicht bemerkt, dass er einen Orgasmus hatte, während sie die Zeitzone Null sah. Die Hoffnung war allerdings nur schwach, denn die Lissalenti erweckte den Eindruck einer Frau, die Erregungen witterte.

„Lieber Sebastian“, fragte die Schauspielerin, „was sagst du insgesamt zu deinem heutigen, ersten Tag auf der Yggdrasil?“

Obwohl ihn der „Sekt“ in Hochstimmung versetzt hatte, antwortete Seferlyn mit deprimierter Stimme, die in krassem Widerspruch zu seiner euphorischen Befindlichkeit stand: „Insgesamt? Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass meine Erlebnisse hier auf der Yggdrasil insgesamt mit jener merkwürdigen Apparatur zusammenhängen, die an meinem Schädel befestigt ist und die Herr Benigno das ‚Gefühlsklavier‘ nennt.“

„Du wurdest durch eine Empfindung, die mit Sicherheit nichts mit Marquarts Instrument zu tun hat, daran gehindert, die Zeitzone Null wahrzunehmen!“, sagte die Schauspielerin. „Derartige – mir fällt kein besseres Wort ein - Irritationen sind ganz typisch für einen Neuling im Umgang mit der Zeitzone Null. Aber bitte, nimm den Begriff ‚Umgang‘ nicht zu wörtlich. Die Zeitzone Null ist kein Ding, mit dessen Gebrauch man sich vertraut machen könnte. Sie ist ja etwas, was sich zeigt. Dafür muss man ein Gespür entwickeln. Der eine erwirbt dieses Feingefühl schnell, der andere braucht etwas länger dazu. Dir fehlt leider das herausragende Talent. Bestreite es nicht, ich habe dich beobachtet. Ich bin eine Frau, die sich gern zeigt, und auch dafür fehlt dir das rechte Gespür, lieber Sebastian. Doch verzage nicht. In ein paar Tagen wird die Yggdrasil der Zeitzone Null näher gekommen sein. Dann bleibt sie länger stabil, und auch du wirst sie sehen.“

Seferlyn ertappte sich dabei, ihre atemberaubenden Brüste länger als schicklich zu betrachten. Sie

hatte es offenbar bemerkt und schüttelte lachend ihren Lockenkopf. „Nimm lieber einen Schluck vom dunkelgelben Saft“, sagte sie mit sanfter Miene. „Über Marquarts Apparatur solltest du dir keine großen Gedanken machen. Alle Menschen an Bord der Yggdrasil haben 58 feinste Silberdrähte im Gehirn. Unter der Haut unseres Hinterkopfes befindet sich eine Steckdose zum Anschluss des Empfängers. Wenn der Stecker des Empfängers in die Buchse geschoben werden soll, wird einfach ein Reißverschluss geöffnet, der sich unter den Haaren verbirgt. Eine saubere Lösung. Wir alle üben von Zeit zu Zeit mit dem Instrument, wenn unsere Gefühle außer Kontrolle zu geraten drohen. Bevor wir in die Zeitzone Null eintreten, werden wir unsere Empfänger aktivieren. Nur im Schutz des Gefühlsklaviers können wir es wagen, die Zeitzone Null zu erkunden!“

„Aber ich dachte, wir wären gerade...“

„Nein, wo denkst du hin. Natürlich sind wir noch nicht in die Zeitzone Null eingetreten, wir haben Sie nur aus großer Entfernung beobachtet. Glaubst du denn, ich würde jetzt und hier so entspannt und guter Dinge mit dir plaudern, wenn ich gerade aus der Zeitzone Null zurückgekehrt wäre? Sebastian, du weißt noch so wenig über das Leben an Bord der Yggdrasil. Lerne schnell. Schon bald kommt die Stunde, in der Naivität unverzeihlich sein wird. Bis dahin aber – da bin ich ganz sicher – wird dir die Lust daran ohnehin vergangen sein.“

Die Lissalenti wünschte Seferlyn einen vergnüglichen Abend und wandte sich dann lachend anderen Gesprächspartnern zu. Ron und Don bauten sich vor Seferlyn auf. „Haben Sie einen Wunsch, Meister?“, fragte Ron.

Seferlyn hatte sie bereits als sehr groß empfunden, als er sie zum ersten Mal sah, doch nun schienen sie noch gewachsen zu sein.

„Bringt mich in mein Schlafgemach!“

Die Zwillinge schauten ihn mit ihren fast noch kindlich wirkenden Gesichtern ungläubig an. Nach einer Schrecksekunde fragte Don: „Sind Sie denn müde, Meister?“

Wenn er es recht bedachte, war er in der Tat nicht müde. Sein Geist war klar und spielerisch-analytisch gestimmt - ohne einen Hauch von Erschöpfung. Und dies, obwohl er bestimmt seit 24 Stunden nicht mehr geschlafen hatte. Er erinnerte sich zwar an gelegentliche Anflüge einer seelischen Verfassung, die er als „Müdigkeit“ bezeichnete – jedoch nur, weil ihm ein passenderes Wort fehlte. Es handelte sich vielmehr um einen Stillstand des Geistes im Zustand hochgradiger Klarheit, der sich der Beschreibung entzog. Eine Müdigkeit, die ihn zum Schlafen genötigte hätte, hatte er in der Tat während seines bisherigen Aufenthaltes auf der Yggdrasil noch nicht empfunden. Aber es war, soweit er den Zeigern seiner Uhr vertrauen konnte, bereits drei Uhr nachts. Und so schien es ihm an der Zeit, ins Bett zu gehen.

„Es ist nämlich so“, sagte Ron achselzuckend - sichtlich verlegen, offenbar, weil er Seferlyn etwas aus seiner Sicht völlig Selbstverständliches erklären musste wie einem kleinen Kind – „auf der Yggdrasil wurden keine Schlafgemächer eingerichtet, weil an Bord der Yacht noch nie jemand geschlafen hat. Alle Mitglieder der Besatzung und ihre Gäste erleben hier eine äußerst intensive Zeit. Es gibt schließlich auch keinen Grund zur Langeweile. Haben Sie vielleicht Lust, sich mit unseren Sex-Androiden zu vergnügen? Wir haben eine reiche Auswahl an Bord: Ausschließlich Premium-Produkte. Oder möchten Sie im ‚Bauch des Poeten‘ die großen Romane der Weltgeschichte miterleben? Wir verfügen auch über ein ‚Einstein-Kabinett‘, in dem die Grenzen ihres Denkens aufgehoben werden.“

Da Seferlyn zögerte, fügte der Matrose hinzu: „Wir haben einen kurz gefassten Katalog aller Freizeitmöglichkeiten auf den Schreibtisch in ihrer Kajüte gelegt. Wählen Sie in Ruhe aus. Wir beraten Sie gern.“

Seferlyn hatte das dringende Bedürfnis, eine Weile ungestört über seine Situation und die Möglichkeiten zur Flucht nachzudenken. Seitdem er Papinsky kannte, hatte ihn der Gedanke an Flucht stets wunschlos glücklich gemacht. Warum sollte es nicht auch diesmal so sein? Und so schützte er Interesse am Katalogstudium vor und wies die Zwillinge an, ihn mit der Sänfte in seine Gemächer zu tragen.

Die Reise ins alltägliche Leben

Wieder in seinem Chefzimmer angekommen, ließ er sich in einen bequemen Ohrensessel auf der obersten Ebene fallen und versuchte zu meditieren. Da er jedoch immer wieder durch Blähungen gestört wurde, die nach Vanille dufteten, gelang es ihm nicht, sich zu entspannen. Er wurde stattdessen zunehmend verkrampfter; und so gab er seine Meditationsübung schließlich auf und warf, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, einen Blick in das Kulturprogramm. Er schlug das Buch - Format Warenhaus-Katalog, rund 800 Hochglanzseiten - an einer beliebigen Stelle auf. Hier wurden u. a. Astralprojektionen angeboten, also touristische Expeditionen in feinstofflicher Hülle, zum Beispiel Geistreisen in die Steinzeit, Mammut-Steak-Essen inklusive, oder ins Paris zur Zeit der französischen Revolution, in eine anarchistische Mondkolonie im Jahre 2032, exzessive Orgien im Preis inbegriffen... und dann, als besonderer Clou, ein Top-Angebot: die Astralprojektion ins alltägliche Leben. Dies war natürlich in Seferlyns völlig verrückter Situation der verlockendste Trip.

Don und Ron, die nicht lange auf sich warten ließen, führten Seferlyn in den Projektionsraum. Die beiden Seeleute waren offenbar telepathisch begabt - sie kannten seine unausgesprochenen Wünsche und reagierten sofort mit diensteifrigem Gehorsam. Der Projektionsraum hatte die Form einer Käseglocke, deren Innenwand mit runden Gegenständen übersät war, die wie Kameralinsen aussahen. Seferlyn nahm, einer devot vorgetragenen Anweisung folgend, auf einer Sitzgelegenheit Platz, die Ron als ‚Astralprojektor‘ bezeichnete. Dieser glich einer Mischung aus Zahn- und Frauenarztstuhl. Die Hand- und Fußfesseln an den Armlehnen und Beinstützen des Projektionsstuhles schnappten zu. Die Seeleute setzten ihm einen Helm und eine Brille auf. Der Helm glich einem Motorradhelm, aus dem Kabel abzweigten, und die Brille ähnelte einer Taucherbrille mit geschwärzten Gläsern. Auch sie war verkabelt.

Schließlich schoben sie ihm einen Beatmungsschlauch in die Nase. Die Atmosphäre im Projektionsraum hatte Seferlyn euphorisiert und er empfand die vorbereitenden Prozeduren als durchaus angenehm. Allenfalls irritierte ihn, dass er den Geschmack von Vanillepudding im Mund hatte, der aus der Nase zu stammen schien. Er solle sich deswegen keine Gedanken machen, sagte Ron, dies sei der Geschmack einer Geistreise, auf den er noch kommen werde.

Body inserted. Press enter when ready.

Ein Signalton erklang und die Projektion begann. Der Astralprojektor projizierte Seferlyns Ich mit Haut und Haaren ins alltägliche Leben. Er saß in einem Fahrzeug, das vollständig jenem Auto glich, mit dem er einen Unfall hatte, bevor er in Marquarts Klinik und dann im Bauch der Yggdrasil landete. Beinahe wäre Seferlyn von der Straße abgekommen und gegen eine Leitplanke gerast, nachdem er während einer monotonen Autofahrt an einer Baustelle auf der Autobahn seine Geschwindigkeit verringert hatte und fast sein Bewusstsein verloren hätte. Aber es gelang ihm, den Wagen wieder in den Griff zu bekommen. Wenn die Geschwindigkeitsbegrenzung nicht bald aufgehoben werde, dachte Seferlyn, dann könne er unmöglich pünktlich am Bahnhof in Siegen sein, um Papinsky zu treffen. Irgendwie müsse er sich wach halten, sonst lande er im Rollstuhl oder auf dem Friedhof.

Seferlyn kurbelte das Fenster auf der Beifahrerseite herunter; kalter Wind schlug ihm ins Gesicht. Er rasselte über Metallplatten, die Baugruben verdeckten, schließlich wurde die Trasse so eng, dass er fürchten musste, mit den Rückspiegeln die Warnleuchten der Baustellensicherung zu touchieren. Ein Polizeihubschrauber stand knatternd in niedriger Höhe über der Fahrbahn. Es begann zu nieseln. Nasser Baustellensand matschte unter den Rädern. Männer mit gelben Helmen und Krawatten debattierten gestikulierend hinter Leitplanken. Der Fahrer vor Seferlyn trat kurz, ohne ersichtlichen Grund auf die Bremse, beschleunigte dann wieder. Ein Schilderwald rief Ratlosigkeit hervor. Endlich war die Baustelle vorbei.

Seferlyn schloss das Fenster, pries den Propheten und gab Gas. In Siegen angekommen, fand er glücklicherweise sofort einen Parkplatz vor dem Hauptportal des Bahnhofs – direkt unter der Leuchtschrift der Siegener Zeitung. Als er eine Münze für die Parkuhr aus dem Geldbeutel kramte, fiel sein Blick auf seine Armbanduhr: Er hatte sich offenbar nur knapp eine Viertelstunde verspätet,

obwohl er zuvor fest davon überzeugt war, mindestens sechzig Minuten überfällig zu sein.

Seferlyn zündete sich eine Zigarette an und fixierte die Glut. Er lehnte sich lässig, mit einer Hand in der Hosentasche, an einen Mast, von dem eine Fahne der Bundesbahn schlapp herabhing, rauchte, starrte und harrte gelassen der Dinge, die da kommen sollten. Wenn Papinsky vor ihm angekommen wäre, hätte er bestimmt auf ihn gewartet, denn ein Hochschullehrer respektiert grundsätzlich die akademische Viertelstunde. Dies bedeutete, dass der Professor sich ebenfalls verspätet hatte; es gab also keinen Grund, nervös zu werden. Nachdem er die Zigarette geraucht hatte, setzte er sich wieder ins Auto. Es dauerte eine Weile, bis er wieder zu Bewusstsein kam, das er zwischenzeitlich unbemerkt verloren hatte.

Wenig später trat eine etwa dreißigjährige Frau mit einer blonden Lockenfrisur - sie trug einen schwarzen Ledermantel und ein violettes Halstuch - an seinen Wagen heran und klopfte an das Fenster neben dem Fahrersitz. Seferlyn kurbelte die Scheibe herunter und schaute in das Gesicht einer Schönheit, das er häufig auf den Titelbildern von Modezeitschriften gesehen zu haben glaubte. Auf den ersten Blick allerdings entdeckte er in diesem traumhaften Antlitz einen erheblichen Schönheitsfehler, denn ihre Wimpern glichen Spinnenbeinen, doch beim zweiten Hinsehen erwies sich dies als Täuschung. Nein, diese makellose Schönheit war entweder ein Spitzen-Model oder sie hatte zumindest das Zeug dazu.

„Der Chef schickt mich!“, sagte sie mit holländischem Akzent. „Ich soll Sie an Ihr Reiseziel führen. Darf ich einsteigen?“

„Natürlich!“, antwortete Seferlyn. „Ich bin froh; dass Sie trotz meiner Verspätung auf mich gewartet haben.“

„Es ist in unserer Organisation nicht üblich, aufeinander zu warten. Niemand, der zum inneren Zirkel gehört, hat sich jemals verspätet. Wie sollte das auch möglich sein? Sie sind übrigens genau zu dem Zeitpunkt angekommen, der mir genannt wurde.“

Die Bande um Papinsky, dachte Seferlyn, leide offenbar unter dem Zwang, alles in ein mystisches Licht zu tauchen. Seferlyn verspürte nicht die geringste Lust, sich durch rationale Einwände in dieses Spiel zu verstricken. Eine Frau, die aus gutem Grund so selbstbewusst aussah wie diese, sei kaum geneigt, sich auf eine vernünftige Argumentation einzulassen und habe dies ja auch nicht nötig. Er öffnete also wortlos den Schlag auf der Beifahrerseite und sie setzte sich neben ihn.

„Fahren Sie in Richtung Norden aus der Stadt hinaus!“, sagte sie. „Wir müssen auf die Bundesstraße 54. Ich zeige Ihnen den Weg. Biegen Sie dort vorn an der Kreuzung links ab.“

Sie legte ihr Halstuch ab und wand sich sitzend aus ihrem Mantel, dann schnallte sie sich an. Das Tuch steckte sie in die Manteltasche und warf den Mantel auf den Rücksitz. Sie trug einen schwarzen, hautengen Pulli, unter dem sich schöne, volle Brüste abzeichneten. Sie schlug die Beine übereinander und zeigte scharfes Fleisch. Sie bewegte sich aber nicht etwa so, als wolle sie Seferlyn erotisch provozieren, sondern verhielt sich äußerst geschäftsmäßig, beinahe geschlechtsneutral, und genau das machte Seferlyn heiß. Er gehörte nicht zu den Männern, die jede leidlich hübsche Frau sofort anmachen, vielmehr gefiel er sich darin, eine spöttische Kühle auszustrahlen. Je drastischer eine Frau ihre weiblichen Reize ausspielte, desto zurückhaltender und souveräner wurde er.

Doch diese Frau schaffte ihn, weil sie es gekonnt vermied, aktiv erotische Signale auszusenden. Er war hungerissen, und das sah man ihm auch an. Seferlyn war aber keineswegs bewusst, dass sie ihn sexuell erregte. Er fühlte sich so, als ob er gerade eine Differenzialgleichung löse oder über seiner Steuererklärung brüte.

„Ich heiße Vera“, sagte sie, „und ich hoffe, ich darf Sie Sebastian und ‚du‘ nennen? Wir sind ja in etwa gleichaltrig und gleichrangig, und ich mag es nicht gern förmlich.“

„Klar!“, stimmte Seferlyn zu. Mehr brachte er nicht heraus. Sie hatte ihn mit ihrer gezügelten, aber dennoch und gerade deswegen vulkanischen Weiblichkeit beinahe paralysiert. Er musste sich zwingen, nicht fortwährend auf ihre Beine und Brüste zu schielen, sondern auf den Verkehr zu achten. Obwohl es eindeutig war, interpretierte er selbst sein Verhalten als wohlwollende Gleichgültigkeit.

„Was gibt's zu seufzen?“, fragte sie. Ihre Stimme verriet kein Gefühl, so als habe sie nach einem Kugelschreiber gefragt. Als er zur Seite schielte, sah er in ihren Augen ein listiges Grinsen, das übergangslos einer gleichmütigen Miene wich, als sie bemerkte, dass er es lange genug im Blick hatte, um es bewusst wahrzunehmen.

„Wie bitte?“, fragte er.

„Ich habe nichts gesagt!“

„Seltsam, mir war, als hätte ich etwas gehört.“

„Der Wind, der Wind, lieber Sebastian. Der Fahrtwind war's.“

Sie schloss das Fenster wieder, das sie – von Seferlyn bisher unbemerkt – einen Spalt breit geöffnet hatte. Nach diesem kuriosen Wortwechsel saßen die beiden wohl zwanzig Minuten schweigend nebeneinander, während Seferlyn den Wagen in Richtung Norden steuerte. Ab und zu seufzte nun Vera, wie erschöpft nach einem harten Arbeitstag. Seferlyn wagte weder, sie nach den Gründen für ihre Klagelaute zu fragen, noch in ihr Seufzen einzustimmen, obwohl es ihn dazu drängte. Sie durchquerten gerade ein Städtchen namens Welschen Ennest, als Vera Papinsky ein Ungeheuer nannte, das sie beide als Versuchskaninchen missbrauche. „Ich habe Angst!“, sagte sie. „Ich habe panische Angst davor, dass Papinsky deine Seele zerstören wird und damit auch mein Herz.“

Während sie diese Worte sprach, beschlich Seferlyn jenes anheimelnd-unheimliche Gefühl, das ihn auch bei seiner ersten Begegnung mit Papinsky ergriffen hatte. Er war sich völlig sicher, sie schon seit Jahren zu kennen, und trotzdem war er nicht in der Lage, sie mit irgendwelchen Situationen oder Ereignissen in seiner Vergangenheit zu verbinden.

Als sie sich dem Bahnhof des Dorfes näherten, bat sie ihn, von der Route abzuzweigen und vor dem Eingang der Station auf sie zu warten. Sie müsse dem Vorsteher eine Mitteilung machen; es würde nicht lange dauern. Wenig später hielt Seferlyn vor dem Gebäude und blickte stumm geradeaus wie ein mürrischer Taxifahrer. Eine ältere Frau schaute aus einem Fenster im ersten Stock des Bahnhofs, eines gepflegten Fachwerkgebäudes. Sobald sie Vera erkannt hatte, lächelte sie und schloss das Fenster. Vera sprang aus dem Wagen und eilte in das Gebäude. Seferlyn hatte den Eindruck, als habe ihr ein Passant, den sie im Vorübergehen beinahe streifte, einen Zettel zugesteckt, aber er war sich nicht sicher.

Als ob die Sache nicht schon mysteriös genug sei, dachte Seferlyn. Was hatte Vera mit dem Vorsteher des Bahnhofs von Welschen Ennest zu tun? Welschen Ennest! Ein seltsamer Name. Seferlyn erinnerte sich daran, dass dieser Name unlängst in den Nachrichten erwähnt worden war, aber er wusste nicht mehr, in welchem Zusammenhang. Vielleicht war der Vorsteher ein Verwandter Veras. Unsinn, dachte er. Eine Fahrt im Auftrag Papinskys würde diese Frau niemals unterbrechen, um auf einen Sprung bei einem Verwandten vorbeizuschauen. Jetzt hatte er es. Genau, ein Aufstand der Bewohner dieses Dorfes. So war's. Eine Sekte wollte den leer stehenden Gasthof des Ortes kaufen, um dort ein Schulungszentrum einzurichten. Plötzlich trat der Name des Gurus dieser Sekte in sein Bewusstsein, so als würde er von einer körperlosen Männerstimme in sein Ohr geflüstert: Swami Anathapindika Bancha.

Seferlyn blieb keine Zeit, über dieses seltsame Phänomen nachzudenken, denn in diesem Augenblick rannte Vera aus dem Bahnhof, als würde sie von Furien gehetzt, riss den Schlag auf und ließ sich in den Fahrersitz fallen. „Schnell, fahr' los! Frag' jetzt nichts, ich erzähle dir später alles. Los, fahr endlich!“

Seferlyn raste los, als ob er das Steuern von Fluchtautos bei John Dillinger gelernt hätte. Er zweifelte nicht daran, dass Vera und womöglich auch er selbst in großer Gefahr schwebten. Sie ließen das Dorf hinter sich und Seferlyn schlängelte sich mit überhöhter Geschwindigkeit auf Nebenstrecken über Land. Er genoss den Anblick der reizvollen Parklandschaft und der romantischen Fachwerkhäuser in den Weilern und Kirchspielen. Schließlich bat ihn seine Begleiterin, vor einem Misthaufen anzuhalten und mit ihr auszusteigen. Sie habe während der Fahrt beständig den Rückspiegel im Auge gehabt und jetzt bestünde keine Gefahr mehr, er hätte die Verfolger eiskalt abgehängt. Beim Aussteigen nahm sie eine Kamera vom Rücksitz, die Seferlyn bisher noch nicht bemerkt hatte. Als Journalist hatte er einen Blick für Kameras. Es war

eine extrem teure Meyer Sotor.

Sie gab ihm einen Zettel und forderte ihn auf, sich vor den Misthaufen zu stellen und den Zettel vor die Brust zu halten. Seferlyn war froh, dass der Stress vorüber war und kam gar nicht auf die Idee, über diese merkwürdige Aufforderung nachzudenken. Sie fotografierte ihn mehrmals mit dem Zettel vor der Brust, aus verschiedenen Blickwinkeln. „Dies dürfte genügen“, sagte sie schließlich. „Wir können weiterfahren.“

Als ein Ortseingangsschild mit dem Namen Werl vor ihnen auftauchte, sagte Vera, sie seien nun am Ziel ihrer Reise. Sie dirigierte ihn in eine Straße, die von alten Villen gesäumt wurde. Die meisten dieser vermutlich im neunzehnten Jahrhundert erbauten Herrenhäuser, die von mächtigen Bäumen überschattet wurden, wirkten wie die Anwesen steinreicher Industrieller, die magischen Geheimbünden angehörten. Dieser Eindruck entstand vor allem durch die architektonische Gestaltung, die den meisten dieser Anwesen ein tempelartiges Aussehen verlieh. Die Fassaden strotzten vor Symbolik, die sich bei näherer Betrachtung als schmückendes Beiwerk verdächtig machte. Die langen Kieswege, die von der Straße auf die Grundstücke führten, schienen der Unendlichkeit zuzustreben. Die Deckel der Briefkästen im Gemäuer neben den Eingängen der Anwesen waren zugeklappt. Hier und da Springbrunnen, keine Gartenzwerge.

Es war eine jener Vollmondnächte, in denen es beinahe taghell ist. Sie hielten vor einem großen schmiedeeisernen Tor. Vera und Seferlyn stiegen aus. Vera sagte, Seferlyn solle den Schlüssel stecken lassen; Raschke werde den Wagen gleich abholen. Das Tor war unverschlossen und schwang mit leisem Kreischen auf. Sie gingen zur Villa. Ihre Schritte knirschten gespenstisch auf dem Kiesweg, als würde das Geräusch ihrer Schritte elektronisch verstärkt und verzerrt. Ihre Körper warfen im Mondlicht unheimlich lange Schatten, die wie Vampire die Fassade der Villa hinaufkletterten.

Seit seiner Jugend verstand sich Seferlyn als Materialist; religiöse oder gar esoterische Ideen waren ihm fremd. Dies hatte ihn aber nicht daran gehindert, sich als Journalist auf diese Gebiete zu spezialisieren. Zynismus sei die Geheimwürze, mit der jeder gute Journalist seine Arbeiten pfeffere, behauptete er. Er bestritt entschieden die Existenz übernatürlicher Kräfte und Wesenheiten. Heute aber belauerte ihn die Furcht, hinter jedem Baum oder Strauch könnten sich grauenvolle Monster oder unberechenbare Kobolde verbergen. Seferlyn ergriff Veras Hand. Bei der ersten Berührung fühlte sie sich kalt an, fast wie ein metallischer Gegenstand, doch dann erwärmte sie sich.

Die Idee, Vera sei schwer krank und seine Berührung schenke ihr neue Lebenskraft, verwarf Seferlyn sofort wieder als abstrus. Zwar genoss er die tiefe Ergriffenheit, die sich durch diese Berührung in seine Seele gesenkt hatte, aber seine Vernunft gebot ihm, sich an die Tatsachen zu halten. Und Tatsache war, dass seine Begleiterin außer der kurzfristig kalten Hand keinerlei Symptome einer Krankheit zeigte, im Gegenteil: Sie wirkte sportlich vital und voller Elan. Und da sie geistigen und körperlichen Schwung miteinander verband, fiel ihm keine besserer Begriff für sie ein als der des Kraftgenies. Und wenn sie in Lumpen gehüllt gewesen wäre und nicht in die Uniform geschäftlichen Erfolgs, so hätte sie doch allein die Gewalt ihrer Ausstrahlung über das Meer des Alltäglichen emporgehoben in die zeitlose Sphäre archetypischer Weiblichkeit.

„Du musst ganz fest an unsere Liebe glauben!“, flüsterte Vera. „Versprich mir das. Es ist wichtig. Es ist wichtig für mich. Bitte, versprich es mir. Du musst jetzt unbedingt zu mir halten. Wirklich – uneingeschränkt - sonst wird Papinsky sein Spiel gewinnen. Und dann kann uns niemand mehr helfen. Nicht Eigennutz ist's, der mich so sprechen lässt, nicht Selbstliebe, nicht Berechnung. Die schiere Not, Verzweiflung gar, lässt mich diese Worte wählen. Und glaube mir: Größer noch als meine Sorge um mein eigenes Schicksal ist meine Furcht, dir, Liebster, könne ein Leid geschehen.“

Seferlyn war ohne nachzudenken klar, dass Vera recht hatte, und zwar uneingeschränkt. Er hätte nicht begründen können, warum sie recht hatte, aber er war felsenfest davon überzeugt. Auch das hohe Pathos ihrer Rede, das so gar nicht zu ihrem Charakter und zu ihrer Rolle in diesem Spiel passen wollte und deswegen kitschig wirkte, machte ihn nicht misstrauisch. Im Gegenteil: In seinen Ohren klang es wie zarte Ironie und unterstrich ihre Glaubwürdigkeit, weil es ihre Liebe in einen romantischen Schein der Ewigkeit tauchte. Papinsky, Papinsky! Als Seferlyn das Geld des

Professors akzeptierte und dessen Erhalt quittierte, hatte Papinsky ihn mit seinem Blick durchbohrt. Er hatte ihm tief in seiner Seele verwundet. Da diese Wunde nicht schmerzte, versank sie in Vergessenheit.

Nur in wenigen lichten Augenblicken vermochte er, sich an sie zu erinnern. Papinsky hatte ihn verführt, betrunken gemacht mit Geld und Macht. Seferlyn war der Faszination eines Mannes erlegen, der beides in Fülle besaß. Und Papinsky setzte sein Geld und seine Machtmittel skrupellos ein, um seine Interessen zu verfolgen, deren Hintergründe sich im Dunkeln verbargen. Auch Seferlyn war davon überzeugt, dass Vera und er Papinskys Versuchskaninchen und letztlich dazu bestimmt seien, für dessen Ziele verheißt zu werden.

Als Vera und Seferlyn vor das Portal des Hauses traten, wurde sofort die Tür geöffnet, als hätte man sie erwartet. Ein Greis im Livree, mit pergamentener Haut, begrüßte sie ehrerbietig. Fast alles an diesem Mann war grau: Die Uniformjacke, die sie verzierenden Quasten und Kordeln, die Weste, die Kniebundhose und die langen, grobmaschigen Strümpfe; allein die Farbe der Fußbekleidung war nicht grau, sondern sienabraun, so dass sich die Schuhe kaum vom gleichfarbigen Teppichboden vor der Tür abhoben. Beim ersten Hinsehen hatte Seferlyn den Eindruck, als wüchse der Diener wie ein kahler Baum aus seinem Wurzelgrund hervor.

„Herzlich willkommen“, sagte der Lakai. „Treten Sie ein. Die alte Marthe hat noch einen kleinen Imbiss zur Nacht für Sie vorbereitet. Sie werden hungrig sein. Herr Papinsky lässt sich entschuldigen. Er ist zu Schiff nach Luxor, in einer dringenden Familienangelegenheit.“

Mit einem Tanzschritt und einer eleganten Handbewegung gab der Greis den Weg frei und ließ das Paar eintreten. Er verbeugte sich und entfernte sich rückwärts gehend mit nach vorn weisenden Handflächen. Eine Katze miaute zornig fordernd, als wolle sie herein, obwohl ihre Laute aus dem ersten Stock zu kommen schienen. Ein Bursche trat auf die beiden zu, grüßte ehrerbietig, fragte nach dem Gepäck, und sagte, nachdem er erfahren hatte, dass sie keine Zeit gehabt hätten, etwas einzupacken, er werde das Notwendige beschaffen. Er führte sie in ein altdeutsch bäuerlich eingerichtetes Kaminzimmer; im Kamin flackerte und prasselte ein Feuer, das wohlige Wärme spendete. Auf dem Tisch standen ein Korb mit duftendem, dunklem Brot, ein Teller mit Wurst und Käse, zwei Näpfe mit schwarzem Trank, zwei erdbraune Holzbretter, Messer und Gabeln, ein Topf aus Stein mit goldgelber Butter.

Sie nahmen Platz und aßen wortlos. Seferlyn war sehr hungrig, obwohl er zum Einschlafen müde war. Auch Vera verzehrte gierig große Mengen. Nach dem Imbiss gingen sie sofort zu Bett. Als sich Vera entkleidete, sah Seferlyn sie plötzlich mit anderen Augen an. Hatte er sie bisher als atemberaubend schöne, junge Frau voller Anmut und Sinnlichkeit wahrgenommen, so erschien sie ihm nun wie eine welke Blume mit herben Gesichtszügen, hängenden Brüsten und schlaffem Hintern. Seferlyn bemerkte diese Veränderung, aber sie berührte seine Seele nicht. Sie schliefen schnell satt und glücklich ein und hielten sich im Schlaf noch lange eng umschlungen. „O Agnes!“, murmelte Seferlyn wiederholt im Traum. Der Astralprojektor summte monoton.

Die Maske

Vera weckte Seferlyn am anderen Morgen gegen neun Uhr. Sie hatte Kaffee gekocht, trug das Tablett mit Kanne, Tassen, Milch und Zucker herein, stellte es auf die Kommode rechts neben dem Bett und kuschelte sich wieder zu ihm unter die Decke. Das Bett quietschte. Wann er sich endlich einmal dazu bequemen wolle, der Ursache dieses Geräusches auf den Grund zu gehen, fragte sie. Er beanspruche doch, der Handwerker im Hause zu sein. Das Bett sei schließlich neu, wieso quietsche es dann. Seferlyn schaute gequält; er wusste, woran es lag, hatte bisher aber noch keine Lust gehabt, in den Baumarkt zu gehen.

„Zu so früher Stunde könntest du mich etwas Leichteres fragen“, sagte er. Er hatte Mühe, die Augen offenzuhalten. Er würde sich schon etwas einfallen lassen, aber jetzt müsse er ihr erst einmal erzählen, was er im Schlaf erlebt habe, weil er es sonst doch nur wieder vergessen würde:

„Ein merkwürdiger, aberwitziger Traum! Ich träume ja meistens schräge Sachen, besonders, wenn ich etwas getrunken habe, aber das hier schlägt dem Fass den Boden aus. Es ging um einen Philosophie-Professor, der scheinbar kriminell war, aber auch etwas mit psychochirurgischen Operationen zu tun hatte. Er wollte, dass ich für ihn arbeite und gab mir jede Menge Geld als Vorschuss. An Einzelheiten und Abläufe kann ich mich mehr so genau erinnern. Ein Autounfall spielte eine Rolle. Zeitweilig befand ich mich in einem gigantischen Raumschiff, das aber nicht aus totem Material bestand, sondern ein künstliches Tier mit einem bewohnbaren Bauch war und sich offenbar von Sternenstaub ernährte. Nein, nun erinnere ich mich wieder, es ernährte sich von menschlichen Gefühlen, gewürzt mit Sternenstaub. Ich hatte fürchterliche Angst vor diesem Philosophen, obwohl er mich zugleich auch faszinierte und ich mich ihm deswegen nicht entziehen konnte. Der Professor hielt eine Vorlesung an einer Universität, der zuzuhören er mir befohlen hatte, und während dieses Vortrags zerrissen mich die eigentümlichsten, widersprüchlichen Gefühle, die sich der Beschreibung entziehen.“

Alles fing damit an, dass der Kerl hier in der Wohnung auftauchte und sich wie eine Mischung aus Sektenprediger und Staubsaugervertreter aufführte. Schließlich bist du mir im Traum erschienen, aber du warst nicht meine Ehefrau, sondern eine geheimnisvolle Unbekannte. Du warst übernatürlich schön, aber bitte, stelle jetzt nicht die üblichen Fragen dazu. Ich hielt dich für eine Komplizin des Professors. Wenig später lagen wir zusammen im Bett. Im Traum stand dieses Bett jedoch nicht in unserer Nürnberger Wohnung, sondern in einer geheimnisvollen Villa im westfälischen Werl. Ja, und dann kamst du mit dem Kaffee und darum weiß ich jetzt nicht, wie's weitergeht.“

„Das ist nicht Neues!“, sagte Vera.

„Sehr komisch, ha, ha!“, sagte Seferlyn.

„Du träumst in letzter Zeit häufiger von solchen Dingen“, sagte Vera. Ein Anflug echter Besorgnis umwölkte ihre Stirn.

Seferlyn stimmte schweigend zu. Er erinnerte sich, diesen Raumschifftraum wohl schon vier- oder fünfmal in den letzten Wochen geträumt zu haben, obwohl er ihm gerade noch als einzigartig vorgekommen war. Nun fiel ihm wieder ein, dass er auch bei den vorhergehenden Träumen mit diesem Thema nach dem Aufwachen stets zunächst geglaubt hatte, er habe davon zum ersten Mal geträumt. Das trügerische Gefühl der Erst- und Einmaligkeit hatte ihn zutiefst verunsichert. Dies war der Grund dafür, dass er seinen Traum, entgegen sonstiger Gewohnheit, seiner Frau und einmal sogar seinem Frisör erzählte.

Der Frisör sagte, einer seiner Kunden glaube fest daran, von Außerirdischen entführt worden zu sein. Die Entführer hätten sein Gedächtnis manipuliert, so dass er sich erst nach Jahren daran habe erinnern können. Seferlyn wies den Friseur mit besonderem Nachdruck darauf hin, dass er nur einen Traum berichtet habe und beobachtete den Figaro fortan besonders misstrauisch bei der Arbeit.

„Hast du dir schon überlegt, was dein Traum bedeuten könnte?“, fragte Vera, wohl wissend, dass er Traumdeutung für Quatsch hielt.

„Freud“, antwortete Seferlyn, „sollte man eigentlich schon mit siebzehn überwunden haben, kurz nach Karl May. Weiß du, als der alte Sigmund noch auf Erden wandelte, da wurden die Straßen Wiens mit Gaslicht beleuchtet und das Klo im Treppenhaus teilten sich mehrere Mietparteien. Die meisten Leute waren davon überzeugt, dass die Erde eine Scheibe und Onanieren eine Sünde sei. Unter solchen Bedingungen liegt manches im Dunkeln und da ist es verzeihlich, ans Unbewusste und Symbole zu glauben. Heute wissen wir, dass Träume nichts anderes sind als elektrische Gewitter im Gehirn, deren neuronale Lichtgespinste nicht mehr Bedeutung besitzen als zufällig entstandene Tintenkleckse, in die bekanntlich jeder hineindeuten kann, was ihn gerade gefällt. Die Traumdeutung sagt mit Sicherheit mehr über den Traumdeuter aus als über den Träumenden.“

„Ich weiß: Damals zu Freuds Zeiten waren ja auch die Dinosaurier noch nicht ausgestorben und wen wundert es da, wenn sich die Leute vor Monstern und Dämonen fürchteten“, antwortete Vera. „Du meinst wohl, wir wären heute so fürchterlich aufgeklärt und rational, dass uns das Seelenleben nichts mehr anginge. Schließlich ist Gott tot, da kann man die Seele gleich mit in die Urne stecken. Typisch Mann. Sobald ihr den ersten Stabilbaukasten geschenkt bekommen habt, glaubt ihr, dass

nur real sei, woran man herumschrauben kann. Auch wenn du es nicht glauben willst, wir erinnern uns im Traum manchmal an traumatische Ereignisse, die viele Jahre zurückliegen können. Traum und Trauma gehören nicht nur vom Klang her zusammen. Ich weiß, was du sagen willst. Natürlich ist mir klar, dass die Wortursprünge unterschiedlicher nicht sein könnten. Dennoch steckt im Gleichklang oft ein verborgener Sinn. Ach, wozu rede ich? Ihr Männer versteht ohnehin nicht genug von der Ursprache, die aller Logik vorausgeht. Uns Frauen, uns ist sie natürlich geläufig, wie sonst sollten wir mit den winzigen Wesen kommunizieren, die man nach der Geburt in unsere Arme legt?“

Seferlyn hätte dazu sehr wohl etwas zu sagen gewusst; noch aber wartete er ab.

„Sehr oft verdrängen und verleugnen wir schreckliche Erfahrungen, die wir in unserer Kindheit erdulden mussten. Nicht selten erscheinen uns diese Traumata in verzerrter, surrealer, märchenhafter Form im Traum.

Wir müssen uns diese angstbeladenen Ereignisse vollständig und ohne Selbstbetrug bewusst machen, indem wir die Symbolik des Traums psychologisch deuten. Sonst saugen uns die verdrängten Traumata seelisch aus und stehlen uns den Lebensgenuss. Bei manchen verursachen sie nur ein gelegentliches leichtes Unwohlsein, andere aber stürzen sie in tiefe Trauer und Depressionen. Mitunter verwirren die psychischen Traumata den Geist der Betroffenen so sehr, dass sie unter Halluzinationen leiden, sich in Wahngespinnsten verlieren und in eine Nervenheilanstalt gebracht werden müssen. Im schlimmsten Falle treiben diese seelischen Verletzungen die Opfer sogar in den Freitod, wenn sie dem Bewusstsein entzogen bleiben. Natürlich, ihr Männer wollt lieber die Welt verändern, sofern und insoweit wie man an ihr schrauben kann. Doch was nützt denn das, wenn die Schrauber und Weltverbesserer tief in ihrer Seele kaputt sind?“

Seferlyn hätte sehr viel und Entchiedenes gegen ihre Meinung vorbringen können, so zum Beispiel, sie sei spekulativ und empirisch nicht geprüft, sei wohl auch gar nicht prüfbar, außerdem zeige die Lebenserfahrung, dass die psychologischen Bauchnabelbeschauer auch nicht besser im Leben zurechtkämen als die Schrauber und Weltverbesserer... aber die beiden hatten ein stillschweigendes Abkommen getroffen, sich über intellektuelle Themen nicht zu streiten - „im Interesse unserer Partnerschaft...“, so lautete die offizielle Lesart, „im Interesse meiner Nerven...“, dachte Seferlyn im Stillen.

Also schwieg er, obwohl Widerspruch in ihm rumorte. Dieser Psychologismus, dieser elende Weiberkram! Philosophen, dachte er, hätten sich nie für die Psyche interessiert, die Psyche sei etwas für weiche Hirne. Richtige Männer hätten mit der Psyche nichts am Hut. Sie hörten, wenn es darum gehe, nicht einmal zu, es sei denn, sie müssten Interesse heucheln, weil sie beispielsweise den Weibern an die Wäsche wollten. Sicher, Friseure, mit Frisuren könnten sich Frauen prima über die Psyche unterhalten, solange der Haarschnitt dauere. Aber Friseure, nun, wer werde Friseur?

Seferlyn rieb sich die Augen, weil er statt seines Schlafzimmers plötzlich so eine Art Testbild sah. Doch nach Sekunden normalisierte sich seine Wahrnehmung wieder, wenngleich die Randzonen seines Blickfelds zunächst noch violett schillerten. Er ereiferte sich innerlich viel zu sehr über verräterische Friseure, als dass er diesem seltsamen Phänomen besondere Beachtung hätte schenken können. Vera krabbelte quer über Seferlyn hinweg und griff nach dem Transistorradio, das rechts neben ihm auf der Fensterbank stand. Sie wählte einen Sender, der aktuelle Hits brachte.

Der Diskjockey plauderte zwischen den Musikstücken über allerlei Wissenswertes aus der Welt der Pop-Kultur, garniert mit infantilen Scherzchen, über die Seferlyn dennoch hin und wieder lächeln musste. Der Moderator erzählte, das amerikanische Autorengespann Siddman und Houston habe die Ehegeschichte Martin Luthers und seiner Frau Katharina zu einem Musical verarbeitet, das im Frühjahr am Broadway auf die Bühne gebracht und ein Jahr später verfilmt werden solle. Für die Rolle der Ex-Nonne Katharina sei Vera Lissalenti vorgesehen, wer den Reformator spiele, sei noch nicht entschieden worden.

„Wenn Katharina von Bora tatsächlich so eine Figur wie die Lissalenti gehabt hätte, dann hätte Luther ihr seine Thesen bestimmt auf den Hintern geschrieben“, sagte der Diskjockey, der sich

entweder vor Pfarrern, Feministinnen und Rundfunkräten nicht fürchtete oder mit dem einfach nur die Gäule durchgegangen waren.

„Findest du eigentlich, dass die Lissalenti hübsch ist?“, fragte Vera.

Seferlyn fragte sich, warum Frauen immerzu solche idiotischen Fragen stellen müssten und antwortete: „Nicht so hübsch wie du“, küsste sie und ließ seine Hand zärtlich an ihren Beinen entlanggleiten.

Vera gestattete ihm diese Zärtlichkeiten nur für ein paar Sekunden. „Raus aus dem Bett!“, rief sie, „es wird nun wirklich Zeit, dass du mal wieder für deinen Lebensunterhalt sorgst. Wenn ich mich nicht sehr täusche, hast du heute eine Menge Arbeit noch vor dir.“

Seferlyn war in seiner Chefredaktion und bei seinem Verleger niemals so angesehen wie zu dieser Zeit. Seine Seele badete gerade in der warmen Sonne einer satten Gehaltserhöhung, die ihm einige Tage zuvor gewährt worden war. Er war sich allerdings auch bewusst, dass diese mit gesteigerten Erwartungen verbunden war. Die Feuilleton-Redaktion seiner Zeitung, des Nürnberger Volksboten hatte bereits zum zweiten Mal eine Story über einen nordamerikanischen Schriftsteller angemahnt, der sich seit über zwanzig Jahren vor der Öffentlichkeit verbarg. Wegen seines überquellenden Terminkalenders war Seferlyn noch nicht dazu gekommen, die Geschichte zu schreiben. Er hatte sie allerdings bereits recherchiert und sie harnte nur noch darauf, in die Form eines Artikels gegossen zu werden.

Wenn er sie in der nächsten Wochenendausgabe unterbringen wollte, musste er sie im Lauf des Tages fertig stellen. Dies würde ein verdammt hartes Stück Arbeit werden; es ist nämlich nicht leicht, ein möglichst facettenreiches Bild von einem Phantom zu zeichnen.

Dieser Schriftsteller entzog sich hartnäckig der Öffentlichkeit – so hartnäckig, dass manche sogar seine Existenz bezweifelten und ernsthaft die Hypothese wagten, seine überbordende Produktion würde von einem Ghostwriter-Kollektiv hervorgebracht. Leider konnte er dem biedereren Volksboten keine allzu phantastischen Spekulationen verkaufen. Er ahnte, dass er einige Bleistiftenden faserig kauen würde, bevor er diesen schwierigen Stoff ins passende Volksbotenformat gepresst hatte. Also duschte er und kleidete sich an, um Brötchen und Butter fürs Frühstück zu kaufen. Wie häufig bei seinen morgendlichen Gängen zum Bäcker, verweilte er kurz vor dem Schaufenster einer Buchhandlung, die auf dem Weg lag.

Er betrachtete die Einbände der Neuerscheinungen. Die vom Papst der Literaturkritik empfohlenen Werke prangten auf einem dreistufigen Podest in Form eines Siegertreppchens. Als sein Blick auf den neuen Lyrikband Beomir Yarbuly's im Dunkel einer Schaufensterecke fiel, wollte Seferlyn ein Gedicht dieses Poeten, das er auswendig kannte, nicht mehr aus dem Sinn gehen:

Die Maske

In all den Jahren hat dies Bild mich nicht verlassen,
die Maske eines Tiers im Spiegel an der Wand,
anstelle meines Kopfs, konnt's lieben nicht, nicht hassen.
Nun weiß ich mich in des Erwählten Hand.

Wer ihn für mich erwählte, kennt mich gut.
Und kennt das Gift, das meine Seele lähmt.
Denk' ich an Flucht! - sofort sinkt mir der Mut
fühl' eine Schuld, die mich zutiefst beschämt.

Die Maske ist kein magisches Verlies,
aus dem ein Spruch mich jemals retten kann.
Und wenn ein Sturm durch meine Seele blies,
dann schlug die Maske mich in ihren Bann.

Die Maske zwingt mich nicht wie ein Despot,
und führt mich nicht mit Weisheit, Tücke oder List.

Füg' ich mich ihr, dann fühl' ich mich im Lot.
Doch Widerstand schürt Schrecken, den du nie vergisst.

Sie ist das reine Sein des puren Zorns.
Ihr Sosein lässt die Kraft nur ahnen.
So gleicht sie dem Geheimnis eines Kornes.
Sie bannt dich, ohne dich zu warnen.

Hinter sich sah Seferlyn nun plötzlich Papinsky, wie herausgemeißelt aus dem Nichts. Er sah ihn nicht verschwommen und blass wie eine Reflexion in der Schaufensterscheibe, sondern detailreich und scharf. Der Professor trug zwar keinen Nadelstreifenanzug und auch kein ausrasiertes Oberlippenbärtchen wie in Seferlyns Traum, sondern einen Vollbart und eine Lederjacke; eine qualmende Pfeife steckte zwischen seinen Zähnen - aber es war zweifelsfrei Papinsky. Er verkörperte wieder jene pure Präsenz, die, unabhängig von der täuschenden Oberfläche der Erscheinung, keinen Zweifel zuließ – weder an der Wirklichkeit des Wesens, das sich in ihr manifestierte, noch daran, dass es sich um Papinsky handelte und erst recht nicht daran, dass es keine Rolle spielte, ob Papinsky eine Traumfigur war oder nicht.

„Dreh dich jetzt nicht um“, sagte der Professor in scharfem Kommandoton, der im krassen Widerspruch zu seinem milden Gesichtsausdruck stand. „Hüte dich vor den verborgenen Abgründen. Du hast dich schon dicht, viel zu dicht herangewagt. Spürst du nicht, dass unsichtbare Hände nach dir greifen. Hinter dem Schleier der Erscheinungen verbirgt sich das Reich der unstillbaren Sehnsüchte. Sebastian, Sebastian, was tust du nur? Schon wieder wolltest du mir entkommen. Was soll bloß aus dir werden? Erst hast du versucht, mir durch den Tod, durch die Pforten des Nichts zu entrinnen - und nun lässt du dich dazu verleiten, dich mir zu entziehen, indem du die Liebe zu einer Frau wie einen Keil zwischen uns treibst.“

Als die Sonne wieder hinter den Wolken zum Vorschein kam, löste sich Papinskys Spiegelbild auf. Seferlyn missachtete die Warnung und drehte sich um. Niemand war zu sehen, keine Menschenseele. Nur ein fetter, schwarzer Kater eilte die Straße entlang. Bevor sich das Tier durch eine Spalte in einem Bretterzaun zwängte, warf es Seferlyn einen unergründlichen Katzenblick zu. Wie ein Vogel, der, Einlass begehrend, an eine Fensterscheibe pickt, hockte der närrische Gedanke an der Pforte seines Bewusstseins, dass die Augen der Katze ein Tor zu einem anderen Universum, gar ein Fluchtweg seien, doch Seferlyn ließ ihn nicht herein.

Er zwang sich, jede Ablenkung zu ignorieren, die ihn möglicherweise bei seinem harten Arbeitsalltag, der ihm bevorstand, beeinträchtigt hätte. Dennoch war Seferlyn so verwirrt, dass er in der Bäckerei zweimal nach dem Preis der Lebensmittel fragen musste, die er eingekauft hatte. Er spürte einen harten Griff aus dem Jenseits in seinem Genick, doch er hatte keinen Namen für diese Qual und so fehlte ihr der Fußhalt in seinem Bewusstsein.

Wieder zu Hause angelangt, war seine Erinnerung an den Weg zurück ausgelöscht. Verwirrt stellte Vera fest, dass Seferlyn ein schwarzes Hemd trug, obwohl er ein weißes anhatte, als er das Haus verließ. Seferlyn war dies bisher auch nicht aufgefallen und er hatte keine Erklärung dafür. Zitternd erzählte er Vera von seiner Vision vor dem Schaufenster des Buchladens; sie aber machte eine fremde Frau für den Hemdenwechsel verantwortlich. Schließlich, als ihr die Worte ausgegangen waren und angesichts der echten Ratlosigkeit in seinem Gesicht, spürte sie das Ausmaß seiner Erschütterung. Ihm schein, dachte sie, tatsächlich nicht bewusst zu sein, dass er über zwei Stunden unterwegs war, um beim fünf Minuten entfernten Bäcker Butter, Brötchen und eine Tüte Milch zu holen.

Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Ihr Ehemann befand sich offenbar in einer handfesten mentalen Krise; es handelte sich nicht nur um die üblichen Zicken, zu denen Männer neigen, wenn sie sich einmal überfordert fühlen, dies aber nicht zugeben wollen. Sie sprach nun nicht mehr schnell, spitz und schrill, sondern langsam, wohl tönend und beruhigend: „Vielleicht begreifst du jetzt, wie ernst du deine Träume nehmen musst. Du solltest dir die Hopi-Indianer zum Vorbild nehmen. Wenn ein Hopi etwas träumt, so versucht er, die Botschaft des Traums zu ergründen und ihren Sinn zur Richtschnur des eigenen Lebens zu machen.“

Einst träumte ein Hopi, ein Korb voller Träume warte auch ihn - ein Korb, in dem sich alle Träume befänden, die er zu träumen sich bisher noch nicht getraut habe, die aber zu träumen wichtig seien, damit er stets den rechten Pfad wähle und ihm die Richtschnur der Großväter nicht abhanden komme. Er schlief unruhig nach diesem Traum, musste mehrfach zum Pissen aufstehen, konnte aber nicht, und als endlich der Morgen graute, machte er sich auf, den Korb voller Träume zu suchen. Er verabschiedete sich von seiner Frau, seinen Kindern, den Eltern, den Freunden, dem Mediziner, dem Häuptling, sagte, sie sollten nicht mit dem Mittagessen auf ihn warten und machte sich auf ins Land jenseits der Tafelberge, weil er dort den Korb voller Träume vermutete.

Er musste mit wilden Tieren kämpfen, feindliche Indianer bezwingen, den Verführungskünsten schöner Squaws widerstehen, den Zauber feindlicher Schamanen abwehren, reißende Ströme durchqueren, doch endlich, endlich, als sein Herz schon vor Verzweiflung blutete an der Biegung des Flusses, fand er ihn, den Korb, den Korb voller Träume, er hing von einem Baum herab, durch den ein kräftiger Wind blies und dann, dann fiel dem Hopi der Korb vor die Füße und in diesem Augenblick sank er entkräftet zu Boden, bettete sein Haupt neben den Korb, schlief ein und...“
„Ich schlafe auch bald ein bei diesem Sermon!“, sagte Seferlyn.

Obwohl Seferlyn Veras Faible für die Hopis nicht teilte, rührten ihre Worte an sein Herz. Das Grauen zog sich aus seinem Bewusstsein zurück, ohne dass die graue Realität an seine Stelle getreten wäre. Vielmehr fühlte er sich dem Alltäglichen entrückt und trotz der augenblicklichen Unsicherheiten plötzlich friedvoll und entspannt.

Der Astralprojektor hatte keinen Fehler gemacht, denn es gehört ja zum Alltäglichen, sich hin und wieder entrückt zu fühlen. Und so hätte auch das geschulte Ohr eines Fachmanns im friedlichen Brummen des Geräts keinen Missklang, der auf eine Störung hinwies, zu entdecken vermocht. Seferlyn durfte der Maschine vertrauen - noch.

Das ehrene Gesetz der Normalität duldet höchstens eine oberflächliche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, und so fand sich Seferlyn damit ab, dass er nun ein schwarzes Hemd trug und unter einer Erinnerungslücke litt. Als Vera bemerkte, dass ihre Hopi-Geschichte, trotz gegenteiliger Bekundungen seinerseits, ihre Wirkung nicht verfehlt hatte, entschloss auch sie sich, das Thema „Traum“ vorerst auf sich beruhen zu lassen. Um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, dass sie sich von ihm beim Geschichtenerzählen habe unterbrechen lassen, bemerkte sie nur noch, dass der Hopi, nach bestandenerm Abenteuer, glücklich zu seiner Gattin zurückkehrte, dass beide nach einem langen, mit Arbeit und Liebe ausgefülltem, Leben gleichzeitig an Alzheimer erkrankten und wenig später starben.

Lichtstrahlen fielen ins Zimmer. Ein Gespinst tanzte an der Wand. Es war einer der ersten lichtdurchfluteten Tage des Jahres. Die Sonne hockte wie eine goldene Spinne über der Stadt. Frauen lehnten sich auf die Brüstungen ihrer Balkone und sann über das Sein nach oder riefen Losungen über die Hinterhöfe, während die Milch anbrannte. Angst floss unbeachtet aus den Rissen im Gemäuer.

„Im Traum war ich ein haltloser Trinker, der selten vor zwölf Uhr aufstand und dann stets mit einem fürchterlichen Kater zu kämpfen hatte“, sagte Seferlyn. „Dies zeigt doch, dass Träume verzerrte Reflexe sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse sind. Nach meiner immer noch unveränderten Überzeugung müssen wir uns mit der sozialen Realität auseinandersetzen, wenn wir unsere Situation und unsere Träume begreifen wollen. Wir sollten uns besser davor hüten, in die abseitige Welt des Okkulten zu flüchten.“

Vielleicht hatten die Menschen der vorindustriellen Zeit einmal Zugang zu anderen Realitäten. Doch diese Realitäten sind längst verloren und vergessen. Was uns die Okkultisten heute vorgaukeln, ist nichts weiter als eine lächerliche Karikatur mystischer Welten, die untergegangen sind, als die Menschheit erwachsen wurde. Und wenn wir uns schon der Traumdeutung zuwenden, dann sollten wir uns nicht im Schattenreich der Archetypen und der unbewussten Wünsche verirren. Der Alltag bietet genug Ansatzpunkte für eine vernünftige Interpretation.“

„Soeben hast du noch behauptet“, sagte Vera - entgegen ihrer Absicht, sich nicht mehr zu diesem Thema zu äußern -, „Träume seien nichts weiter als bedeutungslose Gewitter in deinem Gehirn, und nun interpretierst die sie als Reaktionen auf soziale Prozesse, verleihst ihnen also eine höchst

vielschichtige Bedeutung.“

Vera stand auf, um sich ein Glas Milch aus der Küche zu holen. Mit dieser ablenkenden Handlung, so vermutete Seferlyn, wollte sie sich eine Atempause verschaffen, sich also unbewusst daran hindern, ihre Kritik weiterzutreiben, denn dies hätte zu einem intellektuellen Disput mit ihm geführt, der zwischen den beiden verpönt war. Andererseits, so dachte er, könne man es auch als Provokation auffassen, dass sie ihm zunächst eine widersprüchliche Argumentation unterstellte, sich dann seiner Replik aber entzog. Als Vera jedoch aus der Küche zurückkehrte, führte sie beide Spekulationen Seferlyns ad absurdum. Ihre Streitlust überwand ihre Beißhemmung, und so hielt sie sich auch nicht mit Sticheleien auf, sondern ging zum Angriff mit dem Fragezeichen über: „Sind soziale Realitäten nun bedeutungslose Gewitter in Gehirnen - oder wie reimt sich deine Traumphilosophie zusammen, mein Bester?“

Nun wird es zweifellos den wenigsten Männern gefallen, wenn sie von einer Frau mangelnder Folgerichtigkeit geziehen werden. Aber es half nichts. Im vorliegenden Fall hatte Vera zweifellos recht - in gewissem Sinne! - und Seferlyn versuchte zu retten, was noch zu retten war. Dass seine Argumentation, im Licht dialektischer Vernunft betrachtet, die zweifelsfrei überlegene war, stand auf einem anderen Blatt, war aber bedeutungslos, weil die höheren geistigen Sphären im schnöden Alltag keine Rolle spielen.

„Ja“, antwortete er mit sonorer Stimme, „anscheinend hast du mich nicht richtig verstanden. Die Träume sind an sich, also als solche, natürlich bedeutungsleere Bild- und Gedankenfolgen des Schläfers, in die man aber, sobald man erwacht ist, allerlei hineingeheimnissen kann. Welche Interpretation du wählst, hängt von den soziokulturellen Bedingungen ab, unter denen du lebst. Und so kann sich ein Indianer natürlich gefahrlos von seinen Traumbotschaften leiten lassen, denn er wird seinen Träumen im Regelfalle einen Sinn unterlegen, der den soziokulturellen Interaktionsmustern seines Stammes entspricht.“

Diese Indianer pflegen bekanntlich eine Traumkultur, deren wesentliche Funktion darin besteht, die Traumproduktion den Bedingungen ihres primitiven Lebens anzupassen. Dies belegen im Übrigen auch sehr saubere, wissenschaftlich einwandfreie ethno-methodologische Studien. Deine Hopi-Geschichten entbehren zweifellos nicht der Poesie, aber als Orientierungshilfen für den Alltag in der rezenten Welt taugen sie wohl kaum, denn diese ist, trotz ihres Hangs zum Primitivismus, doch fraglos eine hoch entwickelte technisch-naturwissenschaftliche Zivilisation.“

Vera saß im Schneidersitz auf einem gepolsterten Hocker und schlürfte grinsend ihre Milch. Aber sie verlor kein Wort mehr über Seferlyns Verständnis des Traums an und für sich, und daraus hoffte er schließen zu dürfen, dass er dem Vorwurf gedanklicher Widersprüchlichkeit noch einmal Paroli bieten konnte. Insgeheim wusste er natürlich, wie dürftig seine Argumente tatsächlich waren, auch wenn er sie mit Kraft sehr tief in die Watte geschraubt hatte. Seferlyn verbot sich, Veras körpersprachliche Signale zu deuten. Ob sie schwieg, um das stillschweigende Abkommen einzuhalten, oder weil Seferlyn sie wirklich überzeugt hatte, vermochte er auch deswegen nicht zu beurteilen. Allerdings war Seferlyn keineswegs von sich selbst überzeugt. Sein rationales Weltbild, das er bisher für gefestigt und wohl begründet gehalten hatte, begann zu wanken.

Im Nu hatte sich Vera angekleidet und war ausgeh bereit. Sie trug zerschlissenen Jeans mit überaus erotischen Löchern an den richtigen Stellen und eine uralte Motorrad-Lederjacke, die sie vor kurzem auf einem Flohmarkt in Amsterdam gekauft hatte. Sie liebte Spritztouren nach Amsterdam, bei denen Seferlyn sie niemals begleiten durfte. Wenn sie zurückkam, glänzte ihr Fell stets schöner als je zuvor. Sie sah hinreißend zerzaust aus. Sie holte den Koffer mit ihrer Fotoausrüstung aus ihrem Arbeitszimmer.

„Ich fahre raus zum Alten Kanal“, sagte sie, „dort habe ich eine herrlich verwilderte Stelle entdeckt.“
„Schießt Du Fotos für dein neues Projekt – wie heißt doch gleich das Thema? Chaos und Omen?“
„Nein. Ich fotografiere ein Liebesnest.“

Der Alte Kanal

Ehe Seferlyn ein Wort entgegen konnte, flitzte Vera bereits die Treppen hinunter. Er trat ans Fenster, um ihr nachzuschauen. Er hatte sich an ihre spontanen Aufbrüche gewöhnt und dachte sich nichts mehr dabei. Wenn er ihr noch etwas mit auf den Weg geben wollte, musste er schneller sein und ihr die Tür versperren. Da ihm dies meist nicht gelangt, versuchte er es nur in äußersten Notfällen. Ihre Geschwindigkeit und Wendigkeit waren atemberaubend. Seferlyn war durchaus ein sportlicher Typ, wenngleich er mit einem leichten Bauchansatz zu kämpfen hatte; sie aber war ein Tornado und er, damit verglichen, bestenfalls ein Sandteufel. Doch nicht nur wegen der Rasanz ihrer Bewegungen erlebte er sie mitunter als übernatürliches Wesen; verantwortlich dafür war auch ihr Duft, der an ein Neugeborenes gemahnte, mit einem Hauch Vanille. Als Kind glaubte Seferlyn, Engel würden majestätisch mit ruhigen Flügelschlägen gleiten; nun aber wusste er es besser: Sie waren schnell, sehr schnell.

Auf der Straße parkte, einige Meter von der Haustür entfernt, Papinskys Limousine. Als sich Vera schwungvoll und aufrecht einerschreitend dem Automobil näherte, sprang Raschke heraus und riss den Schlag auf. Für einen Augenblick schien es, er habe Seferlyn am Fenster entdeckt und blinzele ihm zu. Vera setzte sich auf den Beifahrersitz und solange sie sich setzte, trug sie ein kurzes, feuerrotes Kleid. Raschke schwang sich hinters Lenkrad, wobei jedoch, während er mit mäßigem Tempo davonfuhr, seine rechte Hand und ein Stück des Unterarms zurückblieben; das Körperfragment winkte und verwehte dann wie ein schwebendes Bild aus Sand im Fahrtwind.

Nun gab es, so dachte Seferlyn, eigentlich nur noch eine angemessene Diagnose seines Seelenzustandes: Schizophrenie. Die Traumlogik hatte die Vernunft von ihrem Thron verdrängt. Allerdings zweifelte er daran, dass es überhaupt möglich sei, sich selbst im Zustand akuter geistiger Verwirrung eine derartige Diagnose zu stellen? Wenn man unter Realitätsverlust leide, könne man doch gar nicht beurteilen, ob man wahnsinnig oder vernünftig sei. Also beschloss Seferlyn, der Sache auf den Grund zu gehen. Angesichts seines ohnehin überreizten Geistes führe, so dachte er, eine vertiefte Analyse seiner Seelenlage nur zum Grübeln und zu weiterer Verwirrung; den einzigen Ausweg böte also nur die Tat.

Zwar hatte Seferlyn sich vorgenommen, heute seinen Artikel über den großen Unbekannten der amerikanischen Literatur fertig zu stellen, nun aber erschien ihm nichts wichtiger, als herauszufinden, ob seine Frau Vera mit Traumfiguren konspirierte oder ob dies nur seine wahnhaftige Einbildung war. Zum Glück wusste er, dass sie irgendwo am Alten Kanal Fotoaufnahmen machen wollte. Sie sprach von einer wundervoll verwilderten Stelle. Sie liebte Alliterationen, und weil sie eine leidenschaftliche Fotografin war, entzückte es sie, wenn sie deren sichtbare Entsprechungen in der Umwelt entdeckte. Da Seferlyn ihr ästhetisches Empfinden zu kennen glaubte, versuchte er zu ergründen, welche Stelle wohl gemeint sein mochte.

Vera und Seferlyn waren oft am Alten Kanal spazieren gegangen. Besonders im Herbst wirkte dieses Relikt des 19. Jahrhunderts so romantisch wie das Leben seines Namensgebers, des bayerischen Märchenkönigs Ludwig II. Allerdings war Seferlyn ein Fotomotiv, das Veras anspruchsvollem Geschmack entsprochen hätte, bisher noch nicht aufgefallen. Aber sein Auge war natürlich nicht so geschult wie ihres. Als Journalist, als Mann der Sprache nahm er die verborgenen Chiffren und Symbole der Natur mitunter zwar wahr, aber sie blieben in den Filtern hängen, mit denen sich sein Bewusstsein vor der Ablenkung durch außersprachliche Realitäten schützte. Vermutlich war ein lohnenswertes Motiv seiner Aufmerksamkeit entgangen: ein efeubewachsenes brüchiges Gemäuer, ein Garten mit Holunderbüschen an einem Schleusenwärterhäuschen oder auch nur ein paar vom Wind verwehte Blätter an einem verrosteten Kran.

Leider konnte er sich nicht daran erinnern, ob Vera bei den gemeinsamen Spaziergängen am Alten Kanal an irgendeiner Stelle länger verweilt oder neugierig um sich geschaut hätte, was sie immer tat, wenn sie ein Motiv witterte. Im Gegenteil - so wurde Seferlyn nun bewusst - hatte sie während dieser Spaziergänge, entgegen sonstiger Gewohnheiten, niemals ein Interesse an potenziellen Motiven erkennen lassen.

Eine Ausnahme bildete vielleicht das Gewölbe in der Nähe des Marktfleckens Feucht. Dort kreuzte der Alte Kanal ein Flüsschen namens Schwarzach - in 18 Meter Höhe und in einer gemauerten

Wanne. Diese Kanalbrücke hatte auch ein Innenleben, nämlich einen Hohlraum von 26 Meter Länge und über zehn Meter Höhe unterhalb des Wannensbodens. Mit seinem gemauerten Spitzbogen-Gewölbe ähnelte dieser Hohlraum einem gotischen Kirchenschiff.

Nur wenigen Eingeweihten war bekannt, warum dieser monumentale Innenraum, der weder für die Binnenschiffahrt im Allgemeinen, noch für die Kanalbrücke im Besonderen einen Nutzen besaß, überhaupt errichtet wurde. Diese letzten Königstreuen wussten, was sie niemals öffentlich berichtet hätten, dass nämlich der König diesen Innenraum zum Onanieren erbauen ließ.

Bekanntlich litt der scheue König sehr unter seiner Neigung zu masturbieren, die er aber nicht zu bezwingen vermochte. Er war zutiefst davon überzeugt, dass beim Onanieren schädliche Kräfte entstanden, die den Körper zerfraßen, falls sie nicht nach außen abgeleitet wurden. Und er glaubte, dass diese Kräfte sich in der Nordsee und im Schwarzen Meer verlieren würden, wenn er seiner Handlust in diesem Gewölbe nachgab. Er soll dort aber nur zwei- oder dreimal onaniert haben.

Während einer Wanderung, die an dieser Brücke vorbeiführte, erzählte Seferlyn seiner Frau, dass sich in der Brücke ein sehenswerter, begehrter Hohlraum befände. Vera wollte ihn besichtigen, aber Seferlyn hatte in einem Artikel des Volksboten gelesen, dass Führungen beim Wasserwirtschaftsamt angemeldet werden müssten und die Tür stets verschlossen sei. Dennoch drückte sie die Klinke herunter, und die Tür schwang zu beider Verblüffung quietschend auf. Der Innenraum verschluckte das Sonnenlicht, als sei er randvoll mit einer schwarzen Masse gefüllt.

„Wir sollten die Tür wieder schließen!“, sagte Seferlyn.

„Höre ich das nur? Bilde ich mir das nur ein? Oder keucht da drinnen jemand und stöhnt?“, fragte Vera.

Seferlyn zog die Tür zu.

„Es würde mich gar nicht wundern, wenn dort ein Geist umginge!“, sagte er.

Vera äußerte nie wieder den Wunsch, den Hohlraum zu besichtigen, es schien Seferlyn sogar so, als fürchte sie sich davor. Daher hielt er es für ausgeschlossen, dass sie diesen Ort mit Scheinwerfern auszuleuchten und zu fotografieren trachtete. Wo also wollte sie hin? Die Idee, den Kanal von Anfang bis Ende abzusuchen, war keine Lösung des Problems, denn die Wege am Ufer waren für Motorfahrzeuge gesperrt, selbst für geländegängige Autos nicht befahrbar und mit dem Fahrrad hätte man Wochen gebraucht.

An einem sonnigen Tag wie diesem war auf den Uferwegen stets viel Volk unterwegs, das den Biergärten, den Würstchenbuden und den Freilicht-Kunstaussstellungen zustrebte. Allein die Schwärze dieses Gedränges bot Vera ausreichend Schutz vor Entdeckung. Sogar auf freiem Feld hätte sie sich vermutlich seinem Blick entzogen, der für ihre Geschwindigkeit viel zu träge war. Wenn Raschke seinen üblichen Fahrstil pflegte, dann waren die beiden vermutlich längst an ihrem Ziel angelangt.

Wollte Seferlyn also Vera am Kanal auf frischer Tat im Umgang mit einem Geist-, Trug- oder Traumwesen, vielleicht sogar mit einem teuflischen Begatter ertappen, dann musste er sich beeilen, denn sie brauchte nie sehr lange, um ihre Fotos zu schießen. Es war allerdings die Frage, ob sie wirklich fotografieren wollte oder ob sie Seferlyn nur angeschwindelt hatte. Wollte er Vera aber rasch finden, dann musste er jedes Indiz, und sei es noch so vage, jede Spur, die zu ihr führen könnte, ernst nehmen.

Nur leider fehlte ihm die Zeit, sich die Indizien und Spuren zu vergegenwärtigen, geschweige denn, sie zu durchdenken. Das einzige, was Seferlyn sicher zu wissen glaubte, war: Sie fuhr mit Raschke fort. Sie kannte ihn, sie war freiwillig und ohne zu zögern in Papinskys Wagen eingestiegen. Sie war also Mitglied seiner Organisation, zumindest mit ihm im Bunde. Doch sogleich beschlichen ihn Zweifel: Wurde sie etwa gezwungen, bedroht, erpresst?

Diesen Gedanken verwarf er allerdings schnell wieder. Er traute Vera eher zu, mit Papinsky zu konspirieren, als sich von ihm unter Druck setzen zu lassen. Er konnte sich gut vorstellen, dass Papinsky sie faszinierte. Der Professor war so präsent, als sei das Sein ausschließlich als Rahmen für seine Erscheinung geschaffen worden. Vera gehörte nicht zu den Frauen, die solche Wesen als unheimlich empfanden, sie hielt dieser Intensität stand und genoss sie.

Seferlyn vermutete, dass sich Vera irgendwelchen ästhetischen Aspekten der Unternehmungen Papinskys widmete, wobei er allerdings nicht die geringste Vorstellung hatte, um welche Art von Aspekten es sich handeln mochte. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass es dabei um Fotografie ging. Er fragte sich, ob man Papinsky überhaupt fotografieren könne, hatte diese Frage aber schnell wieder vergessen, weil ein viel wichtigeres Thema auf der Tagesordnung stand: Wo steckte Vera? Je länger er darüber nachdachte, desto weniger mochte er daran glauben, dass sie wirklich eine verwilderte Stelle fotografieren wollte. Dass sie tatsächlich zum Alten Kanal aufgebrochen war, schien ihm schon wahrscheinlicher.

Die Kanalbrücke! Warum hatte sie dieses Thema nicht mehr angesprochen, seitdem sie einen Blick ins Innere geworfen hatte? Was hatte sie dort vor? Was hielt sie vor ihm geheim? Hastig rauchte Seferlyn einige Zigaretten hintereinander, die eine an der nächsten anzündend, und kippte ein großes Glas Whisky ohne Eis. Der braune Tröster wärmte seine Seele von den Zehen- bis in die Haarspitzen, aber seine vom Whisky beflügelten Überlegungen brachten ihn dennoch der Lösung seines Problems nicht näher. Als Seferlyn sich gerade, ermattet und träge gemacht durch den Alkohol, entschließen wollte, die Suche nach Vera aufzugeben, in der Hoffnung, dass sich alles schon bald von allein aufklären werde, blitzte eine einleuchtende Idee in seinem Bewusstsein auf.

Wenn nämlich Vera zum Kreis Papinskys gehörte, dann stand zweifellos auch er, Seferlyn mit ihm in Verbindung, und dies bedeutete fraglos, dass er immer noch träumte, obwohl er träumte, wach zu sein. Also würde er sie nur finden, so lautete die unausweichliche Schlussfolgerung, wenn er sein Denken der Logik des Traums unterordnete - und dies hieß zunächst, Denken und Handeln im Zwischenreich des Traums zu verschmelzen. Diese Verschmelzung konnte aber nur gelingen, wenn er sofort und kompromisslos wieder in der Rolle agierte, die Papinsky ihm in seiner Organisation zugedacht hatte. Dies sei eine verteufelt einfache Lösung, dachte er. Also eine gute Lösung, denn erstens habe er es tatsächlich mit dem Teufel zu tun und zweitens seien gute Lösungen immer einfach.

War es nicht offenkundig, dass Papinsky Veras Rolle auf seine Funktion abgestimmt hatte? Eine andere Interpretation der Absichten des Professors hätte aus Seferlyns nunmehrigem Blickwinkel keinen Sinn ergeben. Er fragte sich, warum er so lange gebraucht habe, auf die richtige Lösungsebene einzuschwenken. Es schien, als habe es eigentlich gar kein Problem gegeben - abgesehen von der Verblendung, die ihn nicht erkennen ließ, was zu tun war.

Hatte er nicht vergleichbare Schwierigkeiten, das Koffer-Problem zu lösen – und hatte er es nicht auf ähnliche Weise gemeistert? Wenn er Papinsky richtig verstanden habe, dachte Seferlyn, so erwarte dieser von ihm, in seinem Namen Macht auszuüben. Der Professor habe ihm ja ernsthaft zugesichert, er würde in absehbarer Zeit ein Imperium regieren. Eigentlich hasste es Seferlyn, Macht auszuüben. Zwar war ihm die Lust zur Macht nicht fremd, aber alles in allem überwogen die abstoßenden Aspekte der Machtausübung. Andere Leute herumzukommandieren, lag ihm nicht. Entsprechend empfand er sich als denkbar ungeeignet für die ihm von Papinsky zugedachte Aufgabe. Mangels Übung und Begabung, war er nun wirklich kein Meister der Kunst, anderen seinen Willen aufzuzwingen.

Aber vielleicht brachte ihn ja gerade diese Erkenntnis der Lösung seines Problems näher. Wenn er Vera rechtzeitig am Alten Kanal finden wollte, also noch in der Zeit, die sie für ihre Fotos brauchte (sofern sie diese zwecks Tarnung ihrer wahren Absichten tatsächlich zu schießen gedachte), dann musste er Machtmittel einsetzen, deren Wirkung nicht von seinem persönlichen Geschick bei ihrem Gebrauch abhing. Das schien die Lösung zu sein, nein, das war die Lösung. Er besäße ja, dank Papinskys großzügiger Anzahlung auf sein Honorar, genügend Geld, um Vera in kürzester Zeit am Alten Kanal ausfindig zu machen, dachte Seferlyn. Dabei spiele es gar keine Rolle, ob das Geld nun real oder nur geträumt sei, schließlich habe ihm Papinsky bereits bei seinem ersten Besuch erklärt, dass es beim Geld vor allem auf den magischen Unterstrom ankomme.

Schnell zog er Schuhe und Mantel an, setzte die alte, rissige Lederkappe auf, sprang in seinen Wagen und raste zum Flughafen. Er charterte eine zweimotorige Sportmaschine, und gegen einen saftigen Aufpreis war der Pilot bereit, sofort zu starten. Seferlyn wies ihn an, den Alten Kanal so tief, wie gerade noch erlaubt, zu überfliegen. Das Sportflugzeug war eine moderne, schnelle

Turboprob-Maschine, und sie flogen zügig in südliche Richtung. Der Kanal und die Treidelpfade am Ufer waren recht gut zu erkennen, sofern der Wald nicht zu dicht an den Wasserlauf heranreichte. Dies war zum Glück selten der Fall. Aufgrund der unvergleichlich größeren Geschwindigkeit des Flugzeugs schienen sich die Spaziergänger auf den Treidelpfaden kaum zu bewegen, sie schauten aus wie zierliche Porzellanfiguren, die auf unsichtbaren Schienen sehr langsam durch eine Miniaturlandschaft gefahren wurden.

Gern hätte Seferlyn sich einige der reizvollen Landstädtchen in Ruhe aus der Luft angeschaut und über ihnen ein paar Runden gedreht, aber dies war wegen des Zeitdrucks nicht möglich, auch wenn die Zeit dort unten am Boden viel langsamer verstrich als im Flugzeug. Angesichts seiner verzweifelten Lage galt es, trotz der hohen Geschwindigkeit des Luftfahrzeugs und des gemächlichen Tempos an den Ufern des Kanals, keine Sekunde auf dem Weg zum Ziel zu vergeuden, zumal Seferlyn – und dies kam erschwerend hinzu – ja nicht wusste, wo sich dieses Ziel befand und ob sie nicht bereits darüber hinausgeschossen waren, sofern es denn überhaupt ein Ziel gab und nicht nur eitle Hoffnung und Narretei.

Während Seferlyn aufmerksam die Landschaft nach Papinskys Wagen bzw. nach einem menschlichen Wesen absuchte, dessen äußere Merkmale auf Vera hindeuteten, erwog er, mit dem Fallschirm abzuspringen, sobald er sie geortet hatte. Zwar hatte sich Seferlyn zuvor niemals mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug gestürzt, aber er war fest entschlossen, zur Überprüfung seiner geistigen Gesundheit jedes Wagnis einzugehen. Nach seiner festen Überzeugung musste er Vera auf frischer Tat im vertraulichen Umgang mit einer seiner Traumfiguren erwischen, nur dann, so wähnte er hoffnungsfroh, konnte er sicher sein, dass er träumte und nicht etwa verrückt geworden war.

Ein Schwarm blaugefiederter Elsterhäher sirrte vorbei. Wenn sich die Vögel durch die Luft rollten, um durch diese arttypische Bewegung Balzbereitschaft zu signalisieren, blitzte ihre weiße Unterseite in der Sonne, die nun zwischen den Wolken hervorlugte. Mitunter sausten die Männchen mit angelegten Flügeln wie Geschosse zu Boden, ergriffen im Sturzflug ein Weibchen sanft mit den Krallen im Genick, um es im Unterholz der Waldungen, die den Alten Kanal säumten, unter lautem Gekreis zu vergewaltigen. In einer elegant geflogenen Kurve wich der Pilot dem Vogelschwarm aus. Bald aber wurde der Schwarm der Elsterhäher immer größer, es schien, als würden Tausende dieser Vögel aus dem Nichts geboren.

Die Symphonie ihrer wüsten Schreie schwoll an und übertönte schließlich die Motorengeräusche. Der Pilot wurde von den Vögeln immer wieder gezwungen, entweder sehr hoch zu fliegen, so dass Seferlyn am Boden kaum etwas erkennen konnte, oder aber eine vom Kanal zu weit entfernte Route zu wählen. Die Tiere warfen sich dem Flugzeug in den Weg, als seien sie dazu abgerichtet worden. Es war wie verhext: Die Vögel schienen jede Scheu vor dem dröhnenden Flugzeug verloren zu haben, ja, ihre rollenden Flugbewegungen erweckten den Verdacht, als wollten sie um die Gunst der Maschine balzen.

Als Seferlyn beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, Vera zu finden, entdeckte er unmittelbar unter dem Flugzeug, aber ein Stück vom Kanal entfernt, den sie gerade wegen der Vögel nicht direkt überfliegen konnten, eine Stelle, die eindeutig herrlich verwildert war. Im Dickicht war kein Menschen-Figürchen auszumachen. Aber die Stelle verriet die Gegenwart Veras, das spürte er. Hier unten also lag das Ziel. Klar, diese Stelle würde sie fotografieren; daran konnte kein vernünftiger Zweifel bestehen. Wieder einmal war Seferlyn seiner Frau auf die Schliche gekommen. Stolz sickerte in seine Seele. Sein Gefühl, das Ziel unmittelbar vor Augen zu haben, wurde so intensiv, dass er den Duft ihres Achselschweißes halluzinierte.

Umsäumt von kleinen Felsbrocken erstreckte sich zwischen der südlichen Böschung des Kanals und einem Bahndamm ein verschilftes Sumpfbereich, an dessen nördliches Ende sich ein Teich anschloss, mit einem Bootssteg und einem am Ufer vertäuten Kahn. Ein paar Meter vom Bootssteg entfernt, lungerte, eingefriedet von einem maroden Zaun, eine grünstichige Hütte herum, in deren Dach der Zahn der Zeit große Löcher genagt hatte. Die Bahnlinie war stillgelegt und über den Damm robbte ein Trupp Soldaten in Tarnanzügen, den Seferlyn wohl kaum bemerkt hätte, wenn seine Wahrnehmung nicht so extrem sensibilisiert gewesen wäre.

Seferlyn glaubte, zweifellos am Ziel angekommen zu sein, oder präziser: das Zielgebiet zu

überfliegen. Er bat den Piloten, über einem freien Feld mit festem Grund in der Nähe des Sumpfbereiches zu kreisen, damit er mit dem Fallschirm abspringen könne. Der Pilot möge möglichst langsam und ruhig fliegen, da er, Seferlyn noch nie mit dem Fallschirm abgesprungen sei. Ob er sich unbesorgt darauf verlassen könne, dass der Fallschirm richtig gepackt und die Automatik eingeschaltet sei? Klar, er habe schon ein wenig Angst, mordsmäßig sogar, aber die Situation gebiete, dass er seine Furcht bezwinde.

Der Pilot lachte prustend. Einen so lustigen Vogel wie Seferlyn habe er schon lange nicht mehr geflogen. Ob er wohl vom Fernsehen sei, ob er eine versteckte Kamera im Knopfloch habe? Der Pilot zog die sehr niedrig fliegende Maschine nach oben, ließ aber keine Absicht erkennen, Seferlyns Bitte zu erfüllen. Im Gegenteil: Er entfernte sich sogar von dem Acker, über dem Seferlyn abspringen wollte. Er schaute seinen Fluggast mit einem wissenden Grinsen an, als wolle er ihm zu verstehen geben, dass er die Täuschungskünste des Maskenbildners durchschaut und ihn trotz aller Mimikry als Showmaster der einschlägigen Fernsehsendung erkannt habe. Als Seferlyn auf einem Absprung mit den Worten bestand, nur so, durch einen Sprung in die Tiefe, sei seine geistige Gesundheit zu retten, blieb dem Flugzeugführer das Lachen im Halse stecken.

„Fassen Sie sich“, sagte er mit beruhigender, begütigender Stimme, in der jedoch unüberhörbar Angst mitschwang. „Sie haben vielleicht so etwas wie einen Höhenkoller. Ist aber überhaupt nicht tragisch; bei so einem alten Hasen wie mir können Sie sich ganz sicher fühlen. Jetzt kehre ich erst einmal zum Flughafen zurück. Sie werden sehen, dass Sie sich sofort wieder besser fühlen, wenn sie festen Boden unter den Füßen spüren.“

Schlagartig war dem Piloten klar geworden, dass der Mann neben ihm kein Fernsehstar, ja, noch nicht einmal ein skurriler Kauz, sondern offenbar ein unberechenbarer Irrer oder ein potenzieller Selbstmörder war – und vielleicht sogar ein Terrorist. Der Flugzeugführer schwieg eine Weile, sichtlich grübelnd, und fragte dann, während er Seferlyn besorgt aus den Augenwinkeln betrachtete: „Sie haben doch nicht etwa Drogen genommen?“

Seferlyn verneinte empört. „Was er auch immer...“

„Auch immer?“, fiel ihm der Pilot ins Wort.

„Was er auch immer...“, versuchte Seferlyn noch einmal anzusetzen, „was er auch...“

„Nein, auch nicht über Wasser!“, fuhr der Pilot dazwischen.

„Aber ich...“

„Bitte beruhigen Sie sich, wir sind...“

„Ja eben“, sagte Seferlyn, „wir sind. Wissen Sie, was das bedeutet. Nein, Sie wissen es nicht. Wir sind!“

„Wir sind“, sagte der Pilot und dann, mit verzweifelmtem Gesicht: „Ja und, ist das nicht gut so, dass wir sind, noch?“

„Noch?“, sagte Seferlyn. „Lassen Sie mich springen; *noch* ist es nicht zu spät.“

Der Pilot zog ein Taschentuch hervor; es war weiß und unbenutzt.

„Meine Frau hat ein Monogramm hineingestickt. Schauen Sie nur, mit einem weinroten Faden.“

„Wir werden es würdevoll beerdigen, wenn die Zeit reif ist“, sagte Seferlyn.

„Haben Sie Fußpilz?“, fragte der Pilot.

„Wo denken Sie hin? Ich habe weder Fußpilz, noch eine andere Krankheit, die den Geist verwirrt. Ich bin nicht durch beständigen Juckreiz verrückt geworden. Mir ist auch nichts auf den Magen und von dort aus aufs Gemüt geschlagen, trotz der wilden Flugmanöver, zu denen die Vögel sie zwangen.“

Ich stecke vielmehr in einer existentiellen Krise, in der Fragen nach Leben, Tod und Wiedergeburt, Raum, Zeit, Ewigkeit, Realität und Traum aufgeworfen werden... was heißt aufgeworfen? Sie tun sich vor mir auf wie die Schlünde der Hölle. Die Bewältigung eines derart außergewöhnlichen Zustandes erfordert ungewöhnliche Mittel. Wenn ich diesen Zustand nicht bewältige, bin ich verloren, verlorenere als die letzte Seele im Universum, verdammt zu Äonen unendlicher Pein. Wenn Sie mir die Gunst des Absprungs nicht gewähren, so wäre dies schändlicher, als wenn Sie mir den Schwanz abschneiden würden!“

„Da bin ich aber beruhigt, dass es nicht der Fußpilz ist“, sagte der Flugzeugführer. „Eine Rebellion des Magens kommt ohnehin nicht in Frage, ich hatte mein Flugzeug immer im Griff. Und wenn es nicht der Fußpilz ist, dann ist es kein Notfall, dann hat es Zeit, und dann müssen Sie nicht springen, wir landen ja gleich und alles ist gut, das können Sie mir glauben. Möchten Sie eine Stulle, mein Frau hat mir Käsestullen eingepackt, wie immer hat sie es zu gut gemeint, nehmen Sie nur, die ist übrig, bin froh, wenn sie wekommt.“

Seferlyn stöhnte und murmelte wie im Schlaf. Er fieberte. Kalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Auf seiner Stirn standen Blutstropfen, weil er sich beim Raufen der Haare dort die Haut mit den Fingernägeln aufgeritzt hatte. Er wischte sich mit dem Handballen über die Stirn und als der Handballen herabsinkend an seiner Nase vorbeiführ, duftete er nach Vanille. Seit Stunden hörte er ein dumpfes Brummen, das aus seinem Inneren zu kommen schien, und er begann, sich langsam Sorgen zu machen, ob er vielleicht an Tinnitus leiden könnte. Doch diese Sorgen verfliegen sofort, als er sich wieder ins Bewusstsein rief, dass er auf der Suche nach einer verwilderten Stelle am Alten Kanal, seiner Frau Vera, Raschke und den höllischen Heerscharen war. Er spürte ein starkes Jucken an seinen Zehen und unterdrückte den Impuls, dem Piloten davon zu berichten. Es wäre ja auch kontraproduktiv gewesen, ihn gerade jetzt damit zu beunruhigen.

„Seien Sie bitte nicht stur!“, beschwor Seferlyn den Flugzeugführer. „Lassen Sie mich springen!“

Der linke Rotor des Flugzeugs zerfetzte ein Geschirrtuch, das sich offenbar von einer Leine losgerissen hatte. Es war blau-weiß-kariert und hatte ein kleines Loch links neben dem Aufhänger. Ein starker Wind, fast ein Sturm war aufgekommen, und die Besitzerin der Wäsche war herausgerannt, um sie abzunehmen, allein zu spät, da segelte das Geschirrtuch schon davon, sie schaute ihm sorgenvoll nach und war beinahe erleichtert, als es sein Schicksal ereilte. Es habe alles seinen Sinn, dachte sie, und dies dachte auch Seferlyn angesichts der Weigerung des Piloten, ihn springen zu lassen. Wahrscheinlich, so vermutete er, wollten die Mächte des Himmels ihn prüfen, ob er in der Lage sei, Hartnäckigkeit zur Beharrlichkeit zu veredeln. Er spürte eine verwandte Seele in seiner Nähe und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Seele.

So sehr er den Flugzeugführer auch anflehte, es half nichts. Der Pilot behauptete, er würde seine Fluglizenz verlieren, wenn er Seferlyn ohne Not oder Sondergenehmigung springen ließe. Seferlyns Einwand, dass dies doch niemand merken würde, wischte er mit einem harschen Hinweis auf seine Pilotenehre beiseite. Ein Pilot, sagte er, der die Ehre der Zunft beflecke, müsse früher oder später abstürzen, und das könne doch niemand, der noch bei Trost sei und das Herz auf dem rechten Fleck habe, ernstlich wünschen und wollen. Er sei ja nicht abergläubisch, sagte er und bekreuzigte sich, aber es gebe Dinge – Dinge gebe es, auch für ihn, den bekennenden Freidenker, Dinge gebe es, Dinge, Himmel! - daran zu rühren, traue er sich nicht.

„Wir haben gelernt, das Unwägbar zu kalkulieren, und wenn ich sie springen ließe und dies später im Logbuch unter Sonstiges kommentarlos abhaken würde, dann wäre dies, glauben Sie mir, dann wäre dies auch egal. Und genau darum lasse ich Sie nicht springen, denn das ist wenigstens Ihnen nicht egal. Was denken Sie denn, glauben Sie ja nicht, dass ich nicht lieber eine Langstreckenmaschine steuern und Kontinente verbinden würde. Und nun sitze ich hier in diesem fliegenden Rasenmäher und was anderes, außer Fluggäste zu ärgern, bleibt mir als Freude im Alltag ja nicht. Und Spaß muss sein. Da nehme ich keine Rücksicht. Das können Sie mir nicht verdenken. Ich muss auch auf meine Kosten kommen. Fußpilz hin oder her.“

Stille, Dunkelheit. Dann eine Zeichenkette: „Connection to the database failed!“ Wenige Licht-Planck-Längen später setzte das Brummen wieder ein: „Auto-configuration time zone zero... successful.“ Vanille-Duft.

Dass der Pilot es ernst meinte, konnte selbst Seferlyn nicht verborgen geblieben sein, auch wenn er am Rande des Nervenzusammenbruchs balancierte und seine Aufnahmefähigkeit daher begrenzt war. Die Aussichtslosigkeit, einen Sinneswandel bei dem Piloten zu bewirken, stand ihm also klar vor Augen. Er wusste, dass es nicht klug war, sich mit einem frustrierten Kleinstflugzeugführer anzulegen, der sich vom Leben betrogen fühlte. Dennoch besaß er die Stirn zu einem Bestechungsversuch, bot 1000, 2000, ja 3000 Taler. Er habe das Geld zwar nicht bei sich, aber er überließe ihm seine goldene Krawattennadel, seine Schweizer Uhr und seinen Platinum-Füller als Pfand. Seine edlen französischen Sockenhalter könne er als Dreingabe

behalten. Seferlyn war klar, dass man mit Geld und Gut die Schmerzen nicht lindern konnte, die das grausame Leben dem Piloten zugefügt hatte. Aber er hoffe, so sagte er, dass der Flugzeugführer seine Angebote als Trost zu schätzen wisse.

Doch weit gefehlt. Der vernichtende Blick des Piloten ließ ihn ahnen, was ihm blühen mochte, sobald sie gelandet waren. Dass er sofort verhaftet werden würde, schien ihm gewiss und dass die psychiatrische Gummizelle auf ihn wartete, nicht ausgeschlossen. Verzweifelt fügte er sich in das Unausweichliche, nicht ohne sich wortreich bei dem prinzipientreuen Piloten zu entschuldigen. Und während er ihn mit honigsüßen Floskeln gnädig zu stimmen versuchte, keimte blutige Mordlust in ihm auf. Sein Schicksal schien besiegelt, selbst wenn er wider Erwarten nicht von Polizei und Psychiatrie eingesperrt würde. Die herrlich verwilderte Stelle mit dem Auto und dann zu Fuß oder mit dem Klapprad anzustreben, war zwecklos. Bis Seferlyn sie auf diesem Wege erreicht hätte, wäre Vera mit Sicherheit nicht mehr dagewesen. Er fragte sich, wo Raschke Papinskys Wagen versteckt hatte, denn den hatte er nicht entdecken können.

Nach der Landung verabschiedete sich der Pilot von ihm, als sei nichts gewesen. Er bedankte sich dafür, dass er seinen Flugdienst in Anspruch genommen habe. Er würde sich freuen, ihn schon bald wieder an Bord seines Flugzeugs begrüßen zu dürfen. Niemand behelligte Seferlyn – weder die Polizei, noch die Psychiatrie und sogar die Wut der Furien in seiner Brust war verraucht. In der Empfangshalle verteilten junge Frauen Kondome und Broschüren, die mit Schleifchen verziert waren. Der fahrbare Hotdogstand war geschlossen. Seferlyn empfand die blutigrote Schrift auf dem Schild über dem Verkaufswagen als Anreiz zur Gewalttat, aber dieser Impuls verebbte, weil sich ihm keine Perspektive des Handelns eröffnete, zu der er gepasst hätte.

Er musste sich nicht zwingen, an etwas anderes zu denken als an Raserei und Mord; zu verlockend war es, sich nun der Melancholie hinzugeben, die sich in seine Seele senkte. Dass der Verkaufswagen schief stand, weil die Luft aus dem rechten Vorderreifen entwichen war, sprach ohnehin für sich. Seferlyn verließ das Flughafengebäude und schlenderte traurig, entmutigt, als hätten die Ritzen des Seins seine Seele verschluckt, zum Parkplatz neben der Osthalle, wo er sein Auto abgestellt hatte.

Dass sich dieser Parkplatz neben der Osthalle befand, erschien ihm nun wie ein böses Omen: das östliche Verhängnis.... die pralle Fülle seines Daseins hatte sich als Illusion, als Schleier der Maya erwiesen und hinter dem Schleier grinste das pure Nichts. Doch wie sollte er Erlösung erlangen, wenn es ihm noch nicht einmal gelang, Vera am Alten Kanal zu finden. Bestand nicht der Weg zur Erleuchtung darin, magische Pforten zu passieren, die sich nur öffneten, wenn man Rätsel löste, die von Pforte zu Pforte immer schwieriger wurden. Hatte er bereits jetzt, vor der ersten Pforte versagt und war dazu verdammt, für immer in Unwissenheit zu verharren? Vielleicht aber war noch nicht alles zu spät. Wäre doch nur sein Glaube stark genug, so dass er die Kraft hätte, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen.

Der Astralprojektor brummte monoton.

Seferlyn hielt inne, er straffte sich, verwarf bisher Gedachtes, vertiefte das Ungedachte, und fasste den felsenfesten Entschluss, der Prüfung nicht auszuweichen, beharrlich voranzuschreiten, in dem unerschütterlichen Glauben daran, dass ihn das Universum schon nicht im Stich lassen werde, und dass, was aus der einen Perspektive als Scheitern erschien, aus einer anderen Sichtweise als Chance begriffen werden konnte und musste. Die Autos auf dem Parkplatz befanden sich in Positionen, die den Eindruck erweckten, als seien sie von einem konstruktivistischen Maler mit Zirkel und Lineal penibel angeordnet worden.

Das Programm des Astralprojektors arbeitete gerade ein Modul ab, das selbst die Form eines abstrakten Bildes hatte. Die grundlegenden Einheiten der Programmsprache bestanden aus Farbblöcken. Ein Richtungszeiger wanderte auf verschlungenen Pfaden durch das Programmbild und bestimmte nun, wie Seferlyn die Welt erfuhr. Der Programmierer der Astralprojektion ins alltägliche Leben verwendete dieses Modul als seine Signatur, und darum war die Sequenz nur sehr kurz. Sie dauerte nicht viel länger als der Auftritt Hitchcocks in seinen Filmen.

Durch die Reihen der Fahrzeuge auf dem Parkplatz schritt, versonnen malmend, ein Kamel. Es fraß die Eselsdisteln, die in den Ritzen zwischen den Betonplatten des Parkplatzes wucherten. Das Dromedar ließ sich von den ein- und ausparkenden Fahrzeugen nicht irritieren und war auch

durch heftiges Hupen nicht dazu zu bewegen, sich zu trolchen. Erst als ein Fahrer eine Picana eléctrica aus dem Kofferraum holte und sich damit drohend dem Wüstenschiff näherte, trottete das Kamel widerwillig davon. Mit unerschütterlicher Miene, und ohne das deplatzierte Kamel auch nur eines Blickes zu würdigen, marschierte Seferlyn mit übertrieben militärischem Schritt, innerlich pfeifend, zu seinem Automobil und setzte sich hinein.

Sein Bewusstsein hatte sich wieder vollständig normalisiert, Puls und Atmung waren im Lot; er war hungrig und ärgerte sich, dass er das Käsebrot des Flugzeugführers nicht angenommen hatte. Das Jucken zwischen den Zehen wurde immer unangenehmer. Als er gerade den Zündschlüssel umdrehen wollte, hörte er ein Klopfen an der Fensterscheibe. Es war Vera. Konsterniert öffnete Seferlyn den Schlag.

„Was machst du denn hier?“, fragte er.

„Das könnte ich dich auch fragen. Ich dachte, du würdest zu Hause am Schreibtisch sitzen, grübelnd, qualmend und nägelbeißend über deinen Artikel gebeugt.“

„Und ich war überzeugt, du hättest am Alten Kanal fotografiert.“

„Das habe ich auch!“, versetzte Vera mit hintergründigem Lächeln, „aber vom Flugzeug aus. Ich habe von einem Magazin den Auftrag erhalten, Bilder bayerischer Landschaften aus der Vogelperspektive zu schießen.“

„Bayerische Landschaften? Hast du nicht behauptet, du wolltest ein Liebesnest fotografieren?“

„An manchen wunderbar verwilderten Stellen sind bayerische Landschaften dichte Geflechte aus Liebesnestern!“, antwortete sie augenzwinkernd. „Als gebürtiges Nordlicht weißt du vielleicht nicht, dass wir Bayern nicht nur ein bodenständiges, sondern auch ein sehr, sehr triebhaftes Volk sind.“

„Oh, doch!“, rief Seferlyn.

„Warum stellst du dann so dumme Fragen?“

Seferlyn sagte, dass er als Journalist eben nicht aus seiner Haut könne. Vera sagte, sie würde dies als Entschuldigung nicht gelten lassen, er habe soeben eine Ausmaß des Misstrauens geäußert, das mehr sei als nur der Ausdruck einer Berufskrankheit.

Er sei keineswegs misstrauisch, sagte Seferlyn, sondern heute geradezu umzingelt von Merkwürdigkeiten, so dass er das Normale kaum noch von Abweichenden unterscheiden könne.

„Was macht dein Fußpilz?“

Wie konnte sie wissen, dass ihn Juckreiz zwischen den Zehen plagte? Seferlyn witterte Papinsky.

„Weißt du eigentlich, was das Kamel dort vorn zu suchen hat?“

Er hoffte, Vera würde die Existenz dieses Kamels bestreiten und ihn damit endlich aus seinem Traum aufwecken.

„Ja, ich frage mich auch schon die ganze Zeit, was das Vieh hier zu suchen hat. Vielleicht ist es aus dem Zirkus ausgebrochen oder ein Kameltreiber aus Saudi-Arabien fliegt hier in Kürze ein. Eben stand es sehr günstig in einer Flucht mit der äußeren Reihe der Autos, so dass es ein wirklich hervorragendes Fotomotiv abgab. Aber der Auslöser meines Fotoapparats klemmte, als ich ein paar Bilder schießen wollte.“

Wenig später funktionierte er wieder, aber da war das Tier bereits hinter Büschen verschwunden und pisste. Das ist schon sehr merkwürdig. Du weißt, wie lange ich bereits fotografiere und so etwas ist mir noch nie passiert. Ich habe mir das Ding sehr gründlich angeschaut, alles ausprobiert und durchgecheckt, aber ich habe keine Erklärung für die Störung finden können. Der Apparat ist neu, er war teuer. Er ist 'State of the Art'. Das ist der Rolls-Royce unter den Fotoapparaten. Und dann so was, im entscheidenden Augenblick funktioniert das Ding nicht.“

„Ob da wohl Magie im Spiel ist?“, fragte Seferlyn.

„Was wissen wir schon?“, sagte Vera.

Das Kamel, das bisher sehr gemächlich auf und ab getrottet war, hielt plötzlich einen Augenblick inne, äugte achtsam, spitzte die Ohren und galoppierte, aus dem Stand zur Höchstgeschwindigkeit beschleunigend, auf das Hauptportal des Flughafens zu.

„Dem ist wohl gerade die Last Bording Time wieder eingefallen!“, sagte Vera.

Seferlyn aber war gar nicht zum Scherzen zumute. Ein böser, irrer Verdacht keimte in ihm auf. „Wo ist Raschke?“

„Aber da läuft er doch!“, antwortete Vera und deutete auf das Kamel, das gerade, ein Spalier salutierender Stewards passierend, im Flughafengebäude verschwand.

„Ich will nach Hause!“, sagte Vera, bevor Seferlyn weitere Fragen stellen konnte.

Sie trat ein paar Meter zurück und wandte ihrem Ehemann ihr Profil zu. Kraft ihres ausgeprägten weiblichen Willens verwandelte sie sich in eine zweidimensionale Erscheinung nach Art einer Figur aus Bildgeschichten mit scharfen Konturen und einfarbig ausgefüllten Flächen. Ihre Stimme klang metallisch, als sie fortfuhr: „Dein Tag war hart. Du hast etwas gesucht, mit aller Macht, und du hast es gefunden, und nun fragst du dich, ob du aus dem, was du gefunden hast, eine Antwort auf die Fragen ableiten kannst, die dich bedrängen. Ganz unabhängig davon, ob du begreifst, was vorgeht und was mit dir geschieht, solltest du den heutigen Abend genießen. Selten, sehr selten, wenn überhaupt standen die Sterne günstiger für einen harmonischen Abend als heute. Ich weiß, du glaubst nicht an die Sterne.

Dumm wie du bist, wie alle Männer bist du ja so dumm, wenn es ums Offensichtliche geht. Ihr sucht immer noch dem, was hinter den Dingen steckt. Als wenn es darum ginge, letztlich! Was soll schon hinter den Dingen stecken? Andere Dinge natürlich. Nun liebe ich dich schon seit vielen Jahren, und ich weiß von Dingen hinter den Dingen, über die wir Frauen nicht lange nachdenken müssen, die euch Männern aber meist verschlossen bleiben. Männer, von Ausnahmen abgesehen, erkennen die entbergenden Verweisungen nicht. In der Wochenendbeilage unseres Käseblattes las ich, dass dies vielleicht an der vorgeburtlichen Entwicklung des männlichen Fötus liegt.

Die pränatale männliche Entwicklung benötigt demnach außerordentlich hohe Mengen von Androgenen, um die angeborene weibliche Anatomie und die Wirkung der zirkulierenden mütterlichen Östrogene zu überwinden. Dies muss zweifellos das Hirn des männlichen Fötus in erheblichem Maße schädigen. Die Folge ist dann im späteren Männerleben in fast allen Fällen eine unpraktische und realitätsferne Dumpfheit des Geistes. Diese Dumpfheit heißt in der Männersprache Wissenschaft, Rationalität oder Logik. Der Artikel stammte im Übrigen nicht von einer Frau, sondern von einem Professor der Psychiatrie, der sich angeblich nach dessen Niederschrift erschossen hat.“

Vera kicherte, als sei dem Psychiater ein harmloses, wenngleich komisches Missgeschick widerfahren.

„Soll dies bedeuten, dass luftreisende Kamele, die früher einmal Herrschaftsfahrer waren, für Frauen kein Problem darstellen, für Männer, hormonell bedingt, aber doch?“, fragte Seferlyn.

„So ist es!“, sagte Vera. „Versuche keinesfalls, mir das Gegenteil zu beweisen, allein dieser Versuch spräche zu meinen Gunsten. Und schließe um Himmels willen aus meiner Zustimmung auch nicht, dass ich die Voraussetzungen, die in deiner Formulierung des Kamelproblems stecken, in jeder Hinsicht als gegeben akzeptiere. Ich hoffe, dass ich nicht deutlicher werden muss. Das würde mich aus meiner friedlichen Stimmung bringen. Dann wär's aus mit dem harmonischen Abend, ganz gleich, was die Sterne dazu sagen. Und nun widersprich nicht schon wieder und fahr los!“

Seferlyn wollte den Wagen anlassen, aber der Motor stotterte, röchelte, heulte heiser, stotterte erneut, nur diesmal am Anfang der Stottersequenz gedehnt, am Ende gestaucht, und nicht umgekehrt wie zuvor. Schließlich erstarb das Geräusch - und dies nahm Seferlyn durchaus mit Erleichterung wahr - in einem leisen Gurgeln. Das Geräusch hatte etwas unbestimmbar und rätselhaft Anzügliches, als sei in einem Tonstudio der kleinste gemeinsame Nenner all der echten und falschen Lust- und Schmerzensschreie, des Gekeifs und Gedröhns in den Bordellen dieser Erde herausgefiltert worden. Seferlyn versuchte noch einige Male - schwankend zwischen forschem Draufgängertum und kleinmädchenhafter Verzagtheit - den Wagen zu starten, aber es war zum Verzweifeln.

Auch wenn es in einem Aufschrei der schieren Verweigerung gleichsam explodierte, vibrierte es nicht einmal, trotz des ohrenbetäubenden Lärms. Es schien der einzig fixe Punkt im Universum zu sein, das sich bekanntlich beständig ausdehnt. Als Seferlyn den Gipfel der Verzweiflung erreicht

hatte, fauchte das Fahrzeug wie eine in die Enge gedrängte, aber zum Zuhlen jedes Blutzolls bereite Katze. Derartige Motorengeräusche hatte er noch nie gehört. Er fühlte sich hundeeelend, wie ein Schoßhund, der mit den scharfen Krallen eines hinterlistigen Katzensviehs Bekanntschaft gemacht hat und die erbärmliche Kränkung des Stolzes einer aufrechten Hundeseele nicht verkraften kann. Oder so ähnlich. Saß da ein Geist in der Maschine? Einer, der Seferlyns Gedanken lesen konnte und sein Wissen dazu nutzte, ihn an die Wand zu drücken?

„Der Imperator ist ein kleiner Tölpel!“, sagte eine Stimme dicht an seinem Ohr. Neben Seferlyn saß Vera, in Gedanken versunken und wie erstarrt, als bemerke nichts von seinem Missgeschick. Die Stimme aber, die zu ihm gesprochen hatte, war eine ihm wohl bekannte Männerstimme. Es war die kontrolliert artikulierende, den Raum beherrschende, aber nicht im Raum, also dem Fahrzeuginneren, lokalisierbare Stimme Leo Papinskys. Seine Stimme konnte zwar nicht im Raum verortet werden, aber sie erzeugte den Raum. Seferlyn hatte fast das Gefühl, nicht in einem Automobil zu sitzen, sondern in einem Theatersaal mit verteuft guter Akustik.

Papinsky war jedoch nicht lebhaft vorhanden, außer Vera und Seferlyn befand sich niemand im Wagen. Als er nach endlosen Minuten den Schock überwunden hatte, der durch die Klanghalluzinationen ausgelöst worden war, wurde auch Vera wieder lebendig. Zarter Vanille-Duft, der von ihrem Parfüm stammte, stieg in seine Nase. Seferlyn hatte das Gefühl, sie käme aus einer Ritze des Seins hervor und nähme den Platz einer Crashtest-Puppe ein, die zuvor neben ihm an ihrer Stelle gesessen und sich nun in Luft aufgelöst hatte. Seferlyn meinte sogar gehört zu haben, dass der Dummy ein pfeifendes Geräusch von sich gegeben habe, als er seinen Platz für Vera räumte.

„Wenn du mich fragst, brauchst du ein neues Auto!“, sagte sie.

Natürlich wagte Seferlyn es nicht, sie zu fragen, ob auch sie die Stimme oder zumindest das pfeifende Geräusch gehört habe. Nun fürchtete er mehr denn je, verrückt zu werden, aber niemand sollte davon erfahren, selbst Vera nicht.

„Erzähl' mir nichts, verdammt noch mal!“, schrie er Vera, plötzlich völlig außer Fassung, an. „Der Wagen ist, das weißt du, technisch gesehen völlig in Ordnung!“ Er hatte das Gefühl, sein Rückgrat verwandele sich in eine schleimige Masse, in der Herz und Hirn versanken.

„Willst du damit sagen, der Motor wurde von magischen Kräften blockiert?“ Veras Stimme klang ironisch, fast geringschätzig.

Wortlos stieg Seferlyn aus dem Auto und fuhr mit dem Bus nach Hause.

Slickner

Nach diesem Vorfall auf dem Parkplatz vor dem Flughafen veränderte sich die Ehe der Seferlyns schlagartig und grundlegend. Sie stritten sich nunmehr bei jeder sich bietenden Gelegenheit, und wenn sich keine finden ließ, wurde ein Anlass vom Zaun gebrochen. Nachts heulten die Werwölfe vor ihrer Haustür. Anfangs schmiedete sie diese Bedrohung noch zusammen; dicht beieinander schlichen sie, ausgerüstet und bewaffnet mit Petroleumlampen und Baseballschlägern, hinaus, um nachzuschauen. Doch wenige Nächte später nahmen sie das Geheul kaum noch wahr. Es ließ sie kalt. Ob die Werwölfe letztlich verschwanden, weil sie keine Furcht vor ihnen mehr witterten oder weil ihre Zeit vorbei war, bleibt eine ungeklärte Frage.

Der Priester, der die armen Seelen unter den Nürnberger Kanalbrücken betreute, soll in jenen Tagen zwei Kerzen in seiner Notkapelle aus Kartons und Autoreifen entzündet haben. Mehr dazu war weder von ihm, noch von Pennern, die ihm nahestanden, zu erfahren. Er ist dann auch wenige Monate später hochbetagt gestorben. Bei Neumond heulten die Werwölfe noch Jahre später herzerreißend an seinem Grab. Sie liebten ihn, denn er hatte wie kein anderer in ihre Seele geschaut und sie dies spüren lassen.

Die Anlässe für den ehelichen Kleinkrieg wurden immer wichtiger und die Auseinandersetzungen

immer heftiger, schließlich sogar gewalttätig. Es setzte Ohrfeigen auf beiden Seiten; auch blaue Augen mussten als stumme Zeugen eines fortschreitenden Zerrüttungsprozesses hinter Sonnenbrillen verborgen werden. Obwohl Seferlyn *eigentlich* durch doppelte Beißhemmungen vor offenen Aggressionen, besonders gegenüber Frauen, zurückschreckte, ließ er sich nun zu den gefühllosesten Attacken hinreißen.

Eigentlich? Dieses Wort bedeutete nicht mehr viel, denn Seferlyn verlor zunehmend das Eigentliche seines Charakters. Er büßte seinen Eigensinn ein und Papinskys Sinn erfasste immer größere Bereiche seines Selbst- und Weltverständnisses. Dies bemerkte er aber nicht, im Gegenteil: Er hatte den Eindruck, als gewöhne er sich fortschreitend an die neuen Wirklichkeiten, in die er durch Papinsky eingetreten war; ihm dünkte, er könne sich in ihnen immer souveräner bewegen. Mitunter redete er sich sogar ein, Papinsky konfrontiere ihn hin und wieder mit Widrigkeiten und Absurditäten, um einen Lernprozess in Gang zu setzen, der ihn zu größerer Einsicht und Freiheit führen solle.

Früher hatten die Seferlyns sich bemüht, nach Möglichkeit Streit zu vermeiden, um eheliche Konflikte durch Kompromisse, durch den mehr oder weniger gerechten Austausch kleiner Gefälligkeiten zu lösen. Das wohlverstandene Interesse beider Partner sollte gewahrt bleiben, auch um den Preis der Verminderung eigener Ansprüche. Vor allem aber achteten beide Partner peinlichst darauf, dass niemand sein Gesicht verlor. Nun aber beharrte jeder uneingeschränkt auf seinen Wünschen. Keine Gelegenheit wurde ausgelassen, den Partner mit Forderungen zu malträtieren, die diesem immer unzumutbarer, letztlich nur um den Preis der Selbstaufgabe erfüllbar erschienen und erscheinen sollten.

Mit einem Wort: Es war die Hölle. Niemals zuvor hatte es Seferlyn ein derart satanisches Vergnügen bereitet, einen Menschen bis zum Zerbersten wütend zu machen - und niemals zuvor war er von einem anderen Menschen im wahrsten Sinne des Wortes bis aufs Messer gereizt worden. Nur zu oft konnte er seine mörderischen Impulse allein durch die Flucht bezwingen. Dann verließ er wortlos die Wohnung, stieg in seinen Wagen und fuhr zum Nürnberger Hafen.

Dort setzte er sich auf einen der Betonklötze, an denen die Lastkähne vertaut wurden, und lauschte den merkwürdigen und schwermütigen Gesängen der Matrosen, die aus den Schifferkneipen drangen. Da die Schiffer nur wenige dieser seltsamen Lieder beherrschten, wiederholten sie diese mit wachsender Inbrunst, während ihre Zungen immer schwerer wurden und der Gesang sich schließlich in immer grausigeres Grölen verwandelte, um dann, lange nach Mitternacht, in einem dumpfen Grummeln zu verebben. Seferlyn verstand die Sprache dieser Lieder nicht; es schien auch keine menschliche Sprache zu sein, sondern das Kauderwelsch der Ozeane, in dem das Brausen des Windes, das Rauschen der Wellen, die Lautlosigkeit der Fische, die Musik der Wale, das Sirren und Singen der scharfkantigen Klippen, das Klagen verlassener Inseln und die Schreie der Ertrinkenden zu einer furchtbaren und grauenvollen Intensität verschmolzen waren.

Die Schiffer am Nürnberger Hafen gaben dieser ozeanischen Sprache einen besonderen Klang, der sie noch grauenvoller, noch Furcht erregender und noch merkwürdiger machte. Aus ihren Gesängen sprach die grenzenlose Pein der ewigen Knechte des Kanals. Obwohl Seferlyn diese Schwermut ergriff und quälte, lauschte er ihnen oftmals, bis die Wirte die letzten Trunkenbolde mit Fußtritten auf den Kai beförderten. Erst dann, wenn Schwermut und Pein aus seiner Seele wichen, fühlte er sich wunderbar gestärkt und getröstet.

Meist stahl er sich abends, nach getaner Arbeit zum Hafen fort. Doch einmal schlich er sich an einem freien Tag bereits am frühen Nachmittag aus dem Haus - und dies ohne Grund, denn Vera war nicht da, es hatte keinen Streit gegeben. Am Hafen herrschte geschäftiges Treiben, aber die Schiffer waren mit ihren Kähnen unterwegs und die einzige Musik, die er zu hören bekam, war das Plärren eines Ghettoblers, um den ein paar Halbwüchsige herumstanden, die gelegentlich spastisch wirkende Veitstänze aufführten.

Da Seferlyn sich von dieser Musik keine heilsame Wirkung erhoffte, parkte er seinen Wagen auf dem mit Müll übersäten Parkplatz einer verlassenen Spelunke, der die Rauflust osteuropäischer Schrotthändler den Garaus gemacht hatte, um zu Fuß in die City zurückzugehen. Am nächsten Tag wollte er mit dem Taxi zum Hafen und von dort mit seinem Wagen in die Redaktion fahren; er

wurde ohnehin erst am Nachmittag erwartet. Die frische Luft, so dachte er, würde ihm guttun. Dies war jedoch ein Irrtum, denn die Luft war stickig und schnürte ihm den Atem ab. Als er schließlich, schwer atmend und mit müden Schritten, in die Fußgängerzone gelangte, die zum Hauptmarkt führte, sah er, etwa fünfzig Meter entfernt, eine Gitarristin, die vor einem Hut mit plärrender Stimme amerikanische Oldies sang. Als er sich ihr schleppend näherte, unterbrach sie ihren Vortrag und deutete mit dem Gitarrenhals in eine Seitengasse.

Er war sich nicht sicher, ob sie ihn meinte, doch da sie ihn mit starrem Blick fixierte, bezog er ihre Aufforderung auf sich und bog in die schmale Gasse ein, die ihm bisher noch nicht aufgefallen war. Sie endete nach ein paar Metern vor einer fensterlosen Hauswand. An dieser Wand stand eine Mülltonne, die nichts Auffälliges auszeichnete, die ihn aber dennoch unbezwingbar anzog. Als er vor ihr stand, flüsterte ihm die Straßenmusikantin, die ihm lautlos gefolgt war, ins Ohr, er möge in die Tonne steigen, dies sei seine einzige Zuflucht und sein einziger Ausweg, denn Leute in Trenchcoats mit einer schwarzen Limousine seien hinter ihm her.

Trotz der offensichtlichen Absurdität dieser Anweisung und des Fehlens von Anzeichen einer Verfolgung durch wen auch immer befolgte er ihren Rat und kletterte in die Tonne. Auf dem Grund der fast leeren Tonne befanden sich ein paar verbeulte Konservendosen und eine stinkende, schleimige Masse. Der Deckel schlug krachend über ihm zu. Die Gitarristin kicherte höhnisch. Das Kichern hörte sich so an, als befände sie sich mit ihm in der Tonne. In dieser jedoch war er mit den Blechbüchsen und dem Gestank allein. Jetzt begriff er, dass er genarrt worden war. Er wollte wieder aus der Tonne klettern, doch der Deckel ließ sich nicht mehr öffnen.

„Warte hier auf den Meister“, sagte die Gitarristin, und ihre Stimme klang so, als spräche sie in sein Ohr.

Zunächst lärmte und rumorte Seferlyn in der Tonne, in der Hoffnung, dass ihn jemand hören und befreien möge; doch dann sah er ein, dass dies nicht nur zwecklos, sondern kräftezehrend war und möglicherweise die Gefahr, in der er schwebte, noch vergrößerte. Und so kauerte er sich im Schleim auf dem Boden zusammen, atmete flach und versuchte, sich durch meditative Formeln in einen ruhigen Seelenzustand zu versetzen. Seine Augen hielt er geschlossen, die Hände hatte er über dem Bauch gefaltet und er widerstand der Versuchung, sich an juckenden Stelle zu kratzen oder sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Und so saß er, in tiefe Meditation versunken, in der stinkenden Tonne und säße wohl immer noch dort, wenn ihn nicht der Astralprojektor, seine missliche Lage erkennend, diesem Elend entrückt und in seine Stammkneipe versetzt hätte. Er war dem Meister bereits im Traum begegnet, doch das wusste er nicht, als er die Tür zu seiner Stammkneipe aufstieß. Der Meister – kein anderer als Papinsky natürlich – stand am Tresen, trank ein Bier, rauchte, wirkte nervös, als ob er es eilig habe und auf jemanden warte, der sich verspätet hatte.

Der Eindruck trog, er war keineswegs in Eile, auch nicht nervös, niemand hatte sich verspätet – zutreffend allerdings war, dass er auf jemanden wartete, auf Seferlyn nämlich, aber der kam genau zur rechten Zeit. Von all dem wusste Seferlyn damals jedoch nichts. Als er in die Kneipe trat, schaute der Professor gelangweilt, und beachtete ihn nicht, sondern starrte in die Spiegelfläche der Zapfsäule, als ob sich dort ein interessanter Vorgang abspiele, obwohl nur die Lichtreflexe der Geldspielautomaten über sie huschten.

Es gab für Seferlyn keinen Grund, sich neben ihn zu stellen; an der Theke war genug Platz und in aller Regel setzte er sich in seiner Stammkneipe an einen kleinen Eck Tisch, der zwei Personen Platz bot, aber meist von jeweils nur einem Gast besetzt wurde, der allein gekommen war und länger zu bleiben gedachte. Doch diesmal zog ihn der Barhocker neben dem Meister an. Er hatte das starke Gefühl, dass er sich auf diesem Hocker besonders wohl fühlen würde. Den Meister nahm er nicht bewusst wahr und Seferlyns Gruß war eher eine unwillkürliche Kopfbewegung, denn ein absichtliches Nicken. Auch das Hallo klang eher wie ein summendes Ausatmen.

Der Meister blickte starr, aber nicht an ihm vorbei, sondern durch ihn hindurch. Seferlyn bestellte ein Bier und einen Kurzen, kippte den Schnaps, trank ein paar Schlucke Bier, zündete sich eine Zigarette an, hustete, saugte irritiert an ihr, denn sie schmeckte nach Vanille, drückte sie aus, leerte rasch das Bierglas, orderte noch einmal dasselbe, um den befremdlichen Geschmack der Zigarette herunterzuspülen, wollte gerade gehen, als der Meister sagte: „Raschke wartet draußen.“

Er bringt dich mit meinem Wagen zum Hafen. Es wird Zeit, dass du nach Hause fährst. Vera macht sich schon Sorgen. Weißt du eigentlich, wie spät es ist?“

Seferlyn leistete keinen Widerstand; obwohl er Papinsky immer noch für einen Fremden hielt, betrug er sich angemessen, nämlich so, als sei der Mann an der Theke sein Meister. Er schief auf dem Beifahrersitz neben Raschke ein, und als dieser ihn weckte und den Schlag öffnete, drangen schon die Gesänge der Fischer an Seferlyns Ohr: melodisch, schwermütig, gesungen in der Sprache eines Reiches, von dem jene, die es kannten, nur zu raunen wagten. Diesmal traute sich Seferlyn sogar in die Hafenkneipe, aus der die lautesten Gesänge tönten und trank noch einige Gläser Bier und ein paar Schnäpse. Schließlich wurde er von den schwer betrunkenen Seeleuten für einen der ihren gehalten und zum Mitsingen aufgefordert.

Seferlyn hatte eine schöne Baritonstimme und stimmte ein. Den unverständlichen Text ahmte er lautmalerisch nach, was nicht beanstandet wurde. Zu guter Letzt ließ sich sogar die dicke Schankwirtin Irma erweichen und ihren Mezzosopran erklingen, der verriet, dass sie, bevor sie wegen Scheckbetrug zugunsten diverser Liebhaber für einige Jahre auf Staatskosten logierte, in der Welt der Oper zu Hause war. Nachdem Irma den Abend schließlich für beendet erklärt hatte, hoben zwei hilfreiche Schiffer Seferlyn, der kaum noch zu gehen in der Lage war, hinters Steuer seines Wagens. Raschke hatte zwar auf ihn gewartet, zog es nun aber vor, sich hinwegzuheben, da er das Heulen der Werwölfe für ein böses Omen hielt - das einsetzte, während Seferlyn zur Tür hinausgetragen wurde.

Kaum war es Seferlyn gelungen, den Wagen anzulassen, zügelten die Automatismen des Autofahrens seinen zuvor zu alkoholischen Ausfällen neigenden Geist und er erreichte auf Schleichwegen sicher die Tiefgarage seines Wohnblocks. Er hatte allerdings Mühe, den Aufzug zu finden und die Wohnungstür aufzuschließen. Seine Frau schlief bereits fest. Auf dem Küchentisch lag ein Zettel: „Das Abendessen und eine Flasche Bier sind im Kühlschrank. Chili. Kannst du in die Mikro stellen. Weck' mich ja nicht, brauch' meinen Schlaf. Vera.“

Natürlich kam bei derartigen nächtlichen Seelenmassagen am Hafen seine Nachtruhe zu kurz; am späten Vormittag schleppte sich Seferlyn meist übermüdet und verkatert in die Redaktion und ging, aufgeputzt durch viel Kaffee und Pillen, mit quälenden Gefühlen seiner Arbeit nach. Und so wurde er immer grauer, rotäugiger und hinfälliger; die letzten Kraftreserven wurden aufgezehrt. Schließlich half auch das Kokain nicht mehr, das ihm eine mitleidige Kollegin zusteckte, die insgeheim in ihn verliebt war und dies sogar vor sich selbst geheim hielt. Seferlyn meldete sich krank, und sogar sein stets misstrauischer Chefredakteur hatte keinen Zweifel daran, dass dies den Tatsachen entsprach.

Vera, die ansonsten immer noch nicht gut auf ihn zu sprechen war, kochte ihm Kamillentee und versuchte, ihm eine Untertasse voll Milchreis einzulöffeln. Er nahm auch ein paar Bröckchen zu sich, musste sich aber sofort übergeben. Mehrere Tag lang hatte er kaum die Kraft, allein aufs Klo zu gehen. Die leisesten Geräusche verursachten stechende Kopfschmerzen und alles, aber auch alles duftete nach Vanille und was nach Vanille duftete, erregte Brechreiz.

Am Ende des vierten Tages erholte er sich schlagartig. Er stand auf, als sei nichts gewesen, kleidete sich an, setzte sich in den Wagen und fuhr in die Redaktion. Dort wartete eine Überraschung auf ihn. Glücklicherweise und genau zur rechten Zeit bot ihm seine Zeitung an, für einige Wochen nach Amerika zu gehen, um das Leben eines erfolgreichen, aber bis ins Grotteske öffentlichkeitsscheuen Autors zu recherchieren, über den Seferlyn schon mehrfach in seinem Blatt berichtet hatte. Offenbar hatte die Chefredaktion des Nürnberger Volksboten sein aufrichtiges Interesse am Werk dieses Mannes und sein kompetentes Urteil über ihn erkannt.

Dieses Angebot interpretierte Seferlyn als herausgehobene Anerkennung, ja Auszeichnung seiner Arbeit, so dass er es nicht ausschlagen durfte und natürlich auch nicht ausschlagen wollte. Also flog Seferlyn in die Vereinigten Staaten - selbstverständlich allein. Vera war froh, dass er für eine Weile weg war; jeder, der mit ihm zu tun hatte, war das. Denn er hatte sich zu einem unerträglichen Kerl entwickelt, seitdem Papinsky ihn ihm Griff hatte. Seferlyn hatte sich zwar nicht bewusst gemacht, dass und vor allem wie sehr er sich charakterlich verändert hatte, aber er hatte dies sehr wohl vermerkt, und im Hintergrund seines Bewusstseins schwang die Hoffnung mit, er möge durch die Ortsveränderung wieder mit sich ins Reine kommen und der Alte werden.

Der Autor, mit dem er sich auseinandersetzen sollte, hieß John Slickner. Dieser Name stand jedenfalls auf den Einbänden seiner Bücher. Immer wieder wurden Zweifel an diesem Namen laut, ebenso wie an der nebulösen Biographie, die sein Verlag lancierte. Investigative Journalisten, die seine Spur zu verfolgen versuchten, kamen von ihren Reisen um den Globus meist nur mit ein paar mageren Interviews zurück, die sie beispielsweise mit Frisören oder Barmännern geführt hatten – mit Leuten, die vorgaben, Slickner oder dessen engste Vertraute zu kennen, ohne freilich dafür Belege vorweisen zu können.

Einige dieser unglücklichen Reporter streuten das Gerücht, Slickner sei keine reale Person, sondern hinter diesem Namen verberge sich ein Autorenkollektiv, und dieses Kollektiv stünde – wie könnte es bei derartigen Gerüchten auch anders sein – auf der Gehaltsliste der CIA. Die Spekulationen über die Motive der CIA waren nicht weniger abenteuerlich als die Konstruktion eines Autorenkollektivs. Der amerikanische Geheimdienst, so hieß es, benutze Slickners Texte bzw. die Bücher dieses Autorenkollektivs zur Unterstützung seiner hypnotischen Gehirnwäscheprojekte. Informationen darüber, worin diese Unterstützung bestand und welche Ziele damit verfolgt wurden, waren widersprüchlich und spärlich; doch was war auch anderes zu erwarten bei einem dermaßen ultrageheimen Projekt?

Seferlyn rümpfte über diese verschwörungstheoretischen Kollegen zwar die Nase, sein journalistischer Instinkt sagte ihm aber auch, dass sie die Bedürfnisse eines großen und beständig wachsenden Leserkreises bedienten, der nichts von, dafür aber viel über Slickner und dessen geheimnisvolle Verstrickungen und Verwicklungen lesen wollte. Selbstverständlich versuchten einige Journalisten auch, aus dem mutmaßlichen Sexualleben dieses Autors Kapital zu schlagen, und nicht nur, wenn sie von der Hypothese eines Autorenkollektivs ausgingen, phantasierten sie gern von wüsten Orgien.

Slickner beschäftigte sich mit verschiedenen Formen nicht-menschlicher Intelligenz. Er meinte damit allerdings nicht Primaten und diverse Meeressäuger, denen Biologen und Verhaltensforscher eine hohe Intelligenz bescheinigen. Vielmehr interessierte er sich für Entitäten oder Wesenheiten, die aus seiner Sicht zwar durchaus materiell, deren Existenz mit den Mitteln der heutigen Physik jedoch noch nicht nachweisbar war. Falls sich seriöse Wissenschaftler überhaupt herbeiließen, Slickners Werk zu kommentieren, behaupteten sie in der Regel sinngemäß, dass er eine „moderne Dämonologie“ betreibe, die er zwar durchaus geschickt in das Gewand einer wissenschaftlichen Terminologie hülle, die er aber empirisch zu untermauern versäume.

Slickner war ein viel gelesener Autor - möglicherweise, weil er vor den wagemutigsten, ja irrwitzigsten Spekulationen nicht zurückschreckte. Diese würzte er gern mit Versatzstücken aus Mathematik und Physik; so versteckte er beispielsweise seine nicht-menschlichen Intelligenzen in einer Calabi-Yau-Mannigfaltigkeit. Er erklärte seinen Lesern, was eine Calabi-Yau-Mannigfaltigkeit sei und in welcher Beziehung sie einerseits zur Stringtheorie, andererseits aber zu seiner Theorie kosmischer, nicht-lokaler Intelligenzen stünde; doch Physiker, die diese Bücher vor Augen hatten (sie lasen sie heimlich auf dem Klo), gewannen meist schnell den Eindruck, sie seien in einem falschen Film, betätigten die Spülung und kehrten an ihre Apparate zurück.

Slickner schrieb Bestseller, obwohl seine Bücher, wenngleich in einfacher Sprache formuliert, sehr schwer verständlich waren. Aber sie übten eine Sogwirkung auf den Leser aus: Je weniger er sie verstand, desto bereitwilliger erlag er ihrem magischen Charme. Slickner war zweifellos ein etwas abseitiges Genie, kein Nobelpreiskandidat, aber ein Zauberer, der das Handwerk der Verführung zum Lesen verstand – und der dabei Mittel einsetzte, die in der Zunft der Unterhaltungsschriftsteller und bei deren Lektoren und Verlegern als Auflagenkiller verpönt waren. Dennoch hatte er Erfolg – und was die Neider unter seinen Kollegen rasend machte, war die offenkundige Tatsache, dass er alle Erfolgsrezepte missachtete und damit das professionelle Know-how der konventionellen Schreiber wenn nicht entwertete, so doch relativierte.

Aber er war, bei aller Brillanz, kein unverbindlicher Spieler mit Worten, der zu seinem und der Leser Vergnügen eine realitätsferne Kunstwelt schuf. Bei der Lektüre seines Werkes konnte Seferlyn sich oft des Eindrucks nicht erwehren, dass Slickner Beweise zurückhielt, die er bei Gefahr seines Lebens nicht preisgeben durfte. Unter der Oberfläche esoterischer Beliebigkeit

verborg sich eine Brisanz, die schaudern machte und die sicher zum Reiz der Bücher Slickners beitrug. Wer diese Texte las, spürte die Gefahr, in der ihr Autor schwebte. Auch dies mag zu dem Gerücht beigetragen haben, dass die CIA dahinter stecke.

In den Vereinigten Staaten wurde Slickners Werk vom Brain-Focus-Verlag herausgebracht, mit dem der Autor vermutlich einen Exklusivvertrag abgeschlossen hatte. Jedenfalls wurden alle Bücher Slickners von diesem Unternehmen veröffentlicht; die Übersetzungen erschienen bevorzugt in ausländischen Töchtern dieses Medienkonzerns. Und wenn ein bisher unabhängiger Verlag eine Lizenz erhielt, dann musste man in der Regel nicht lange warten, bis auch dieser dem Imperium des Brain-Focus-Verlags einverleibt wurde.

Schon bevor Slickner Autor dieses Verlages wurde, kursierte das Gerücht, Brain Focus sei eine Frontorganisation der CIA und habe die Aufgabe, die ganze Welt im Sinne der Ideologie des amerikanischen Imperiums zu formen. Slickner soll dazu sarkastisch angemerkt haben, dass dieses Gerücht zweifelsfrei falsch sei. Wer nicht wisse, dass Brain Focus ein Joint Venture der Illuminaten und der Grauen sei, der kenne sich in der okkulten Welt nicht aus und solle besser die Klappe halten. Die deutschen Rechte an Slickners Werken wurden von einer Verlagsgruppe gehalten, zu der auch Seferlyns Zeitung gehörte.

Der Hauptaktionär dieser Dachgesellschaft war eine Finanzgruppe, die auch hinter dem Brain-Focus-Verlag stand. Seferlyns Vorliebe für Slickner hatte sich also ausgezahlt, denn selbstverständlich hätte ihm sein Chefredakteur diesen Auftrag nicht erteilt, wenn Seferlyn Slickners Arbeiten abgelehnt hätte.

Seferlyn begann seine Recherchen in New York. Zunächst sprach er im dortigen Hauptsitz des Brain-Focus-Verlages mit Tim White, dem Lektor Slickners. White war ein von der Kritik hoch geschätzter Lyriker, obwohl ihn eine sauertöpfische Minderheit gern als Vorhaut-Esoteriker verunglimpfte. Vorurteilslos betrachtet, handelte es sich bei den Gedichten Whites jedoch um hauchzart erotische, fernhinnig sinnende, sehnsuchtsvoll zarte Poesie, die nur bescheidenen Absatz gefunden hätte, wären nicht von den bereits erwähnten Kritikern Erwartungen geweckt worden, die Whites Œuvre zwar nicht zu erfüllen, die ein entsprechend disponierter Leser aber in es hineinzuprojizieren vermochte. Dies sicherte hohe Auflagen.

Böse Zungen behaupteten, Whites Kritiker, die sich lautstark über Schmutz und Schund in literarischer Tarnung echauffierten, seien in Wirklichkeit von ihm bezahlte Strohmannen, die auf diese Weise den Absatz seiner Werke ankurbeln sollten. Doch viel wahrscheinlicher war, dass es sich bei diesen Leuten um nützliche Idioten handelte, die mit ihrer Polemik das Gegenteil dessen erreichten, was sie bewusst anstrebten, nämlich Whites Werk der Vergessenheit anheimzugeben - und die unbewusst scharf darauf waren, dass Whites Werk, der Zündstoff ihrer Empörung, stets Aufmerksamkeit auf sich zog.

White pflegte gediegene Freundschaften zu den besten Köpfen der esoterisch-literarischen Welt. Es ging das Gerücht, dass White dem sagenumwobenen Dichter Slickner tatsächlich schon einmal begegnet sei. Allerdings fand dieses Gerücht ebenso wenig Fußhalt auf dem festen Grunde des nachweislich Faktischen wie die angeblich homoerotisch-esoterische Liaison zwischen dem Boss der Verlagsgruppe, die auch Sebastians Blatt herausgab, und Slickner, der, eben weil für niemanden greifbar, sich hervorragend als Projektionsfläche der absonderlichsten Vorstellungen eignete.

Der Lektor glich eher einem Schankwirt als einem Mann des Geistes. Er war annähernd kugelförmig und hatte ein gerötetes, blau geädertes und aufgedunsenes Alkoholikergesicht. Er trug eine ärmellose Lederweste, die seinen Bauch umspannte wie der Panzer eines Maikäfers. Seine Schuhe waren spitz, sehr spitz, und die Spitzen steckten in konischen Stahlhülsen. Ein für seinen Undank bekannter, von White geförderter Autor behauptete, diese Stahlhülsenschuhe würden von White als Arbeitswerkzeug von der Steuer abgesetzt.

Als Seferlyn in sein Büro trat, paffte White gerade eine Zigarre, die nicht fürchterlicher hätten stinken können, wenn sie aus feuchtem Stroh gedreht worden wäre. Als er bemerkte, dass Seferlyn sein Missbehagen an diesem Geruch vor ihm zu verbergen suchte, beträufelte er die Zigarre mit ein paar Tropfen aus einem Fläschchen. Nun duftete der Rauch nach Cannabis und Opium. Doch Seferlyn kam dieser Duft noch befremdlicher vor, denn er hatte eigentlich einen

anderen erwartet, ohne sagen zu können, welchen. Seitdem er Papinsky kannte, achtete er viel mehr auf Gerüche, Dämpfe und Ausdünstungen als jemals zuvor in seinem Leben; einmal träumte er sogar, er sei ein Hund, der sich schnüffelnd seine Umgebung erschließt.

„Wenn Sie Slickner finden wollen, Mr. Seferlyn“, sagte White nach einer professionellen, unverbindlichen, aber tief sinnigen und witzigen Vorrede, „müssen Sie das Nicht-Suchen lernen. Erst wenn Sie dies beherrschen, haben Sie eine Chance, ihn im Reich der roten Drachen zu finden. Suchen Sie um Himmels willen nicht nach dem Weg dorthin. Dies würde alles verderben. Man findet dieses Reich nicht, indem man es sucht. Vielmehr findet man sich entweder in ihm wieder oder man stirbt woanders, ahnungslos. Den Begriff des Reichs der roten Drachen habe ich im Übrigen soeben frei erfunden, da Slickners Aufenthaltsort noch nicht einmal einen Namen hat.“

„Wollen Sie mich zum Narren halten?“, fragte Seferlyn.

„Gern entspreche ich Ihren Erwartungen“, antwortete White.

Der Lektor plusterte die Backen auf und hustete dann, stoßartig prustend. Er legte die Zigarre mit angeekeltem Blick in einen Aschenbecher und fuhr fort: „Nicht-Suchen ist im Übrigen keine Spielart des taoistischen Nicht-Tuns. Es ist besser, Sie stellen sich darunter gar nichts vor. Auch ich mache mir gar keine Vorstellungen von all den närrischen Weisheiten, die ich meinen Besuchern mit auf den Weg gebe. Damit bin ich bisher ganz gut gefahren. Wissen Sie, warum manche Menschen immer und überall Erfolg haben und andere ständig scheitern? Nicht weil sie intelligenter sind oder schöner. Nicht weil sie skrupelloser sind oder zupackender. Nicht weil sie stärker sind oder schneller. Nein, weil sie den richtigen Riecher haben. Fingerspitzengefühl, verstehen Sie. Diese Leute beherrschen das richtige Timing, das richtige Wort zur rechten Zeit. Intuition, Spontaneität?“ Seferlyn unterdrückte ein Grinsen. Dieser Kerl rede ja, dachte er, wie ein esoterischer Unternehmensberater: Fingerspitzengefühl, Riecher, Intuition, Spontaneität, Tao. So normal wie jetzt hatte sich Seferlyn schon lange nicht mehr gefühlt. Wie schön! Er saß im Allerheiligsten der intellektuellen Edel-Esoterik völlig unangefochten auf seinem Thron der skeptischen Vernunft und hörte milde lächelnd zu, während White, wie ein Händler im Basar, seine Wortteppiche vor ihm ausbreitete.

„Was ich Ihnen hier plausibel zu machen versuche, klingt sicher reichlich mystisch. Es spielt auch gar keine Rolle, ob ich selbst daran glaube oder nicht. Im Vertrauen: Während der meisten Zeit meines bewussten Lebens halte ich persönlich Derartiges für ausgemachten Blödsinn. Zum Glück aber nehme ich mich und meine Überzeugungen nicht besonders ernst. So komme ich über die Runden. Wahr oder falsch? Das ist nicht mein Problem. Logik? Fakten? Wer interessiert sich denn für so was? In meinen Fernsehshows mache ich Quote mit meiner Meinung, meiner Chuzpe, meiner Rhetorik und mit meiner unverblühten Überheblichkeit.“

Er kicherte in jener unnachahmlichen Weise, die durch zahlreiche TV-Sendungen zu seinem Markenzeichen geworden war. Es klang wie ein stotternder Motor aus feinem Glas. Viele bemühten sich – Kabarettisten und Epigonen – dieses Lachen nachzuahmen; nur einem gelang es: White, wenn er sich selbst verulkte. Eine TV-Station soll sogar versucht haben, ihm dieses Lachen gleichsam abzukaufen, als akustisches Logo für eine Kultursendung, allerdings ohne Erfolg. Angeblich waren horrend Summen im Spiel, aber White, der guten Geschäften grundsätzlich nicht abgeneigt war, ahnte wohl, dass er sich mit diesem Deal selbst demontiert hätte. Er war ein gern gesehener Gast in den Fernsehstudios seines Landes, ein glänzender Unterhalter, schlagfertig, aber nie ernsthaft verletzend, und er hatte in der Regel eine gute Story über die Größen der esoterischen Literatur auf Lager, lebende und tote.

Hin und wieder gab er auch abgründig raunende Andeutungen über das Leben jenes Autors zum Besten, dem Seferlyns augenblickliches berufliches Interesse galt: Slickner. Mehrere investigative Journalisten, die, angesichts dieser offenkundigen Vertrautheit des Lektors mit Slickner, Whites Vorleben nach eventuellen geheimdienstlichen Kontakten durchleuchteten, machten daraufhin, ohne fündig geworden zu sein, schnell Karriere und wurden von ihren Sendern oder Zeitungen zu Leitern von Auslandsbüros an Brennpunkten des Weltgeschehens befördert.

„Auch Ernst macht Spaß“, sagte White. „Wenn Sie die aufrichtige Absicht haben, keine Mühen zu scheuen und keiner Enttäuschung aus dem Wege zu gehen, um mit Slickner zu reden, dann vergessen Sie alles, was Sie als Journalist je gelernt haben - oder besser noch: Vergessen Sie

alles, woran Sie als Mensch je geglaubt haben. Nebenbei: Slickner war früher, natürlich unter anderem Namen, selbst einmal ein sehr erfolgreicher Journalist. Er kennt alle Tricks; manche hat er sogar erfunden.“

Dass Slickner ein Berufskollege war, hörte Seferlyn zum ersten Mal; er neigte bisher vielmehr der Theorie zu, Slickner sei früher Werbefachmann gewesen. Dafür sprachen einige Indizien, so zum Beispiel, dass der Autor seinen Protagonisten immer wieder Sprüche in den Mund legte, die als Slogans getaucht hätten oder dass er mit sehr einprägsamen sprachlichen Bildern arbeitete. Doch White war offenbar bestens vertraut mit Slickners Biographie und Seferlyn gelangte zu der Überzeugung, dass der Beruf des Journalisten tatsächlich besser zum Persönlichkeitsbild Slickners passte als der des Werbestrategen, wobei Seferlyn jedoch selbstkritisch einräumen musste, sein Bild der Persönlichkeit Slickners bestehe überwiegend aus Gerüchten.

„Trifft es zu“, fragte Seferlyn, „dass Slickner beständig in der Welt umherreist, aus dem Koffer lebt, nirgendwo länger als 14 Tage bleibt und nie eine neue Adresse hinterlässt?“

„Wenn ich den Tatsachen entsprechend informiert bin“, antwortete White nach einigem Zögern - und es schien, nicht nur wegen der plötzlich angeschwollenen Adern auf seiner Stirn, als müsse er aufkeimenden Zorn beherrschen - „stimmt dies und stimmt auch nicht. Zeitweilig führt er ein gehetztes und unstetes Leben, so wie Sie es gerade geschildert haben. Zu anderen Zeiten genießt er die ländliche Idylle in einem abgelegenen Tal und hockt mit einer Pfeife, einem guten Buch und einem Glas Rotwein behäbig vor seiner Hütte, als habe er beschlossen, dort seinen Lebensabend zu verbringen.“

„Dann dürfte es am einfachsten sein, ihn während seiner häuslichen Periode zu finden.“

„Wenn häusliche und unstete Phasen nach einem festen Schema wechseln würden, vielleicht!“ antwortete White. „Aber dies ist keineswegs der Fall. Die häuslichen Perioden lassen sich nicht mit einem Winterschlaf vergleichen, der mit schöner Zuverlässigkeit beendet wird, wenn die ersten Sonnenstrahlen den Schnee im Walde schmelzen. Im Grunde ist es unmöglich zu prognostizieren, ob sich Slickner während eines bestimmten Zeitraums nun in der häuslichen oder in der unbehausten Phase befindet. Allenfalls können wir die Wahrscheinlichkeit angeben, mit der er gerade hier oder dort ist.“

Doch auch diese Schätzung ist mit erheblichen Unwägbarkeiten verbunden. Betrachten wir sehr lange Zeiträume, zum Beispiel ein Jahr, dann lässt sich mit beinahe hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit sagen, dass er während dieses Zeitabschnitts zumindest einmal zu Hause war. Wählen wir aber kleinere Perioden, dann wird die Wahrscheinlichkeit diffus. Betrachten wir zum Beispiel ein Intervall von einer Minute, dann gibt es, aus objektiver Sicht, überhaupt nur noch eine sinnvolle Aussage über seine An- bzw. Abwesenheit: Er ist sowohl zu Hause als auch nicht zu Hause. Diese Aussage widerspricht selbstverständlich den Gesetzen der Logik, zumindest der aristotelischen. Man könnte sie also ins Reich der Absurditäten verweisen.

Doch was kommt denn dabei heraus, wenn wir Slickner ins Korsett der klassischen Logik pressen? Das Resultat sind diese goldigen Geschichten über CIA-Projekte und Autorenkollektive, beispielsweise. Damit trifft man vielleicht den Massengeschmack, verfehlt aber todsicher die Wahrheit.“

Diese Erläuterungen hatten White sichtlich angestrengt; Schweißperlen waren auf seine Stirn getreten; er sah ausgelaugt aus. Als der Lektor sein Kinn auf die linke Hand stützte, entdeckte Seferlyn, dass White einen protzigen Ring mit einem auffälligen Emblem trug. Es handelte sich um einen Ring, der aus Seferlyns Sicht besser zu einem Zuhälter in einer amerikanischen Kleinstadt gepasst hätte. Das Emblem stellte einen Engel dar, der eine rubinrote Flüssigkeit aus einem goldenen Kelch in einen anderen füllte. Das Sinnbild war als Relief in eine kupferfarbene Bildplatte geprägt worden.

Bei genauerer Betrachtung erkannte Seferlyn, dass die von einem Gefäß in das andere strömende Flüssigkeit aus eng aneinandergeschmiegt, stecknadelkopfgroßen Rubinen bestand. Seferlyn hatte sich gar nicht bewusst gemacht, dass er, der Kurzsichtige, sich sehr weit vorgebeugt hatte, um die Details auf dem Ring zu erkennen. Er saß, mit dem Hintern auf der Kante, halbschräg im Sessel, die Brust fast auf dem linken Knie, und drohte herunterzurutschen. Erst als White fragte: „Soll ich ihn abnehmen, damit sie ihn von Nahem eingehender betrachten können?“, trieb ihm die

Peinlichkeit seines Verhaltens die Röte ins Gesicht. Dennoch entschuldigte er sich nicht; es lag ein Bann auf seiner Zunge. Er setzte sich nur wieder gerade hin und forderte den Lektor mit Blicken zum Weitersprechen auf. Er überlegte, ob Whites Ring vielleicht das Abzeichen einer Vereinigung oder gar eines Geheimbundes sein könnte.

Es war unwahrscheinlich, dass der Lektor diesen Ring nur trug, weil er an einer Geschmacksverirrung litt oder weil er ihn von einer Erbtante geschenkt bekommen hatte. Seine Kleidung, die wie angegossen zu seinem Schankwirtsgesicht passte und ihn zugleich in ein orientalisches Flair hüllte, verriet sensible Bewusstheit für äußere Wirkungen - und auch seine souveränen, vortrefflichen Umgangsformen kontrastierten scharf mit dem schreiend geschmacklosen Ring. Wenn man von seinem sicher beträchtlichen Materialwert absah, hätte man ihn für eines jener Schmuckstücke halten können, die Kinder für fünfzig Cents aus Automaten ziehen.

Die Symbolik allerdings kam Seferlyn bekannt vor. Nur erinnerte er sich nicht daran, wo er sie schon einmal gesehen hatte. Der Versuch, sich eine autobiografische Episode, in der dieser Engel mit den zwei Kelchen eine Rolle spielte, ins Gedächtnis zu rufen, führte zu einer Vorstellung, die sich gleichsam in Rauch auflöste, bevor er sie in Worte fassen und dem Verständnis zugänglich machen konnte. Natürlich handelte es sich nur metaphorisch um Rauch, er sah keinen Qualm mit seinem inneren Auge, vielmehr zerfloss die Vorstellung zu einer Wolke auseinanderstrebender Gedankenketten.

„Sie wollen also wirklich versuchen“, fragte White mit einem feinen Grinsen, das, kaum von seinen Muskeln geformt, schon wieder in den Falten seines Gesichts zu versinken schien, „Slickner zu finden und ihn zu einem Interview zu überreden? Das hat bisher niemand geschafft. Woher nehmen Sie das Selbstvertrauen zu glauben, Sie könnten der Erste sein? Sind Sie sicher, dass Sie Ihre Zeit nicht vorteilhafter nutzen könnten? Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten. Sie wurden mir als ein hartnäckiger, ein sehr hartnäckiger Journalist avisiert – und ich habe keinen Grund, am Urteil meines Gewährsmannes zu zweifeln; dass Sie hartnäckig und smart sind, steht für mich außer Frage. Aber, ich gebe zu bedenken: Wer Slickner finden will, der muss mehr sein als nur hartnäckig und smart. Wer nicht beharrlich und weise ist, wird ihn verfehlen, selbst wenn er ihm ins Auge blickt. Sind Sie beharrlich? Sind sie das: Weise?“

Jede Tätigkeit, die ihn von seiner zwanghaften Auseinandersetzung mit dem Ungeheuer Papinsky ablenke, sei gleich viel wert, egal, ob sie zum Erfolg führe oder ins Verderben, dachte Seferlyn. Während er versuchte, seine wahren Gedanken hinter einer souveränen Miene zu verbergen, antwortete er: „Ich bin allerdings davon überzeugt, dass ich herausfinden werde, wo sich Slickner aufhält, und sei es in einem Wahrscheinlichkeitsnebel. In seinen Werken finden sich fraglos versteckte Hinweise, die, richtig gedeutet, den Weg zu ihm weisen. Ich glaube nämlich nicht, dass sich der Mann verborgen hält, weil er menschencheu, schüchtern, sonst wie neurotisch oder ein Krüppel von entsetzlicher Gestalt ist.“

Das Rätsel um seine Persönlichkeit ist nach meiner Auffassung ein bewusst kalkulierter Bestandteil seiner Dichtung. Ich bin nicht hier, um von Ihnen einen Lageplan seines Aufenthaltsorts zu erbitten. Mir geht es darum, Slickner nicht nur räumlich zu verorten, sondern vor allem auch geistig. Darum spreche ich mit Ihnen, denn Sie sind offenbar ein hervorragender Punkt in seiner geistigen Topographie.“

„Schon viele sind gescheitert, die versuchten, Slickner zu finden“, sagte White mit einem milden Lächeln und die Verbindung seiner Worte mit diesem Lächeln bewirkte schlagartig, dass sich Seferlyn wie die Fliege im Netz der Spinne fühlte. Aber die Spinne symbolisierte nicht Slickner oder White; die Spinne, die immer untergründig gegenwärtige, verstrickende Bedrohung hieß - Papinsky. Er war da. Immer da. Er saß ihm im Genick, auch wenn Seferlyn Papinskys Griff in diesem Augenblick so wenig spürte wie den Druck der Luft.

„Es ging schon oft verdammt viel schief bei denen, die Slickner nachspionierten! Ein kanadischer Reporter zum Beispiel verfolgte Slickner in einem Kanu auf einem Nebenfluss des Amazonas. Slickner war vielleicht zehn Minuten vor dem Journalisten von einer verwaisten Missionsstation aus aufgebrochen, ebenfalls mit einem Kanu. Im Gegensatz zu Slickner war der Zeitungsmann weder ein guter Kenner Amazoniens, noch ein guter Kanufahrer. Die grüne Hölle verschluckte ihn.“

Er geriet wahrscheinlich in eine Stromschnelle und ertrank. Oder er wurde ein Opfer der Giftpfeile, die in dieser grausen Weltgegend gelegentlich aus den Blasrohren der Einheimischen zischen. Wer weiß? Einen anderen Reporter, der Slickner verfolgte, ereilte sein Schicksal auf der Hazienda eines argentinischen Milliardärs, der seine Freunde mit einem berühmten Schriftsteller als Gast zu beeindrucken gedachte.

Zur gleichen Zeit weilte dort ein spanischer Neurochirurg, der einigen Stieren des Gutshofs zu Demonstrationszwecken Elektroden ins Gehirn gepflanzt hatte. Als der Reporter auftauchte und sich Slickner näherte, warf der Autor sein Whiskyglas über die Schulter, entriss dem Neurochirurgen den Sender, mit dem die Elektroden aktiviert werden konnten, und sprang über den Zaun zu den Tieren.

Der Reporter war außer sich vor Jagdeifer und folgte dem Schriftsteller, der den Schalter des Senders betätigte und durch einen elektrischen Impuls ins Gehirn die Stiere besänftigte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Weide setzte er wieder über den Zaun und deaktivierte den Sender. Die Stiere reagierten nun mit der arteigenen Aggression auf den Reporter, der sich noch innerhalb des Gatters befand. Die Geschichte wäre böse ausgegangen, wenn ihm nicht einige Gauchos zu Hilfe geeilt wären und die wutschnaubenden Tiere gebändigt hätten.“

„Glauben Sie“, fragte Seferlyn, der zwanghaft grinste, „dass Slickner den Tod seiner Verfolger billigend in Kauf nimmt? Ist ihm sein Entkommen, die Wahrung seiner Anonymität wichtiger als Menschenleben? Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen, denn aus seinen Werken spricht eine tiefe Humanität, auch wenn er sich mit den entlegensten Bezirken des Universums beschäftigt.“

„Slickner ist weder ein Tyrann, der glaubt, persönliche Kraft anzusammeln, wenn er seine Feinde überlebt. Noch ist er ein Sadist, der aus purer Wollust Menschen qualvoll sterben lässt“, sagte White. „Er sieht in den Verfolgungsjagden, die ehrgeizige Menschen veranstalten, um sein Geheimnis zu lüften, ein Spiel. Und zwar ein Spiel besonderer Art, ein Spiel, das in jenem Grenzbereich gespielt wird, wo das Sakrale und das Komische sich vermischen und ununterscheidbar werden. In diesem Bereich kann man den Tod nicht billigend in Kauf nehmen. Dort wird nicht gehandelt. Dort wird nicht verkauft und nicht bezahlt. Dort erstirbt das Dasein in einem Schrei des puren Lebens.“

Im Übrigen ist Slickner, wenn ich mich nicht irre, stets bemüht, seinen Gegnern eine faire Chance zu lassen. Wer mitspielt, weiß, worauf er sich einlässt. Er wird gewarnt. Mit Nachdruck. Mit drastischen Vorzeichen des verzückten Grauens. Vermutlich ist meist eine Kombination aus sträflicher Dummheit und menschenverachtender, skrupelloser Sensationsgier dafür verantwortlich, wenn Einzelne nicht mit einem blauen Auge davonkommen.

Wer aber die Gefahr nicht rechtzeitig erkennt oder wer sie gering schätzt, der spielt ein Spiel auf Leben und Tod. Slickner nimmt diese Herausforderung an und spielt mit. Er achtet die Freiheit des Anderen, auch wenn der Andere seine Freiheit in maßloser Selbstüberschätzung missbraucht. Er spielt dieses Spiel auf seine unnachahmliche Art – mit ernstem, grimmigem Humor.“

„Dann fürchtet Slickner seine Verfolger nicht?“, fragte Seferlyn.

„Bis auf einen fürchtet er niemanden so, wie der Hase den Hund fürchtet!“, antwortete der Lektor und kramte bedächtig eine angerauchte Zigarette aus einer zerknitterten Schachtel hervor. „Aber diesen fürchtet er so sehr, dass er ausschließlich seinetwegen ein Leben im Verborgenen führt. Im Übrigen widerspricht dies Ihrer Vermutung keineswegs, das Inkognito Slickners sei ein literarisches Kalkül. Diese Aussage scheint widersprüchlich. Bevor Sie diesen Widerspruch auflösen können, müssen Sie noch viel mehr über das Wesen der Furcht Slickners vor diesem schrecklichen Verfolger lernen.“

„Ich kann mir nicht vorstellen“, sagte Seferlyn, „dass sich Slickner vor einem einzelnen Menschen so sehr fürchtet. Wenn auch nur fünfzig Prozent der Berichte über ihn wahr sind, dann gibt es niemanden, dem er sich unterlegen fühlen müsste! Außerdem will es mir nicht einleuchten, dass Slickner die Belastungen und Verzweiflungen seines Lebens ohne festen Bezugspunkt in der Welt, ohne Familie und Freundeskreis auf sich nimmt, nur um sich vor einem einzelnen Menschen zu verbergen. Vor einem Einzelnen könnte man sich vermutlich auch wirksamer an einem festen Standort schützen - durch Alarmanlagen, Elektrozäune und Sicherheitsdienste.“

„Ich habe nicht behauptet, dass es sich um einen Menschen handelt!“, sagte der Lektor. Seine Mundwinkel zuckten kaum merklich. Das Zucken löste sich aus Whites Antlitz, verselbständigte sich wie paranormales Ektoplasma und erschütterte für einen winzigen Augenblick den Raum. Das sich an den Riffen der Zeit brechende Zucken elektrisierte Seferlyn wie ein Stromstoß ins Gehirn. Durch die plötzliche Wendung des Gesprächs stellte sich die Sache für Seferlyn nunmehr allerdings in einem völlig anderen Licht dar. Die Vorstellung, dass Slickner sich von einem nicht-menschlichen Wesen bedroht fühlte, schien Seferlyn durchaus plausibel. In mehreren Büchern unterstellte Slickner die Existenz körperloser Wesen jenseits unseres Wahrnehmungsvermögens, die unseren Planeten schon länger bewohnten als das Menschengeschlecht.

Wenn man nur fest genug an diese Wesenheiten glaube, dachte Seferlyn, dann könne sich leicht der Wahn entwickeln, man würde von ihnen verfolgt, etwa weil man ihre Abgeschiedenheit bedrohe oder ihre Pläne durchkreuze. Doch obwohl es nicht einer gewissen Plausibilität entbehrte, Slickner als Spinner einzuschätzen, als einen Borderline-Charakter der liebenswerten und lebensfähigen Art, so war es aus dem Blickwinkel Seferlyns andererseits doch völlig unangebracht, ihn für einen Feigling zu halten.

„Ich bin fest davon überzeugt“, sagte Seferlyn, „dass Slickner keine Angst davor hat, von einem nicht-menschlichen Wesen getötet zu werden. Er weiß zu viel vom Tode, um eine bestimmte Art des Sterbens zu fürchten.“

„Slickner fürchtet nicht, ein nicht-menschliches Wesen könne ihm das Leben nehmen. Was ihn in Panik versetzt, ist die Furcht, dieses nicht-menschliche Wesen könnte sein Leben transformieren.“ Seferlyn war außer Stande, den Sinn der letzten Worte Whites zu entschlüsseln. Aber ihn beschlich der Verdacht, bald werde ein Vorhang zerreißen. Schon wieder grinste er, zwanghaft.

„Magie ist komisch, zum Brüllen, aber man darf nicht lachen, weil man sonst, angesichts des namenlosen Grauens, erstarrt“, sagte White. Er verzog keine Miene.

Seine Emotionslosigkeit – sie mochte vorgetäuscht sein oder auch nicht - machte Seferlyn argwöhnisch: Wartete White nur auf eine passende Gelegenheit, um Seferlyns seelischer Stabilität einen weiteren, entscheidenden Stoß zu versetzen?

Der Lektor erhob sich schwerfällig und ächzend, trat an das Fenster seines Büros und schaute hinaus. Nach einer Weile konzentrierter Kontemplation winkte er Seferlyn heran. Dieser erhob sich mühsam aus seinem Sessel, unter Qualen, als seien seine Glieder rheumatisch versteift, und schlurfte stöhnend ans Fenster. Auf dem Flachdach eines gegenüberliegenden Wolkenkratzers sah Seferlyn im flutenden Mondlicht das weiße Einhorn. White hob die linke Hand und richtete den Ring mit dem Engel auf die märchenhafte Erscheinung.

Das Wesen begann zu zittern, als wolle es davonpreschen, dennoch verharrte es trotz pulsierender Fluchtenergie - angewurzelt, wie ein Baum im Sturm. Es äugte angstvoll zu White empor. Als Seferlyn seinen Blick abwendete, weil er die unermessliche Furcht in den Augen des Tieres nicht länger zu ertragen vermochte, sah er, wie ein gleißender Lichtstrahl aus dem Ring hervorschoß und das Fabeltier umzüngelte. Das Einhorn verflüchtigte sich schließlich zu einer feinen Dunstwolke, die langsam über das Dach des Wolkenkratzers schwappte und in die Straßenschluchten niedersank. Seferlyn hatte den Eindruck, als verhalte ein leises Klagen zwischen den Betonfassaden.

„Unglaublich, wozu Licht-Designer heute in der Lage sind“ sagte White. „Ein Einhorn aus Neonröhren, das die Flucht zu ergreifen vermag, täuschend echt, das hat was.“

Aus Whites Mund blubberten Seifenblasen, die ruhevoll aufstiegen und im Licht der Deckenfluter schillerten. Als wolle er sich in Wollust versetzen, rieb er, mit kühlem, konzentriertem Gesichtsausdruck, seine fleischigen Oberschenkel aneinander. Seferlyn wunderte sich, wie groß und spitz die Ohren des Lektors waren. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass White stark behaarte, fast pelzige Handrücken hatte. Auch seine Augenbrauen waren sehr buschig und in der Mitte zusammengewachsen. Seferlyns Herz raste. Seine Hände triefen vor Nässe. Seine Brust zog sich zusammen, als würde sie von eisernen Ringen eingeschnürt. Eine säuerliche Übelkeit kroch in seinem Schlund empor, und in ihm keimte die Befürchtung auf, dass er, wenn White nicht sofort

seine obszönen Bewegungen einstellte, auf einen Schlag kotzen, scheißen und pissen müsste. Dann, nach endlosen Sekunden des Niederringens zwiespältiger Gefühle und brodelnd kochender Körpersensationen, die sich der Beschreibung entzogen, ja, die der Beschreibung spotteten - endlich, endlich eine erlösende Ablenkung: Das Telefon klingelte.

Schlagartig wurde Seferlyn von seinen Qualen erlöst und ein Gefühl wohliger Erleichterung durchströmte seine Seele. White wechselte einige Worte mit seinem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung. Der Inhalt des Gesprächs erschien Seferlyn rätselhaft; es gelang ihm nicht, obwohl er es angestrengt versuchte, sich auch nur einen winzigen Aspekt der Äußerungen Whites einzuprägen.

Während des Telefonats schaute White zunächst verwirrt, dann entsetzt, schließlich genervt und endlich entschlossen: „Leider muss ich mich jetzt von Ihnen verabschieden. Man verlangt höheren Orts nach mir!“, sagte er zu Seferlyn.

Die Augen des Lektors blitzten vor Zorn; sie waren blutunterlaufen; die Lider eitrig entzündet. Er nahm ein goldenes Ei aus einer Schreibtischschublade, polierte es am Hosenbein, hielt es gegen das Licht, prüfte es kritisch und presste es dann mit seiner Hand zusammen, bis ihm goldener Saft durch die Finger rann. Der Saft verflüchtigte sich rasch, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen. Es breitete sich jedoch ein intensiver Duft aus. Die Duftnote, deren Name Seferlyn auf der Zunge lag, wollte in seinem Bewusstsein nicht erklingen.

Bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, stand er schon im Flur. White war verschwunden. Ein Kater mit eingeklemmtem Schwanz und geducktem Gang versuchte, sich an Seferlyns Beinen vorbei in den Fahrstuhl zu schleichen. Seferlyn versetzte ihm mit dem Spann seines rechten Fußes einen sanften Tritt vor den Bauch. Das Fauchen des Tiers klang wütend und erleichtert zugleich, weil sich nun Furcht in Wut verwandeln konnte. Es verschwand pfeilschnell durch die Tür eines Büroraums am Ende des Flurs, die sich vor ihm einen Spalt öffnete und hinter ihm wieder schloss. Seferlyn entdeckte, dass in der rechten oberen Ecke der Fahrstuhlkabine eine Schwalbe ein Nest gebaut hatte.

Als sich die Schiebetür zu schließen begann, flatterte ein Vogel mit Futter im Schnabel im letzten Augenblick hindurch und ließ sich sofort im Nest nieder. In der linken oberen Ecke der Kabine baumelte ein Säugling in einem blauen Strampelanzug an einem Strick um den Hals. In seinem linken Nasenloch hockte einer fette, grüne Raupe. „Alles fließt!“, dachte Seferlyn, bevor ihn ein unbeschreibliches Etwas packte und rüttelte.

Wie von Sinnen fand er sich auf der Straße wieder. Fast wäre er mit einer umgekippten Mülltonne zusammengestoßen, aus der Unrat quoll - ein wabbeliger, Faulgase ausströmender Brei. Das Gas stach beim Einatmen in den Lungen. Der stechende Schmerz belebte seinen Geist. Kühl und emotionslos seine Lage analysierend, konstatierte Seferlyn, dass er sich am Ende seiner Nerven befand und diesen Standort mutig ins Auge fassend, erkannte er, dass dort das nackte Grauen hauste. Seferlyn verschränkte die Arme vor der Brust, schob die Schulterblätter nach vorn und atmete tief durch, wobei die Faulgase wieder höllische Schmerzen in seiner Lunge verursachten. Diese Schmerzen versetzten ihn in einen Zustand gesteigerter Bewusstheit, in dem sich die Pforten seiner Wahrnehmung weit öffneten, so dass er, abgelenkt von der Fülle faszinierender Reize, über jeden Schmerz erhaben war.

Eine wilde Horde heulender, zähneknirschender, stöhnender und sich selbst verfluchender Flagellanten strömte plötzlich an einer nahen Straßenecke aus einer Häuserschlucht hervor und bewegte sich auf Seferlyn zu. Die Büßer schritten in einer schier endlosen Prozession an ihm vorbei. Ihre Kleider waren zerrissen, man konnte blutige Striemen auf ihren Rücken sehen, die meisten Körper waren durch eiternde Schwären entstellt. Gesichter mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen blickten voller Trübsal und Scham ins Leere.

Vielen dieser reuigen Sünder sah man an, dass Kasteiung ihr tägliches Brot war und oftmals auch ersetzte. Junge Frauen in der Blüte ihrer Jahre glichen in Lumpen gehüllten Hautsäcken. Männer, kaum zwanzig, die eigentlich vor Saft und Kraft strotzen sollten, starrten mit bleichen Gesichtern, dem Tode durch Verzweiflung nahe, ins Leere. Kein fühlendes Herz blieb ungerührt bei diesem erbarmungslosen Ausdruck unermesslicher Schuld. Die Büßer wurden von einem selig lächelnden, älterem Mann in einem strahlend weißen Pilgerhemd mit einem knielangen, silbergrauen

Rauschebart angeführt. Als einziger geißelte er sich nicht. Seine Bewegungen wirkten vornehm und zurückhaltend.

Die Büsser hielten gebührenden Abstand zu ihm, so dass sein tadelloses Gewand nicht durch Blut, Rotz und Eiter bespritzt werden konnte. Hin und wieder hielt er inne, dann erstarrten auch die Flagellanten, und sogar ihre sausenden Geißeln gefroren, in der unermesslichen Kälte seiner herrischen, Einhalt gebietenden Geste, wie spritzendes Wasser zu Eis. Erst wenn sich der Anführer, leichtfüßig schreitend, wieder in Bewegung setzte, kehrte das grause Leben in die Schar der Büsser zurück. Er lächelte intensiv nach innen und nach außen - dieses meisterlich doppelt gerichtete Lächeln war das Geheimnis seines Erfolges. Die Rückseite seines makellosen, maßgeschneiderten Samtgewandes war prachtvoll bestickt. Die Stickerei zeigte einen Engel, der eine rubinrote Flüssigkeit aus einem Kelch in einen anderen füllte.

„Gesegnet sei der englische Kelch!“, rief Seferlyn, wie unter Zwang, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen. Er war zutiefst durchdrungen von der Überzeugung, dass er diesen Engel schon einmal gesehen hatte und dass diese Symbolik große Bedeutung besaß für sein vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Leben, aber er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann, wo, in welchem Zusammenhang und in welcher Erscheinungsform ihm dieser Engel mit den beiden Kelchen bereits begegnet war.

Als sei Seferlyns Ruf ein geheimes Signal gewesen, begannen die Flagellanten nun, sich noch gnadenloser zu geißeln als zuvor. Blut, Rotz und Eiter schossen durch die Luft, klatschten an Fahrzeuge und vor Hauswände, besudelten Passanten und bildeten große Lachen auf dem Pflaster, das sich unter ihnen wie durch Säure aufzulösen begann. Der Gestank der Zerknirschung breitete sich aus. Unversehrt allein blieb der Anführer, als schütze ihn ein magisches, unsichtbares Schild. Die nahe St.-Martin's Church ließ nun ihre dumpfen Glocken erschallen. Priester am Straßenrand zogen Glöckchen aus den Taschen ihrer schwarzen Gewänder und bimmelten silberhell.

„Heil, Anathapindika, heil dir, der du nie zu uns sprichst, aber mit deinem gütigen Blick unsere Seelen erquickst!“, riefen die Flagellanten im Chor. Einige sahen mit ihren hohlen Augen, in denen für Sekunden ein Anflug des Glücks aufflackerte, zu Seferlyn hinüber. Unvermittelt kehrte die Vernunft in sein gemartertes Hirn zurück, und so riss er sich von diesem Anblick sakraler Morbidität los. Ob es nun der Blickkontakt war, der diesen Sinneswandel herbeiführte, ob sich Ron und Don erbarmten und die Regler adjustierten, ob gar, dank des Glockenklangs, Gottes gütige Hand im Spiel war, ist schlussendlich unerheblich, weil Seferlyn sich in einer Lage befand, in der alles, alles, was nicht den unmittelbaren Interessen Papinskys entsprach, in letzter Instanz nicht zählte.

Nachdem die Klagelaute der Büsser, die in eine andere Häuserschlucht einbogen, verklungen waren, entschloss er sich, nun endlich das Gesetz des Handelns an sich zu reißen. Die entschiedene Tat sollte die bösen Geister vertreiben oder präziser, sie sollte sie ihrer Existenzgrundlage berauben. Doch sein Entschluss verpuffte kraftlos. Eine bleierne Müdigkeit erfasste ihn. Er wollte nur noch schlafen, schlafen, schlafen. Mit müder Geste winkte er ein Taxi herbei und ließ sich in sein Hotel fahren.

Zum Glück hatte er noch ein paar Tranquilizer in seinem Reisegepäck. Zusammen mit ein paar Gläsern Whisky würden sie ihre Wirkung nicht verfehlen, dachte er. Seferlyn war nicht abhängig von Tranquilizern, aber er benutzte sie, und zwar ausschließlich in Kombination mit Alkohol, häufiger, als ihm guttat. Oft mochte er morgens beim ersten Blick in den Spiegel seinen Augen nicht trauen, weil ihm grüner Schleim aus den Mundwinkeln sabberte. Der Schleim verunsicherte ihn so sehr, dass er sich einmal sogar ein Herz fasste und ihn labormedizinisch untersuchen ließ. Einige Wochen später teilte ihm sein Hausarzt mit, dass man in seiner Speichelprobe nichts Ungewöhnliches gefunden habe. Die grüne Färbung stamme zweifelsfrei von einer Pfefferminzzahncreme.

Der Taxifahrer, ein Irokese, der aus dem Norden des Bundesstaates New York stammte, war sehr schweigsam und fuhr mit dumpfer Aggression. Er knurrte, fluchte unterdrückt, rüttelte am Lenkrad, bremste scharf und raste los, hielt sich aber dennoch an die Verkehrsregeln. Man hatte den Eindruck, seine Arbeit im Allgemeinen und sein Fahrzeug im Besonderen behagten ihm nicht. Auch New York schien er nicht zu lieben, denn wiederholt bedachte er die Stadt und deren Einwohner

mit Flüchen. Nahm man seine Flüche ernst, so war eine geheimnisvolle Kraft oder ein Fluidum namens Mikwe für die allermeisten Widrigkeiten verantwortlich, mit denen ein Taxifahrer in New York zu kämpfen hatte.

„Könnte es sein, dass ich Sie schon einmal gefahren habe?“, fragte der Taxifahrer, nachdem er seit Beginn der Tour etwa eine halbe Stunde lang kein Wort an Seferlyn gerichtet, sondern nur unausgesetzt gegrunt, geraunt, geflucht und gepoltert hatte. Seferlyn konnte mit dieser Frage nicht rechnen, aber er antwortete ohne Schrecksekunde.

„Unmöglich!“, sagte er. „Ich fahre heute zum ersten Mal in meinem Leben in New York mit dem Taxi.“ Seferlyn hatte das Gefühl, in Schweiß auszubrechen, aber seine Haut war trocken, als stünde er in einem scharfen Wind.

„Merkwürdig!“, sagte der Fahrer. „Ich könnte schwören, Sie vor ein paar Tagen schon einmal gefahren zu haben. Ich würde Sie damit gar nicht behelligen, wenn es nicht wirklich wichtig wäre für mich. Wissen Sie, ich bin ein korrekter Fahrer. Dass ist für mich Ehrensache. Ich achte darauf, dass niemand etwas vergisst. Aber neulich hat doch tatsächlich ein Fahrgast einen Koffer in meinem Wagen vergessen, einen großen Koffer. Das ist mir noch nie passiert. Wissen Sie, ich fahre oft sechzehn Stunden am Tag, hab' ein paar hungrige Mäuler zu stopfen, aber das kommt bei mir einfach nicht vor, dass ich meine Gedanken nicht beieinander habe, kann ich mir hier in New York ja auch gar nicht leisten.“

Und trotzdem, verdammte Mikwe, bleibt doch tatsächlich ein Koffer bei mir liegen. Glauben Sie mir, der Fahrgast hat wirklich ausgesehen wie Sie! Und er hatte auch demselben Akzent.“ Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Er schaute Seferlyn mit einem erbarmungswürdigen Hundeblick an.

„Vor ein paar Tagen war ich noch in Deutschland!“, sagte Seferlyn mit begütigender Stimme. „Das kann ich beschwören! Und mein Koffer ist ganz sicher im Hotel!“

„Meine Großmutter behauptet“, sagte der Fahrer, „dass manche Menschen an zwei Orten zur gleichen Zeit sein können. Einige besonders Begabte sollen sogar in der Lage sein, mit dem Menschen Kontakt aufzunehmen, der sie in zwanzig, dreißig Jahren sein werden. Sie existieren also sogar zu zwei verschiedenen Zeitpunkten gleichzeitig.“

Seferlyn war davon überzeugt, dass der Fahrer keineswegs scherzte. Zwar hatte er beim letzten Satz flüchtig gegrinst, doch nun schaute er finsterner denn je. Dicke Schweißtropfen perlten von seinem Kinn auf sein T-Shirt. Die Sache interessierte Seferlyn nun brennend. Er fühlte sich an Papinskys Vortrag über die Zeit erinnert und ließ sich sogar zu der närrischen Idee hinreißen, Papinsky wollte ihn vom Wahrheitsgehalt seiner Theorie durch ein Experiment überzeugen, dessen unfreiwillige Versuchsperson er, Seferlyn war. Er fragte den Fahrer, ob er den Koffer im Wagen habe.

„Ja, er ist im Kofferraum!“, sagte der Chauffeur erleichtert, weil er nun nicht mehr allein war auf der Welt mit dem Koffer und einer Riesenverantwortung. „Wollen Sie ihn sehen?“

Er blickte Seferlyn flehentlich aus den Augenwinkeln an. Natürlich wollte dieser einen Blick darauf werfen, um die Sache endlich aus der Welt zu schaffen, so oder so. Als er bejahte, fuhr der Chauffeur an den Straßenrand. Sie stiegen aus, der Fahrer öffnete stumm und mit zittrigen Händen den Kofferraum. Dort schwebte, wie auf einem Luftkissen, ein Behältnis, bei dem es sich zweifelsfrei um jenen Koffer handelte, in den Seferlyn seinen wirklich unverzichtbaren Gegenstand gepackt hatte.

„Diesen Koffer kenne ich nicht!“, log Seferlyn mit mühsam beherrschter Stimme und bemühte sich, dem Taxifahrer fest und selbstsicher in die Augen zu schauen, wobei ihm bewusst war, dass ihm die Röte ins Gesicht schoss. Der Fahrer wich Seferlyns Blick scheu aus, aber in seinen Augenwinkeln schien ein verräterisches Wissen aufzublitzen.

Der Anblick des Koffers hatte Seferlyn in den Zustand gesteigerter Wahrnehmung versetzt und in dieser Verfassung war er nicht mehr so leicht zu täuschen. Er hatte nun keinen Zweifel mehr daran, dass der Fahrer eine Marionette Papinskys war. Papinsky sei in New York, dachte er, ganz klar, todsicher, er spinne seine Fäden, er setze seine Leute auf ihn an, er lasse ihn beobachten, wolle ihn verwirren, in die Enge treiben, zu Fehlern verführen, er sei schon ganz nah, er weide sich

an seiner Furcht. Wie unter Zwang malte Seferlyn sich aus, was sich, außer oder anstelle seines ‚unverzichtbaren‘ Gegenstandes, in seinem Koffer befinden könnte: Eine Mordwaffe mit seinen Fingerabdrücken (natürlich gefälscht), halbverweste Leichenteile, verräterische Spuren verruchter Liebesspiele.

Als die Feuchtigkeit, die zuvor wie kalter Schweiß seinen Rücken heruntergelaufen war, sich plötzlich wie warmes Blut anfühlte, versagte er sich, mit letzter Kraft und unter Qualen, jeden weiteren Gedanken an den mutmaßlichen Inhalt seines Koffers, bezahlte den Fahrer, gab reichlich Trinkgeld und sprintete federnd ins Hotel wie ein koksender Jungmanager. Seine Füße schmerzten, als litte er an der Gicht.

Den Koffer ließ er zurück, obwohl der Fahrer ihm nachrief, er solle ihn um Himmels willen davon befreien, jetzt - da er sich von seinem Fahrgast nicht täuschen lasse und zweifelsfrei wisse, wem der Koffer gehöre - könne er ihn nicht mehr zum Fundbüro bringen, ihn sich auch nicht aneignen und erst recht nicht in den Sperrmüll geben. Er brauche aber den Platz in seinem Kofferraum.

Seferlyn jedoch ließ sich nicht beirren. Auf diesem Koffer lag ein Fluch. Der Taxifahrer musste sein Schicksal allein meistern. Wenn er mit Papinsky im Bunde stand, dann hatte er es ohnehin nicht besser verdient. Und dass er zu Papinskys Leuten zählte, bewies er ja durch den Versuch, ihm, Seferlyn den Koffer aufzudrängen. Seferlyn beschleunigte seinen Schritt, als der Verdacht in ihm aufkeimte, eine Bombe mit Zeitzünder ticke in dem Koffer.

Esther

Im Hotel angelangt, zögerte Seferlyn, sich trotz völliger Übermüdung auf sein Zimmer zurückzuziehen; er war einfach zu müde zum Schlafen – und zu aufgewühlt angesichts der Gefahr, in der er offensichtlich schwebte. Er war vor Erschöpfung und Furcht kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Seine Nerven summten wie Hochspannungsleitungen. Er hatte gehofft, in Amerika seiner Nürnberger Misere zu entkommen, doch nun musste er erkennen, dass er vor Papinsky nicht weglaufen konnte. Der Professor dirigierte offenbar ein internationales Netzwerk. Dass der Taxifahrer für ihn arbeitete, stand außer Frage. Ob dies auch auf White zutraf, war nicht so sicher; dennoch hielt Seferlyn es für ratsam, sich so zu verhalten, als ob White und Papinsky unter einer Decke steckten.

Nicht auszudenken, wenn auch Slickner nur ein Köder war, der ihn in eine Falle locken sollte. Aber wozu? Warum in aller Welt hatten sich Papinsky und seine Spießgesellen ihn, Seferlyn ausgesucht? Welche Motive hatten sie? Was wollten sie ihm antun? Wem war damit gedient? Seferlyn suchte nach dem roten Faden, der die Ereignisse der letzten Zeit miteinander verband, doch jeder Faden, den er aufnahm, verhedderte sich in seinem Bewusstsein zu einem unentwirrbaren Knäuel.

Am liebsten wäre Seferlyn geflüchtet: vor Papinsky, vor Vera, vor dem Nürnberger Volksboten – doch wohin? Seferlyn hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass er an keinem Ort dieser Erde vor seinen Verfolgern sicher war. Er kannte viele verschwiegene Plätze: eine einsame Hütte in einem Tal auf La Gomera, eine vergessene Oase in der Sahara, wo ihm einer der dort lebenden Kameltreiber zu Dank verpflichtet war. Aber Seferlyn würde nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass Ali nicht längst Bakschisch von Papinsky bekommen hatte – und die Gomeros? Denen war so oder so nicht zu trauen.

Seferlyn hätte es jetzt nicht ertragen, mit sich und den Zuckungen seines Bewusstseins allein zu sein. Also hockte er sich an die Hotelbar und bestellte einen doppelten Whisky, den er gierig trank. Nowhere to run – nowhere to hide! Er wusste nicht, wo er diesen Satz schon einmal gehört hatte. Wahrscheinlich in einem Film der schwarzen Serie. Er passte hervorragend zu seiner Situation. Dieser Satz wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen, wurde fast zum Denkwang.

Der Barkeeper schaute mitleidig zu ihm herüber, denn Seferlyn zitterte wie ein Alkoholiker beim ersten Glas nach dem Aufwachen. Papinsky saß ihm, Mark saugend, in den Knochen. Seferlyn

bestellte noch einen Whisky, den ihm der Barmann mit skeptisch-fragendem Blick herüberschob. Nowhere to run – nowhere to hide! Nach zwei weiteren Drinks entfaltete der Alkohol endlich seine anregende und beruhigende Wirkung. Zunehmend gleichgültiger, beinahe mit einer wohligen Gelassenheit, dachte er über seine Situation nach.

Nun keimte der Verdacht in ihm auf, dass er Slickner nicht nur suchte, weil ihn seine Redaktion beauftragt hatte, diesen Autor zu interviewen. Er hielt es jetzt durchaus für möglich, dass er, natürlich unbewusst, Slickner auf den Fersen war, weil er Aufklärung von ihm erhoffte. Vielleicht wusste Slickner, der Experte für alles Abseitige und Abgründige auf diesem Planeten, wer Papinsky war und was er mit ihm vorhatte. Vielleicht war er ja gar nicht mit Papinsky im Bunde und sogar bereit, ihm, Seferlyn zu helfen.

Die Hoffnung auf Hilfe beruhigte ihn und sein Bewusstsein normalisierte sich wieder. Und so wurde ihm wieder klar, dass Papinsky kein realer Mensch, sondern eine Figur aus einem Alptraum war. Zum Glück, denn er hatte ja schon genug unter Vera und dem Nürnberger Volksboten zu leiden. Ein echtes Problem von den Ausmaßen Papinskys hätte ihm da gerade noch gefehlt. Die Lissalenti, Benigno, Marquart, Ron und Don – wie froh war er doch, dass er das ganze Gruselkabinett Papinskys ins Reich der Träume verweisen konnte.

Allerdings half ihm dieses klare Bewusstsein auch nicht dabei, die Angst zu überwinden, die ihm Papinsky eingeflößt hatte. Er entschloss sich, bei nächstbestener Gelegenheit einen Psychoanalytiker zum Zwecke der Traumdeutung aufzusuchen. Dieser Vorsatz gab ihm neue Zuversicht. Nowhere to run – nowhere to hide! Nach einem weiteren Glas Whisky, das ihm der Barkeeper nur noch widerstrebend aushändigte, gestand er sich seine zunehmenden Zweifel daran ein, dass Papinsky tatsächlich ein Traumgebilde sei. Er begann, es nicht mehr für abwegig zu halten, Papinsky könne ein realer Mensch sein - oder ein Außerirdischer mit menschlichen Zügen.

Als er - nun trotz aller Zweifel wieder oberflächlich souverän und gelassen - das zehnte Glas in Angriff nahm (der Barmann hatte jeden Widerstand aufgegeben, er hielt Seferlyn inzwischen für sehr trinkfest, wenn nicht für immun gegenüber den Wirkungen des Alkohols), kam eine etwa 35jährige Frau in die Hotelbar und nahm, obwohl der Raum fast leer war, auf dem Hocker direkt neben ihm Platz. Aus ihrem Äußeren und ihren Bewegungen schloss Seferlyn, sie sei eine Nutte. Aussehen und Figur ließen erkennen, dass sie, wenn seine Einschätzung zutraf, der gehobenen Preisklasse angehörte. Ihre langen, kastanienbraunen Haare umschmeichelten ihre Schultern.

Sie schaute Seferlyn lange ungeniert von der Seite an, während sie mit geschickten Bewegungen ihrer Arme und ihres Oberkörpers ihre beachtliche Figur in Szene setzte. Seferlyn beobachtete ihren spöttisch herausfordernden Blick aus den Augenwinkeln. Obwohl sie seine Bastion schon längst geschliffen hatte, versuchte er eine verzweifelte letzte Verteidigung. Er ignorierte sie demonstrativ, spielte mühsam und wenig überzeugend den Gelangweilten, während er die Glut seiner Zigarette betrachtete wie das Pendel eines Hypnotiseurs.

Die mutmaßliche Edelnutte öffnete nun ihre mit Perlen verzierte, standesgemäß sündhaft teure Handtasche und entnahm ihr ein Prisma. Sie richtete das Prisma so aus, dass sich das Licht der Barbeleuchtung in ihm brach und es ein schillerndes Lichtgespinst auf Seferlyns linken Handrücken warf. Obwohl sie das Prisma, überflüssige Bewegungen vermeidend, präzise handhabte wie ein Beleuchter beim Film, wirkten ihre Gesten unaussprechlich obszön und herausfordernd. Seferlyn wunderte sich über die Teilnahmslosigkeit des Barkeepers, der die professionelle Aktivität der Dirne nicht zu bemerken schien und ungerührt Gläser spülte.

Wie unter Zwang fixierte Seferlyn zunächst das Lichtgespinst auf seiner Hand, dann das Prisma und schließlich den Mund der Frau. Diese Reihenfolge wiederholte sich in schnellem Wechsel wie ein Uhrwerk, bis ihre Stimme den mechanischen Ablauf durchbrach: „Mein Name ist Esther. Darf ich raten, wie du heißt?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, rätselte sie: „Nein, Michael - Michael würde zwar gut zu dir passen, aber du heißt nicht so. Vielleicht Louis, petit Louis, oder Francesco?“ Und dann mit gespielter Enttäuschung: „Ach, ich finde es ja doch nicht heraus.“

Ein plötzlich aufbrausendes Rauschen und Jucken in seinen Ohren zwang Seferlyn, äffische Grimassen schneidend in seinen Gehörgängen zu bohren. Sie prustete vor Lachen. Beschämt rang er seinen Drang nieder, an seinem Ohr herumzufummeln, und trank schlürfend einen großen

Schluck aus seinem Glas. Der Whisky ließ heiße Flammen in seinen Eingeweiden lodern, als habe der Barkeeper oder Esther den Drink heimlich gegen ein Gemisch aus reinem Alkohol und Salzsäure ausgetauscht. Aber diese feuchte Höllenglut wirkte wie ein Zaubersant. Nun fühlte Seferlyn sich selbstsicher, klar, stark und heroisch. Er witterte seine Chance.

„Mein Name ist Seferlyn. Sebastian Seferlyn!“

Esther streichelte ihn mit einem sehr weichen Blick. Winzige Bomben explodierten auf seiner Haut. Ein Mann trat an die Hotelbar. Mit schweren Schritten, seine Stiefel knarzten. Er war uniformiert. Er lehnte sein Alphorn an den Garderobenständer. Er jodelte. Kurz, ohne überflüssige Schnörkel. Er salutierte.

„Rühren!“, sagte der Barkeeper.

Daraufhin hielt der Jodler Seferlyn eine Spendenbüchse unter die Nase. „Ich sammle für die Erhaltung der Gämsen!“, sagte er und ließ dreimal schüttelnd Münzen klingen.

„Hau ab!“, sagte Seferlyn.

Ein Gast wankte durch den Raum zur Toilette, hielt am Garderobenständer inne und betrachtete den Schalltrichter des Alphorns. Als er an seinem Hosenschlitz nestelte, hämmerten Münzen. Der Gast kehrte zu seinem Platz an der Bar zurück. Ein Streichholz wurde entzündet.

„Gämsen!“, presste der Uniformierte hervor.

„Hau endlich ab!“ Niemals zuvor hatte Seferlyn einen Bittsteller derart unwirsch abgefertigt. Während eine unerhörte Aggression in seinen Eingeweiden pulsierte, verdampfte sein Bewusstsein zu schierer Sehnsucht. Esther faszinierte ihn, ohne Worte, einfach durch ihre sinnliche Gegenwart.

Der Gämsenschützer griff zum Alphorn und schickte sich an, im Marschschritt jodelnd das Lokal zu verlassen. An der Tür drehte er sich noch einmal zu Seferlyn um; sein rechter Arm mit aneinandergelegten, ausgestreckten Fingern schoss schräg nach oben; dabei stieß er versehentlich einem gerade hereinkommenden hünenhaften Mann den Hut vom Kopf. Der Barmann versuchte, ein Kreuzworträtsel zu lösen, doch vergeblich: Die Buchstaben, die er in die Kästchen schrieb, sprangen auf und wanderten ins Glasspülbecken. Dort stürzten sie sich mit ausgebreiteten Serifen in den Abfluss.

„Ich habe noch eine gute Flasche Whisky auf meinem Zimmer, und ich denke, ich sollte sie nicht alleine trinken“, sagte Seferlyn zu Esther. Er hatte diesen Satz in einem Film der schwarzen Serie gehört und versuchte, ihn so zu sprechen und dabei so zu schauen wie Humphrey Bogart, was misslang.

Esther sprang von ihrem Hocker auf, stürzte sich auf den Hut des Hünen, noch bevor dieser ihn aufheben konnte, steckte einen großen Schein in die Krempe und setzte den Hut nicht seinem Besitzer, sondern dem Tierschützer auf. Der Hut war dem Gämsenfreund viel zu groß und rutschte ihm über die Augen. Er war vor Schreck und Verblüffung wie gelähmt und wurde erst aus seiner Erstarrung erlöst, als ihm der Hüne den Hut vom Kopf riss, den Geldschein in seiner Hosentasche verschwinden ließ und fluchend aus der Bar stürmte.

In diesem Augenblick gab Esther Seferlyn durch einen Wink zu verstehen, dass er ihr folgen sollte, doch dieser verstand die verweisenden Entbergungen nicht, und erst als sie ihm den Ellenbogen in die Seite gerammt hatte, verließen beide die Bar durch das Fenster des Herrenklos. Dabei riss sich Seferlyn einen kleinen Winkelhaken in sein Jackett, das Esther zu stopfen versprach, sobald dies ihre Zeit erlaube. Seferlyn sagte, damit habe es keine Eile, er sei nicht eitel und das Loch sei ja nur klein.

Der Gämsenfreund ließ das Alphorn fallen, warf sich dem Barkeeper um den Hals und schluchzte. Die Feuerwehr musste gerufen werden, die gezwungen war, die beiden mit Brecheisen zu trennen.

Im Zuge verwickelter Geschichten, die nur der Allwissende erzählen könnte, war der Astralprojektor von seiner Programmierung abgewichen, Seferlyn auf eine Geistreise ins alltägliche Leben zu schicken. Der Gämsenfreund gehörte offensichtlich nicht zu dem Personal, das man im normalen Leben erwartet. Natürlich war das Eingreifen der Feuerwehr gerechtfertigt, aber dazu hätte es ja erst gar nicht kommen müssen. Falls sich Papinsky am Schalterpult des Astralprojektors zu schaffen gemacht haben sollte, so wären dafür vernünftige Gründe zumindest

nicht erkennbar gewesen. Angeblich soll er aus den Ausdrucken von Quellcodes der Projektorprogramme Origamiflieger gefaltet haben. Aber man weiß ja, was von den Gerüchten zu halten ist, die auf der Yggdrasil kursieren: Seemannsgarn.

Neben dem Fenster des Herrenklos befand sich eine Feuerleiter. Auf dieser gelangten die beiden zu einer offenen Balkontür und dann durch eine unbewohnte Suite in den Flur des ersten Stocks, in dem sich Seferlyns Zimmer befand. Auf dem Weg dorthin sagte die mutmaßliche Nutte: „Hoffentlich ist die Qualität des Whiskys nicht so mies wie der Film, aus dem dein Spruch stammt.“ „Mir ist nicht nach Hollywood zumute“, sagte Seferlyn.

„Du bist aber ein Schauspieler“, sagte Esther. „Zwar kein gewöhnlicher, aber dennoch: ein Schauspieler. Du gehörst zu der seltenen Kategorie von Schauspielern, die sich selbst zum Narren halten, ohne es zu merken, und die haben eine offene Wunde in ihrer Seele. Aus dieser Wunde sprudelt Zärtlichkeit. Und vielleicht – wenn ich schwach werde – darfst du meine High-Heels küssen.“

Ein Hotelboy federte mit einem silbernen Tablett an ihnen vorbei. Der farbige Page trug ein weißes, wallendes Gewand und darüber eine rote Weste. Seine fes-artige, ebenfalls rote Kopfbedeckung hatte er lässig in den Nacken geschoben. Esther schaute ihm irritiert hinterher.

„Was soll das?“, sagte sie, leise, wie zu sich selbst.

Der Page wurde von Armen, die sich um seinen Hals schlangen, in ein Hotelzimmer gezogen.

Seferlyn erfasste eine tiefe, verzweifelte Traurigkeit. Er fürchtete, dass Esther schon bald wieder dorthin verschwinden würde, woher sie gekommen war, ins Nichts. Als er versuchte, ihr fest in die Augen zu blicken, bemerkte er, dass auch sie Anzeichen von Trunkenheit erkennen ließ. Während sie sich mit den Blicken aneinander festsaugten, sackten ihre Beine unter ihnen weg. Aber während Seferlyn zu Boden ging und mit dem Kopf gegen einen Abfalleimer krachte, hatte sie sich schnell gefangen und schritt sehr kontrolliert mit präzise wippenden Hüften wie auf einem Laufsteg den Flur entlang.

Dieser Anblick half ihm wieder auf die Beine und er überholte sie, bevor sie die Tür seines Zimmers erreichte. Dort angekommen, erlitt sie erneut einen Schwächeanfall. Seferlyn fing sie auf, und sie schmiegte sich kraftlos an seine rechte Schulter. Auf ihrer Stirn waren Schweißperlen zu sehen, die im matten Schein der Notbeleuchtung geheimnisvoll funkelten. Doch die Hure erholte sich nach einigen klagenden Atemzügen, die wie eine Polyphonie der Wollust klangen. Während Seferlyn sie sanft in seinen Armen hielt, konnte er seinen Blick kaum noch von ihren High-Heels losreißen. Daher bemerkte er auch nicht, dass ihr Mund plötzlich so breit und grün war wie ein Fischmaul.

Hätte er sie so erblickt -: die Zeichen hätte er vielleicht zu deuten gewusst, doch Ron erkannte den Fehler und passte die Parameter des Astralprojektors rechtzeitig wieder an. Don schaffte gerade frisches Blattgold zum Beschichten der Zitronen in die Orangerie und so war sein Zwillingbruder ausnahmsweise einmal konzentriert bei der Sache.

Nachdem Seferlyn mit einiger Mühe das Schlüsselloch getroffen und die Tür geöffnet hatte, schwang sich die Dirne verblüffend behände aufs Bett, zog die Beine unters Kinn und umschlang sie mit ihren Armen. „Mir wurde zugetragen, dass du mich suchst!“

„Ich? Dich?“, sagte Seferlyn und schnappte nach Luft, ohne sich bewusst zu werden, dass er dieses Luftschnappen nur spielte, um seiner Verwunderung Ausdruck zu verleihen. „Es stimmt zwar, dass ich jemanden suche, aber das weiß hier in New York nur - Moment mal, wer schickt dich?“

„Keine Zeit für so was, jetzt!“, sagte Esther und strich sich ein paar Haarsträhnen aus der Stirn, die ihr bei einer zornigen Kopfbewegung ins Gesicht gefallen waren. Sie zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief, als wolle sie eine innere Erregung niederkämpfen. Obwohl Seferlyn sie genau beobachtet hatte, konnte er nicht erkennen, womit sie sich die Zigarette angezündet hatte. Es sah aus wie ein Fingerschnippen - und schon brannte sie. Mit Sicherheit hatte sie weder ein Streichholz, noch ein Feuerzeug benutzt. Sie besaß anscheinend auch keines dieser Utensilien, denn während sie rauchte, bat sie Seferlyn um Feuer.

„Du lässt dich offenbar von der falschen Voraussetzung leiten, dass John Slickner ein Mann sei!“,

sagte sie. Mit strenger Stimme schlug sie nun einen versöhnlichen Ton an: „Wie leicht man sich doch irren kann. Als ich bemerkte, dass dich diesmal dein journalistischer Spürsinn im Stich lassen würde, was zu erwarten war und verständlich ist, hatte ich keine Wahl: Ich musste mich dir offenbaren. Die Zeit drängt.“

Mit einer geschickten Bewegung, die keineswegs einstudiert wirkte, ließ Esther einen Träger ihres eng sitzenden schwarzen Abendkleides über die Schulter gleiten.

Das Programm des Astralprojektors war auf die etwas derben Unterhaltungsbedürfnisse Seferlyns abgestimmt – zumindest in dieser Hinsicht lief noch alles nach Plan. Doch wie lange noch? Don kam soeben aus der Orangerie zurück. Er hatte zwei Goldfische aus einem Automaten gezogen. Er forderte seinen Bruder auf, sich einen Fisch auszusuchen. „Wir setzen sie ins Aquarium und lassen sie um die Wette schwimmen“, sagte er. „Wenn dein Fisch gewinnt, muss ich die Schrauben nachziehen. Sonst umgekehrt.“ Ron konnte sich nicht entscheiden, welchen Fisch er nehmen sollte. Solange er sich aber nicht entschieden hatte, fand kein Wettschwimmen statt, dann wurden natürlich auch die Schrauben nicht nachgezogen, und das konnte böse Folgen haben.

„Auch wenn ich glauben sollte, was ich kaum glauben kann“, sagte Seferlyn, während sein Blick zwischen ihren High-Heels und ihrer entblößten Schulter pendelte, „du seist tatsächlich jener Autor, oder jene Autorin, der oder die sich hinter dem Namen John Slickner verbirgt, so verstehe ich eins nicht: Warum offenbarst du dich ausgerechnet mir?“

„Die Antwort ist ganz einfach, sobald man die Logik der Frage versteht!“, antwortete Esther und zog den Träger ihres Kleides gedankenverloren wieder über ihre Schulter. Sie spielte ein paar zarte Klänge mit einer virtuellen Mundharfe und sang schließlich einen kryptischen Vers zur Luftgitarre:

„Ich sehe reines, klares Licht.
Doch deine Aura ist es nicht.
Ich seh' ein Licht, es leuchtet matt,
als hätt' die Birne dreißig Watt.“

Er wollte sie nicht spüren lassen, welche starke Gefühle die kühne Poesie ihres Verses und die Reinheit ihres Vortrags in ihm aufgewühlt hatten, und so rief er: „Genug! Wo ist dein Hut fürs Kleingeld?“

„Ach, mir geht's nicht um weltlichen Gewinn“, sagte die Dirne, die John Slickner war, während sie ein paar zarte Akkorde auf der Luftgitarre klimperte. „Deine Frage will ich dir frei heraus beantworten. Natürlich verstehst du die Logik dieser Frage nicht, noch nicht. Darum quäle dich nicht damit, meine Antwort zu begreifen. Nimm sie einfach hin wie ein frommes Kirchenschaf die Worte des Herrn Pfarrers von der Kanzel. Du wirst meine Erklärung ohne nachzudenken schneller begreifen, als dir, wenn du darüber nachdenkst, lieb sein kann. Jetzt kann ich dir nur soviel verraten: Du spielst den nützlichen Idioten für einen anderen.“

Du bist sein Spürhund, ohne es zu wissen. Du bist ja so – und das ist das Sympathische an dir - naiv, halsbrecherisch naiv! Man hat dich auf meine Fährte gesetzt, um mich durch dich zu finden. Sie können mich überhaupt nur durch dich finden. Du bist tatsächlich meine Achillesferse. Die Stunden unserer Geburt sind aufeinander bezogen. Die wissen das. Leider. Und sie reizen ihren Trumpf nun aus. Die Gefahr ist groß, dass ich, kurz vor dem Ziel, das Spiel verliere. Die Gefahr ist umso größer, weil wir einander begehren. Schweig! Die Gefahr ist so groß, dass ich mich entschlossen habe, nun vor keinem Mittel mehr zurückzuschrecken.“

Ihre leidenschaftliche Rede ließ Seferlyn seltsam unbeeindruckt. Obwohl er ihren Sinn zwar nicht verstand, aber empfand, wollten sich die entsprechenden Gefühle nicht einstellen - so fremd, wie einem Teenager vor der ersten Liebeserklärung, war ihm seine Gefühlswelt. Esther griff noch einmal zur Luftgitarre und ließ sie zart wie eine Äolsharfe klingen, während sie auf seine Entgegnung wartete. Sie sang lautlos und Seferlyn las die Bedeutung ihres Verses von ihren Lippen ab. Er wollte die beiden Lampen über dem Doppelbett einschalten, aber eine der Birnen war scheinbar durchgebrannt.

„Ich habe tatsächlich von meiner Redaktion den Auftrag erhalten“, sagte er, „Slickner zu suchen, zu finden, zu interviewen, seine nächsten Freunde und Verwandten auszuquetschen wie eine Zitrone,

ihnen alle Geheimnisse zu entlocken und darüber aufbauschend und dramatisierend zu berichten. Das ist journalistischer Alltag, so profan und schmutzig wie das Leben. Mehr nicht. Da gibt es keinen Hintersinn, keine geheime Mission, keine verborgenen Auftraggeber.“

„Deine Zeitung und dein Chefredakteur haben in diesem Spiel keine größere Bedeutung als ein Katalysator für eine chemische Reaktion. Er beschleunigt sie, nimmt aber nicht selbst daran teil. Entscheidend ist vielmehr der Experimentator, der diesen Katalysator bewusst einsetzt, der über ihn verfügen kann!“, sagte Esther. Plötzlich begann auch die Lampe zu leuchten, die Seferlyn vergeblich einzuschalten versucht hatte. „Nur eines der beiden Lichter am Kopfende des Bettes unterwarf sich deinem Willen, als du die Schalter betätigt hast.“

Du kannst daraus deine Schlüsse ziehen, wenn du kannst. Kannst du? Rufe dir noch einmal den Vers ins Gedächtnis, den ich gerade zweimal gesungen habe und singe ihn zur Übung lautlos ein drittes Mal. Du musst jetzt schnell lernen, sehr schnell. Den Engel mit den zwei Kelchen hast du ja schon oft gesehen; es wird Zeit, dass du seine Botschaft verstehst. Ich habe dich beobachtet, habe dich sprachlos und erschüttert am Straßenrand gesehen, als die Flagellanten an dir vorbeizogen. Du darfst deine Augen nicht länger vor der Wirklichkeit verschließen.“

Esther löste sich aus ihrer entspannten Position und setzte sich auf die Bettkante. Irgendwo knackte es. Seferlyn war nicht in der Lage, die Geräuschquelle zu orten. Es klang so, als befände sie sich genau zwischen seinen Ohren.

„Wirst Du mir helfen, mich den Verfolgungen Papinskys zu entziehen?“, fragte Esther. „Nun, ich weiß, dass du in seinem Sold stehst, aber dir dürfte mittlerweile klar geworden sein, dass Papinsky niemals die Rechnung bezahlt, auch wenn er dich mit Geldscheinen aufwiegt. Die Rechnung bezahlst immer du!“

„Ich weiß!“, sagte Seferlyn und wunderte sich darüber, dass ihn die Erwähnung Papinskys nicht außer Fassung brachte, obwohl er inzwischen dazu neigte, stets das Allerschlimmste zu befürchten, sobald dieser Name in seinem Bewusstsein auftauchte. Kühl bis ins Herz, spielte er für einen Augenblick mit dem Gedanken, Esther sei weder eine Nutte, noch Slickner, sondern der teuflische Papinsky in dämonischer Verkleidung - ein betörender Sukkubus, dessen Schwefelgestank von einem teuren Parfüm überlagert wurde. Ganz klar, dachte Seferlyn, was auch immer hier geschehe, wie auch immer die Phänomene zu deuten seien, die ihn bedrängten - hinter all dem stecke zweifelsfrei wieder einmal der diabolische Professor Leo Papinsky, das Monster, das an seiner Seele nage wie eine Ratte.

Ja, er träume, aber, weiß Gott, er hätte bessere Karten, wenn Papinsky real wäre und ihn im Wachzustand verfolge. Doch der winzige Augenblick, der diesem Gedanken Raum gab, eilte vorüber und an seine Stelle trat schlichte, süße Melancholie. Seferlyn setzte sich neben Esther auf die Bettkante und legte wie ein kleiner Junge tief seufzend seinen Kopf auf ihre Schulter. Esther summte beruhigend und plapperte in einer warmen, unverständlichen Sprache. Sie nahm ein großes Taschentuch aus ihrer Handtasche, steckte den östlichen Zipfel des Tuchs unter sein Kinn und breitete es mit liebevollen, mütterlichen Bewegungen auf seiner Brust aus.

„Der Professor hat mir einen Haufen Geld gegeben“, sagte Seferlyn, „um ihm bei irgendwelchen gottverdammten Nebenbeschäftigungen zu helfen. Ich weiß bis heute nicht, um was es eigentlich geht, geschweige denn, wie ich ihm helfen könnte. Nur eins weiß ich, er raubt mir jede Energie und gibt mir keine Chance, mich dieser Ausbeutung zu entziehen. Nebenbeschäftigungen! Mein Gott: Nebenbeschäftigungen! Was ist das überhaupt für ein Wort für Vorgänge weit jenseits dessen, was ein Mensch zu fassen, womit er sich gedanklich zu beschäftigen vermag?“

„So ist es!“, sagte Esther. „Das begreift kein Mensch, und wer es begreift, der...“

„Und dann kommst ausgerechnet du und verlangst von mir, dir im Kampf gegen Papinsky zu helfen, obwohl ich mir nicht einmal selber zu helfen weiß“, sagte Seferlyn.

Esther legte den Finger auf den Mund, zog ihre High-Heels aus, erhob sich, schlich auf leisen Sohlen zur Tür und horchte. Sie verharrte wie eine Katze, die auf einen Vogel scharf ist. Seferlyn hörte keinen Ton, aber Esther lauschte gespannt. Dann, nach endlosen Sekunden, sah Seferlyn, wie sich das Gesicht der geheimnisvollen Frau verfinsterte. Sie keuchte unterdrückt, löste sich von der Tür und setzte sich breitbeinig auf einen Sessel vor dem Fenster. Sie schwieg eine Weile.

Obwohl Seferlyn die Fragen ins Gesicht geschrieben standen, brachte er kein Wort heraus. Gleichsam zum Fragezeichen erstarrt, war er unfähig, auch nur ein verzweifelt Röcheln von sich zu geben.

„Weißt du nicht insgeheim schon längst, dass Papinsky kein Mensch ist, auch wenn er dir in der Form eines körperlichen Wesens mit menschlichen Zügen entgegentritt und mit der Stimme eines Mannes spricht? Sein Schweiß, sein Blut, sein Kot, sein teuflisch kalter Samen und seine Tränen sind ebenso wenig menschlichen Ursprungs wie sein Lachen, auch wenn es noch so jovial klingt. Es ist das Gelächter der Hölle. Papinsky verkörpert das absolut Böse. Er ist daher ein rein räumliches Wesen. Seine Beharrlichkeit jedoch, sich, jeder Logik trotzend, als rein räumliches Wesen in der Welt zeitlicher Erscheinungen zu erstrecken, schlägt nicht nur schwache Seelen in ihren Bann. Papinsky ist nicht zeitlos im Sinne von ‚ewig‘.

Dennoch kann er nicht sterben, da er nie geboren wurde. All dies sind zeitliche Vorgänge - all dies sind Begriffe, die sich auf Papinsky nicht anwenden lassen. Papinsky ist eine Wesenheit, die seit ewigen Zeiten auf diesem Planeten haust. Dieses ‚Hausen‘ ist allerdings nur ein Verlegenheitsbegriff: Es ist leider nicht möglich, die zeitliche Dimension dieses Begriffs auszumerzen, da Menschen eine rein räumliche Wesenheit nicht begreifen und daher auch keinen Begriff von ihr haben können. Papinsky kann nicht verortet werden, da man diesen Ort suchen müsste, das Suchen aber Zeit benötigt, die im Nahbereich Papinskys nicht vorhanden ist. Nicht Papinsky, sondern nur eine Projektion Papinskys in die zeitliche Welt offenbart sich uns wie in einem Schaufenster zur Hölle.

Lange bevor sich die Menschheit aus dem Tierreich erhob, hat diese Wesenheit – Papinsky - die aus den grausigsten Tiefen des Universums stammt, hier eine Heimstatt gefunden. Obwohl sie der Menschheit Feind ist, obwohl wir sie bekämpfen müssen, wenn wir nicht untergehen wollen, hat sie auf der Erde doch zweifellos die älteren Rechte.“

Esther schlug ihre linke Faust laut klatschend in ihre rechte Handfläche, wobei sie mit gerundeten Lippen leise pfeifend langsam und gleichmäßig ausatmete.

„Das ist ja grauenvoll!“, rief Seferlyn.

„Du musst dich innerlich stärken“, sagte Esther. „In meinem Lied sang ich davon, dass die Birne nur dreißig Watt habe. Erinnerung dich stets an diese Zeile meines Verses, wenn dir Papinsky übermächtig und unbesiegbar erscheint.“

„Wird mir diese Erinnerung Kraft geben?“

„Kaum. Aber was sonst könntest du tun?“

Das ist ja grauenvoll – Papinsky kein Mensch!“

„Papinskys Helfer wie Benigno oder Raschke sind ebenfalls keine Menschen, auch keine Einzelwesen. Papinskys Gruppe gleicht eher einem Ameisenstaat. Der Staat ist die Individualität, die Staatsangehörigen besitzen ebenso wenig Eigenständigkeit wie die Zellen eines Organismus. Dieser Staat hat allerdings eine Schwachstelle, er benötigt bestimmte, konstante Umweltbedingungen. Bei gravierenden Veränderungen der Umweltbedingungen könnte er nicht fortbestehen - ich spreche bewusst nicht von ‚überleben‘. Sie sind nämlich keine Lebewesen, sondern Neben-Lebewesen: Paraviten.

Aus Gründen, die du jetzt noch nicht verstehen kannst, benötigen die Neben-Lebewesen ein bestimmtes geistiges Milieu. Das Kennzeichen dieses Milieus sind im weitesten Sinne religiöse Grundhaltungen, sei es kirchliche Frömmigkeit, sei es Fanatismus von Sekten, sei es fundamentalistische Starrköpfigkeit, Esoterik, Mystik oder eine aufgeklärte transpersonale Psychologie. Die Paraviten können nur in Gesellschaften existieren, in denen diese Grundhaltungen das Denken vieler Individuen bestimmen. Deshalb sind Neben-Lebewesen wie Papinsky und seine Helfershelfer die erklärten Todfeinde jedes rationalen Weltbildes.

Die Neben-Lebewesen passen sich nahtlos an menschliche Sitten und Gebräuche an, bewahren jedoch uneingeschränkt ihre Identität. Mit Schwindel erregender Flexibilität verfolgen sie unbeirrt ihr strategisches Ziel. Fast alle, die wissen, was Papinsky wirklich ist, sind heute entweder tot oder Schlimmeres.“

Seferlyn fiel es wie Schuppen von den Augen: Paraviten. Virtuelles kosmisches Ungeziefer.

Obwohl er Slickners Theorie aus dessen Büchern kannte, war er bisher aus unerklärlichen Gründen noch nicht auf die Idee gekommen, das Phänomen „Leo Papinsky“ mit diesem naheliegenden Ansatz zu erklären.

Plötzlich spürte Seferlyn einen fürchterlichen Durst, seine Kehle brannte höllisch, dann wurde ihm übel, er musste gegen einen Brechreiz ankämpfen, dessen er nicht Herr wurde. Nun verlöschten beide Lampen über dem Doppelbett. Seferlyn fühlte sich schuldig: Auch die Leuchte, die ihm bisher stets zu Willen war, kündigte ihm ihren Dienst auf. Er hastete zum Waschbecken, hatte das Gefühl, er müsste einen feurigen Ball ausspeien, er würgte - etwas, das zunächst wie eine Ratte aussah, schoss aus seinem Mund hervor, raste wie ein geiler Kater an den Tapeten des Zimmers auf und ab, verharrte dann plötzlich auf dem Nachtkästchen, putzte sich die Pfoten und löste sich in Nichts auf. Ein bläulicher, kaum noch sichtbarer Nebel blieb zurück.

Esther hatte den Vorgang ungerührt, mit klinisch nüchternem Interesse verfolgt und schien sich köstlich über Seferlyns Panik zu amüsieren. Nun nahm sie eine Phiole aus ihrer Handtasche und fing den Nebel darin ein. Dann reichte sie ihm das Gefäß und forderte ihn auf, sich den Nebel in die Haare zu schmieren. Halb belustigt, halb zwanghaft folgte Seferlyn ihrer Aufforderung. Eine unermessliche, wohlige Müdigkeit fasste in seiner Seele Fuß.

„Gut!“, seufzte Seferlyn matt, „Ich glaube dir: Paraviten. Darauf hätte ich auch von allein kommen können! Doch wie kann ich dir helfen? Ich glaube, du überschätzt meine Möglichkeiten, meine Fähigkeiten, die Kraft meines guten Willens.“

„Aus Gründen, die ich später enthüllen werde, sobald du bereit bist, sie zu verstehen, braucht Papinsky dich, um mich zu zerstören. Er muss mich vernichten, weil ich sein Geheimnis kenne und in der Lage bin, die Menschheit zu warnen. Es ist zwar unendlich schwer, die Menschheit von dieser Gefahr zu überzeugen, dennoch könnte es mir gelingen. Darum hat Papinsky beschlossen, mich zum Schweigen zu bringen. Und diesen Plan wird er mit tödlicher Präzision ins Werk setzen, wenn ich ihm nicht zuvorkomme. Deshalb musste ich Kontakt mit dir aufnehmen, denn du bist eindeutig das schwächste Glied in der Kette. Noch bist du ein Lebewesen, ein Mensch mit all seinen Schwächen, noch bist du kein willenloser Bestandteil dieses Ameisenstaats. Noch kann ich dich von Herzen lieben.“

Esther, die während dieser Worte mit trippelnden Schritten im Zimmer auf und ab gegangen war - von Wand zu Wand, wobei Seferlyn hin und wider für Bruchteile von Sekunden den Eindruck gewann, sie dringe mit Teilen ihres Körpers in die Wände ein - setzte sich nun wieder auf die Bettkante. Ihre Gesichtszüge glätteten sich. Ein säuglingshaft mildes, sattes Lächeln huschte für Sekunden über ihr Antlitz. Dann strahlte sie Seferlyn entwaffnend weiblich an: „Ich erwarte von dir, dass du von diesem Augenblick an den Doppelagenten spielst, auch wenn du dabei dein Leben riskierst. Ich weiß zwar, dass du ängstlich, dass du risikoscheu bist.“

Im Grunde deines Herzens bist du sogar ein ausgesprochener Waschlappen. Bedenke aber, dass du dein Leben auf jeden Fall verlieren wirst, wenn du es jetzt nicht in die Waagschale wirfst. Du musst es tun. Es gibt für uns beide kein Zurück mehr. Wenn du dich Papinsky ergibst, so verwandelt er dich in einen Paraviten. Dann wirst du nicht mehr leben, ohne gestorben zu sein. Wie du siehst, können wir beide nicht mehr umkehren – ich nicht, weil ich sonst stürbe und du nicht, weil du sonst bliebest, was du bist.“

Esther erhob sich und schwebte leichtfüßig elfenhaft zum Fenster hinüber. Sie schwebte nicht nur metaphorisch, sondern tatsächlich, dessen war Seferlyn sich sicher, obwohl er ihre Füße nicht erkennen konnte. Sie schienen in einen zarten Nebel gehüllt zu sein, den er jedoch nur aus den Augenwinkeln wahrnahm. Es wollte ihm einfach nicht gelingen, ihre Füße zu fixieren. Esther schaute erst lächelnd, dann sorgenvoll auf die Straße hinunter. Nach einer Weile des angestrengten Spähens ins Dunkel umwölkte sich ihre Stirn.

Sie winkte Seferlyn zum Fenster und ließ ihre Hand fast unmerklich zart auf seiner Schulter ruhen. Das blanke Entsetzen sprach aus ihrem Blick. Seferlyn schaute begütigend, doch als sie ihre Hand von seiner Schulter löste, schlotterte er haltlos angesichts des unbeschreiblichen Dings. Nichts von dem, was Seferlyn jemals in seinem Leben mit Gefahr verbunden hatte, glich diesem Ding: Nicht spitz war es, nicht scharfkantig, nicht groß, nicht schnell. Es war die Synthese all dessen, was Angst macht.

„Dort unten auf der Straße wartet der Tod!“, sagte Esther. „Und zwar auf uns beide. Sie haben mein Spiel sehr schnell durchschaut und sie wissen jetzt, dass du - egal, wie du dich entscheidest, ob für oder gegen mich - für sie verloren bist. Und das bedeutet nach der Logik Papinskys: ‚Wer nicht nützt, schadet. Wer schadet, muss weg.‘ Dies ist das eherner Gesetz der Paraviten. Dieses Gesetz unter allen Umständen zu befolgen, ist ihr Erfolgsgeheimnis. Sie hätten nicht seit Abermillionen von Jahren ihren Platz auf diesem Planeten behauptet, sie hätten nicht Tausende intelligenter Geschlechter entstehen und vergehen sehen, wenn sie sich nicht immer an die elementaren Regeln primitiver Machtausübung gehalten hätten.

Obwohl der Geist der Paraviten hochgradig verfeinert ist, agieren sie geistlos bis zum Äußersten, wenn es darum geht, ihre Machtinteressen zu wahren. Und so stehen wir beide nun auf ihrer Abschlusliste. Du warst ein Bauer in Papinskys Spiel. Und Bauern opfert man, um die Dame zu schlagen.“

Blitzschnell hatte Esther nach diesen Worten ihr Kleid aus- und ihre High-Heels wieder angezogen. Sie stand nun mit entblößten Brüsten, Strapsen und Netzstrümpfen vor ihm. Als sie Seferlyns Verwirrung erkannte, sagte sie, romantischer könne die Situation für eine derartige Enthüllung ja wohl nicht sein. Niemals zuvor war sich Seferlyn der geschwisterlichen Verbundenheit des Todes und der Liebe bewusster als in diesem einzigartigen, beglückend gefährlichen Augenblick.

„Gib mir schnell einen Pullover und eine Hose von dir“, sagte sie.

Seferlyn holte das Gewünschte aus seinem Koffer. Esther warf die Kleidungsstücke aufs Bett und huschte ins Bad. Als sie nach wenigen Sekunden zurückkam, hatte sie sich abgeschminkt und sah schöner aus als je zuvor. Mit ihren Sommersprossen und ihrer rosigen Gesichtsfarbe wirkte sie wie ein stolzes und gottesfürchtiges Bauernmädchen an einem lichtdurchwirkten Sonntag auf dem Weg zur Kirche. Sie schlüpfte in Pullover und Hose, schnürte die Schuhe. Sie kleidete sich mit einer Unschuld an, deren erregende Wirkung jede erotische Raffinesse in den Schatten stellte.

„Wir müssen sofort von hier verschwinden; das System ‚Papinsky‘ beginnt, uns einzukreisen. Noch umschleichen uns die Paraviten wie ein Wolfsrudel seine Beute. Wenn das System ‚Papinsky‘ uns gestellt hat, wird es uns aber wie eine Amöbe umschließen. Das System jagt wie ein Rudel hochintelligenter Raubtiere, frisst aber wie ein primitiver Einzeller.“

Esther öffnete die Tür eine Handbreit, lugte durch den Spalt. Da niemand auf dem Flur zu sehen war, wagte sie sich, gefolgt von Seferlyn, hinaus. Der Journalist wollte das Treppenhaus hinunterstürzen. Als er diese Richtung einschlug, flüsterte Esther: „Du bist wohl verrückt, hierher. Das Treppenhaus endet freifallend im Fahrstuhlschacht?“

Sie schlichen sich auf Zehenspitzen zum anderen Ende des Flurs. Esther öffnete ein Fenster, dessen leises Knarzen wie Säure an seinen Nervenenden wirkte, und sie kletterten die Feuerleiter hinunter, Esther voran. Sie landeten in einem düsteren, nach Verwesung stinkenden Hinterhof. Als ihre Füße den Boden berührten, entzündeten sich Faulgase und spendeten mildes Licht. Im Dunkel zeichneten sich helle Plastiktüten auf überquellenden Mülltonnen ab. Das stellenweise aus Unrat, Moos und Sand hervorschauende Pflaster war glitschig. An einer Teppichstange lehnte ein Fahrrad ohne Reifen und mit verbeulten Felgen. Es war angekettet; das verrostete Schloss hatte die Form eines Herzens.

Esther - von der Natur offenbar mit Katzenaugen ausgestattet - sprang auf eine der wenigen Mülltonnen, deren Deckel noch nicht vom Müll angehoben worden war, und kletterte von dort scheinbar mühelos über eine rund fünf Meter hohe Mauer. Seferlyn folgte ihr mit dumpf getrübttem Bewusstsein, das es ihm nicht gestattete, sich über seine beinahe übernatürliche Leistung zu wundern.

Wenig später befanden sie sich in einem Garten vor einem verrotteten Schuppen, den ein paar massive Balken zusammenhielten und der nach modernem Holz und Urin muffelte. Irgendwo in der Nähe fauchte eine Katze. Dann kläffte ein Hund.

Die Dunkelheit bestand aus Schichten, die sich nicht durch den Grad ihrer Schwärze, sondern ihrer Nähe zum Kern der Finsternis unterschieden. Seferlyn konnte die Schwärze-Grade nicht differenzieren, aber er spürte sie ruckartig als eine übergangslose Sequenz einer gleitenden Annäherung an das Grauen der Seltsamkeit.

Wie Glühwürmchen blitzten die Augen der Werwölfe. Sie waren viel zu selbstbeherrscht zum Heulen, obwohl sie aus Vorfreude auf Seferlyns Fleisch schier außer sich waren. Die verräterische Stille steigerte sich ins Unerträgliche, als ein leichter Wind aufkam und sein Hauch die Atemlaute der Werwölfe - die auf der Jagd nur leise atmen, sehr leise – in sich aufnahm und mit sich forttrug. Seferlyn wandte seinen Kopf in die Richtung, wo er Esther vermutete, und flüsterte: „Ich sehe so gut wie nichts!“

Nun hörte er, dass sie dich neben ihm stand: „Gib mir deine Hand!“

Er war froh, in seiner den Druck ihrer Hand zu spüren, der so fest war wie der eines kräftigen Mannes. Esther zog Seferlyn hinter sich her. Er taumelte zunächst, dann aber wurde sein Gang mit zunehmender Zuversicht sicherer. Nach etwa zehn bis fünfzehn Schritten tauchte plötzlich, wie aus dem Nichts, ein Gebäude vor seinen Augen auf. Nur aus nächster Nähe konnte er erkennen, dass es sich um ein Glashaus handelte. Das Glas war stumpf und reflektierte kein Licht; im Gegenteil, es saugte es auf und vertiefte die Finsternis, bis ins Unwirkliche, so als sei sie nicht die natürliche Folge fehlender Lichtquellen, sondern entströme vielmehr einer übernatürlichen Quelle magischer Schwärze. Diese Schwärze verhüllte nicht die Dinge, sondern sie erfüllte die Leere mit den Phantasmen des unbeschreiblichen Grauens.

Esther öffnete eine Tür an der linken Seite des Glasschuppens, die Seferlyn zuvor nicht wahrgenommen hatte. Nun aber wirkte sie wuchtig wie das Portal eines Herrnsitzes. Das Emblem über der Tür wurde von einer matten 30-Watt-Glühbirne beleuchtet. Es handelte sich um eine weiße Kompassrose auf blauem Hintergrund, doch Seferlyn halluzinierte stattdessen einen Engel mit zwei Kelchen. Offenbar aufgeschreckt durch Geräusche, die Esther und Sebastian bei aller Vorsicht nicht zu vermeiden vermochten, flatterte prasselnd beim Öffnen der Tür ein Schwarm fischgesichtiger Fledermäuse ins Freie. Es stank nach einer infernalisch schrillen Mischung aus Ylang Ylang und Pferdescheiße.

Nach kurzem, tastendem Suchen fand Esther einen Lichtschalter. Als sie ihn betätigte, hörte Seferlyn zunächst ein Geräusch, das er als wollüstiges Aufstöhnen empfand, dann wurde das Innere des Glashauses in ein violettes Licht getaucht und der mutmaßliche Lustschrei verhallte in einem leisen Säuseln. Die Lichtquelle - ein mit einer olivgrünen Hakenkupplung an einer Deckenverstrebung aufgehängtes Lampion - wirkte wie ein vergessenes Provisorium. Dieses Indiz deutete darauf hin, dass hier Ghule hausten, deren Vorliebe für Lampions bekannt und deren Vergesslichkeit legendär ist; aber Seferlyn hatte schon genug Gründe, sich Sorgen zu machen, und so ging er diesem Gedanken nicht weiter nach.

Er hörte Hufgetrappel und die bellenden Kommandos der Ghule, doch er deutete sie als Gaukelspiel seiner überreizten Nerven und zwang sich, ihnen keine weitere Beachtung zu schenken. Er war dankbar, dass nun ein milder violetter Nebel durch die unermessliche Schwärze waberte.

Jetzt konnte er sehen, dass sie sich in einem Treibhaus befanden. Kaum hatte er erkannt, wo er sich aufhielt, wurde ihm bewusst, dass es tropisch heiß und schwül war. Sie bewegten sich durch üppig wuchernde exotische Pflanzen, durch Gehölz aus äquatorialen Regenwäldern. Von Ästen hingen Lianen herab. Moose und Flechten bedeckten den Boden wie ein weicher, feuchter Teppich. Beinahe wäre Seferlyn auf glitschigem Wurzelwerk ausgeglitten, doch er fand Halt am Stamm eines Baumes, der wohl vierzig Meter emporwuchs. Das Treibhaus hatte offenbar die Ausmaße eines Hangars für Großraumflugzeuge.

Das Dickicht des Dschungels wurde immer undurchdringlicher. Esther schlug den Weg mit einer Machete frei, die sie vorsorglich am Eingang des Gebäudes von einem Haken genommen hatte. Die Form des Hakens wollte Seferlyn nicht aus dem Sinn gehen. Er hatte die Umrisse eines Tatzenkreuzes, also eines Kreuzes mit sich verbreiternden Balkenenden. Er meinte, sich erinnern zu können, dass der Engel auf Whites Ring ein solches Kreuz um den Hals getragen habe; doch er verwarf den Gedanken wieder, da der Ring ja viel zu klein war für ein derartiges Detail. Und doch: Seferlyn konnte sich der fixen Idee nicht erwehren, dass es eine Verbindung zwischen Whites Engel und dem Tatzenkreuz gab, an dem die Machete hing. Deren Form schien auch nicht ihrer Zweckbestimmung zu entsprechen: Sie glich eher einer Stich-, denn einer Hiebwaaffe, eher einem Kampfmesser als einem zivilen Werkzeug.

Aufgeschreckte Vögel flatterten kreischend durchs Dickicht. Die meisten dieser Vögel waren eine Abart der Dschungelmainas mit olivgrünen, statt gelben Schnäbeln. Ihr Gefieder war auch nicht grau wie bei der Hauptvariante, sondern in den Farben des Dschungels gefleckt. Im Milieu des Treibhauses bot es so eine hervorragende Tarnung. Ob die Krallen ebenfalls olivgrün wie die Schnäbel und nicht, der Hauptvariante entsprechend, gelb waren, konnte Seferlyn nicht erkennen, da sie in kleinen Plastiktüten steckten, die mit grauen, zu Schleifen gebundenen Fäden akkurat verschnürt waren. Seferlyn war sich nicht sicher, ob diese Tütchen eine natürliche Besonderheit dieser Dschungelmaina-Unterart waren oder ob sie von Menschenhand an den Krallen der Vögel angebracht wurden. Er verbot sich, darüber nachzusinnen, denn die Lage zwang ihn zur Konzentration auf das vermeintlich Wesentliche.

Die schwüle Atmosphäre umhüllte Seferlyn wie lauwarmer Stahlwolle. Bleierne Schwere senkte sich in seine Glieder. Nach einigen schleppenden Schritten stand er vor einem künstlichen Teich, in dem sich das intensive violette Licht sanft kräuselte, als habe es sich mit dem Wasser zu einer neuen überirdischen Substanz verbunden. Seferlyn hätte schwören können, dass aus dem Licht-Wasser der Kopf eines Krokodils hervorschaut. Es beäugte ihn mit einem Blick, der zwischen satter Teilnahmslosigkeit und giftiger Kälte zu schwanken schien. Obwohl er die Anwesenheit des Reptils nicht bezweifelte, sagte ihm sein Verstand, es müsse sich um ein Trugbild handeln - hervorgerufen durch das trügerische Spiel von Licht und Schatten. Die reale Grundlage dieser Täuschung sei ein in den Teich gestürzter Baum, dessen Stamm aus dem Wasser ragte.

Don und Ron, die ihre Beine auf den Schreibtisch gelegt hatten und von sterbenden Menschen träumten, schreckten auf, weil rote Lampen blinkten und Signaltöne piepten. Ron schwang sich auf den Steuersitz des Astralprojektors und fuhr das Gas zurück, indem er die Kugel auffing, zur Ruhe kommen ließ und dann mit Fingerspitzengefühl wieder ins Feld schoss. Er musste heftig kämpfen, um sie im Spiel zu halten; als schließlich jedoch die Drop Targets wieder auftauchten, gelang es ihm, die Parameter in den grünen Bereich zu manövrieren. Don, der hinter ihm gestanden hatte, klopfte ihm erleichtert und anerkennend auf die Schulter. Ron erhielt sogar eine Extrakugel, die von einer satten Fanfare angekündigt wurde.

Ein schmaler Pfad säumte das Gewässer. Esther zog Seferlyn mit sanftem Nachdruck zum Ufer, weil sie diesem Weg folgen wollte. Sie wirkte völlig unbekümmert, als habe sie das Krokodil nicht bemerkt oder wolle es nicht zur Kenntnis nehmen. Sie gingen am Teich entlang, oder präziser beschrieben, Esther schritt forsch voran und Seferlyn tappte rudernd, mit weichen Knien hinterher. Obwohl er sich bemühte, das Krokodil nicht aus den Augen zu verlieren, verhinderte sein schwankender Gang den ununterbrochenen Blickkontakt mit der schauerlichen Echse, die nun hämisch zu grinsen schien. Aber sie bewegte sich nicht und sie wirkte auch nicht sehr angriffslustig. Das Wasser eines Bachs, der sich in den Teich ergoss, plätscherte silberhell und übertönte das dumpfe Brummen des Astralprojektors.

Hinter einem struppigen Busch, durch den der Wind zu fahren schien, obwohl kein Lüftchen ging, bogen sie nach rechts ab und hielten einige Meter weiter vor einer Bodenluke. Die Öffnung war kaum zu erkennen, aber Esther kannte sich an diesem Ort offenbar bestens aus. Der Deckel war verklemmt, gab aber, nach einem kräftigen Ruck, stöhnend nach. Seferlyn wunderte sich, wie es Esther gelingen konnte, den Deckel zu öffnen, da dieser keinen Griff hatte und da sie auch keinen Haken verwendete. Ihre Hände schienen vielmehr wie Saugnäpfe an der Klappe zu haften.

Faulgase schlugen ihnen entgegen. Seferlyn reagierte euphorisch auf diesen Gestank: Er musste zwar mit physischer Übelkeit kämpfen, sein Magen rebellierte, er hatte heftiges Sodbrennen, aber seine Seele erquickte übersäumende Freude. Sie stiegen tastend auf einer Wendeltreppe hinab. Ihre Schritte hallten blechern auf den Stufen. Plötzlich peitschten Schüsse und Scheiben klirrten. Kalter Schweiß überströmte Seferlyns Gesicht und schmeckte in den Mundwinkeln wie Champagner.

„Schnell!“, rief Esther, „Renn’ um dein Leben!“

Mehrere Stufen auf einmal nehmend, flogen sie nun die Wendeltreppe hinunter und gelangten in einen feuchten, gemauerten Gang. Esther stürmte voran. Der Boden war uneben und glitschig. Obwohl Seferlyn mehrfach stürzte, konnte er, wie durch ein Wunder, mit Esther Schritt halten. Es war, als ob er, sobald er zu Boden ging, durch den Hyperraum springen und direkt hinter Esther in

den Gang zurückkehren würde. Dennoch hatte er den Eindruck, als müsse er sich nach jedem Sturz mühsam aufrappeln.

Nach einigen hundert Metern stoppte die Autorin. Der Übergang von der Bewegung zur Ruhe war abrupt und glich einem Filmschnitt. Sie standen vor einer Metalltür, die massiv wirkte, obwohl sie, wie alles an diesem Ort, altersschwach und verrostet war. Esther öffnete die Tür mit einer kraftvollen Bewegung und hätte sie dabei fast aus den Angeln gerissen. Es klang, als weine ein Kind.

Wie aus dem Nichts zauberte Esther plötzlich eine Taschenlampe hervor. Was auf Seferlyns überreizte Nerven wie Zauberei wirkte, war in Wirklichkeit nur ein rascher Griff in die Handtasche, und das einzig Ungewöhnliche bestand darin, dass die Handtasche unsichtbar war.

Esther leuchtete in die Türöffnung. Das Licht der Taschenlampe, die einem Kugelschreiber glich, erhellte den Raum nicht kegelförmig, sondern so, als würde er von mehreren Scheinwerfern ausgeleuchtet.

Es handelte sich um eine etwa sechs Meter hohe Röhre, die vor Schmutz starrte und bestialisch stank. Sie verlor sich im Dunkel. Unterhalb der Türschwelle war die Röhre mit Wasser gefüllt. Auf der Wasserfläche direkt neben der Öffnung schwamm ein Kanu mit zwei Paddeln. Das Gefährt erweckte den Eindruck, als sei es von Menschen auf steinzeitlichem Entwicklungsniveau mit primitiven Werkzeugen hergestellt worden. Es bestand offenbar aus Treibholz, Knochen und Tierhäuten. Der Bug war gespalten, das Heck stumpf. Das Boot war anscheinend schon viele Jahre alt, aber der Außenbordmotor glänzte fabrikneu. Der Motor war am Bug angebracht; er sollte also das Boot ziehen, wahrscheinlich um die Grottenolme zu schützen, die in derartigen Gewässern den Booten dicht zu folgen pflegen – besonders in der Paarungszeit.

Esther löste den Außenbordmotor aus seiner Verankerung und bat Seferlyn, ihr zu helfen, das unnütze, weil verräterisch lärmende Gerät im Kanal zu versenken. Er wunderte sich, wie leicht der Motor war; er hätte ihn mühelos auch allein heben können, doch Esther standen vor Anstrengung die Schweißperlen auf der Stirn. Als der Motor ins Wasser platschte, schossen plötzlich zahllose Schwanzspitzen von Olmen wie Nägel aus der Wasseroberfläche empor. Dort blieben sie eine Weile reglos stehen, vibrierten dann hochfrequent und zogen sich schließlich blitzschnell unter die Wasseroberfläche zurück. Esthers geringschätzig wegwerfende Geste verriet, dass sie diesen Vorgang erwartet hatte.

Sie stiegen ins Boot. Wenn Esther Seferlyn nicht gestützt hätte, wäre er mit Sicherheit ausgeglitten und in die stinkende Brühe gestürzt. Diese Gewissheit fraß sich ins Zentrum seines Bewusstseins und ließ seinen Mut vollends sinken. Für seine mutmaßliche Lebensretterin Esther empfand er tiefe Dankbarkeit. Während sie ihn mit raschem Griff vor dem Sturz bewahrte, bemerkte er, dass sie die Kraft eines Mannes besaß. Als sie ihn mit sicherem Griff vor dem Sturz bewahrte, spürte er gestählte Muskeln.

Nachdem sie zum ersten Mal die Paddel ins Wasser getaucht hatten, schloss sich hinter ihnen, wie von Geisterhand bewegt, die Tür mit einem dumpfen Knall. Esther saß vorn im Boot und bestimmte die Geschwindigkeit und die Richtung. Sie schien sich in dem unterirdischen Labyrinth bestens auszukennen - mal bog sie rechts, mal links in eine der abzweigenden Röhren ein, die plötzlich aus der Schwärze auftauchten. Sie bewegte sich mit schlafwandelnder Sicherheit in dem Röhrensystem, obwohl sie die Taschenlampe ausgeschaltet, sie Seferlyn gegeben und ihm befohlen hatte, sie nur auf ihre ausdrückliche Anordnung wieder einschalten.

Beim Eintauchen erzeugten ihre Paddel kein Geräusch - präziser: Das Eintauchen der Paddel klang, als streiche eine Flaumfeder über den Rand eines hauchdünnen Weinglases; doch Seferlyn kannte keine Worte für dieses Geräusch und so erfüllte sein Bewusstsein eine himmlische Stille, die ihn in Trance versinken ließ.

Dieser Geisteszustand wurde vermutlich nicht nur durch die Gleichförmigkeit und Reizarmut der gegenwärtigen Situation, sondern wohl auch durch geruchlose Nervengase in der Kanalisation hervorgerufen. Diese hatte, bereits nachdem die beiden nur wenige Meter vorgedrungen waren, ihren unangenehmen Geruch verloren – statt dessen duftete sie sanft nach einem Hauch ätherischer Öle: mal ein wenig nach Ylang Ylang, dann wieder nach Moschus oder Rosenöl, niemals aber aufdringlich, immer dezent wie eine indische Liebedienerin in einem romantischen

Märchen. Trotz der schweren Arbeit mit dem Paddel und trotz der großen Gefahr, in der zu schweben er sich bewusst war, wurde er des Schnupperns nicht müde.

Esther begann nun, bei jedem fünften Paddelschlag zu schnaufen. Dieses Geräusch durchbrach die Stille jedoch nicht, sondern intensivierte sie. Nach etwa zehn Minuten senkte sich die Röhre, die bisher waagrecht verlaufen war - eine Strömung hatte Seferlyn bisher nicht bemerkt - doch nun wurden sie in rasender Fahrt von den Wassermassen fortgerissen. Ein ohrenbetäubendes Brausen deutete darauf hin, dass sie nun in einen großen Kanal geraten waren, in den Wasser aus einer Vielzahl weiterer Röhren stürzte.

Trotz der schäumenden, gurgelnden und spritzendem Gischt wurde Seferlyn nicht nass, während sich Esthers wohl geformter Körper unter ihrer triefenden Kleidung abzeichnete. Nach endlosen Sekunden des Terrors und der Panik erblickte Seferlyn ein mattes Licht, eine frische Brise fuhr ihm durchs Haar, dann klatschten sie mit dem Kanu auf eine Wasserfläche. Das Boot schwankte, drohte zu kentern, doch Esther zwang es mit sicheren, kraftvollen Bewegungen ins Gleichgewicht zurück. Sie waren im Freien.

Die Schriftstellerin bat Seferlyn, die Augen zu schließen, da sie sich entkleiden wolle. Als er ihrer Bitte entsprochen hatte, schlüpfte sie aus ihren Sachen, wrang sie aus und zog sie wieder an. Dieser Vorgang dauerten nur wenige Minuten, doch Seferlyn sah mit seinem inneren Auge, wie sie ein warmes Bad nahm, in der Wanne eine heiße Milch mit einem Löffeln Honig trank, sich danach gründlich abtrocknete und sich schließlich in einen Frotteemantel hüllte. Als er seine Augen wieder öffnen durfte, saß die Autorin in den Kleidungsstücken vor ihm, die sie zuvor getragen hatte. Sie schienen jedoch völlig trocken zu sein und wirkten wie frisch aus dem Kleiderschrank.

Ihr Lächeln war unergründlich; ihr Haar perfekt. Werwölfe heulten im Dunkel. Das Kanu wiegte sich nun sanft auf einem Fluss. In der Ferne war die leuchtende Skyline der Stadt zu sehen. Manchmal drangen Musikketzen zu ihnen herüber - es klang wie der melancholische Gesang aneinandergeketteter Neger. Nun stellte Seferlyn fest, dass er sich einen Fingerknöchel blutig gebissen hatte - das Blut rann in feinen Rinnsalen über seinen Handrücken und färbte den Manschettenrand rot. Sein Paddel hatte er offenbar aus den Händen verloren, als die wilde Fahrt begann.

„Ich glaube, nun sind wir fürs Erste in Sicherheit“, sagte Esther. Sie wandte sich zu Seferlyn um und lächelte so arglos, erregt und zerzaust wie nach einer Achterbahnfahrt. Durch diese Bewegung begann das Boot zu schaukeln und blankes Entsetzen kroch erneut in Seferlyns Seele. Esther formte ihre linke Hand zur Kralle und fuhr mit ihr durch die Luft, als wolle sie mit ihren langen, spitz zugefeilten Fingernägeln einen Angreifer einschüchtern.

Die Kröte

Während seines Besuchs bei White sah Seferlyn ein Einhorn im Mondlicht. Als er jedoch mit Esther vor Papinsky und seinen Schergen floh, war es stockfinster. Also herrschte während der Flucht Neumond. Nun aber, Minuten später, erblickte er Esthers feingeschnittenes Gesicht, vom Mondlicht verzaubert. Auch wenn er seinem Zeitgefühl zunehmend misstraute, war er dennoch fest davon überzeugt, dass seit seinem Besuch beim Lektor nicht mehr als 24 Stunden verstrichen waren und die Flucht nicht länger als eine Viertelstunde zurücklag. Irgend etwas stimmte hier nicht. Er starrte, zu keinem Gedanken fähig, in die gurgelnde Schwärze des Flusses.

Ein herantreibender Gegenstand, der wie ein silberner Pfeil im Mondlicht leuchtete, entpuppte sich bei näherem Hinsehen als sein verlorenes Paddel. Seferlyn zog es aus dem Wasser. Er konnte sich zu keinem Zweifel daran aufschwingen, dass es sich um sein Paddel handelte, wenngleich runenartige Zeichen in das Blatt eingeritzt waren, die sich vorher dort nicht befunden hatten. Er registrierte die Zeichen, missachtete aber die Einsicht, dass er ihre Botschaft sehr wohl verstünde, wenn er ihnen seine Aufmerksamkeit widmen würde, was in diesem Augenblick allerdings nicht in Frage kam - wegen der überaus peinlichen Gefühle, die er in diesem Fall befürchtete.

„Na endlich. Dann können wir ja los!“, sagte Esther.

Sie paddelten schweigend auf dem glucksenden Strom, der, als sie Fahrt aufnahmen, wie Kohle im Mondlicht funkelte. Voller Zärtlichkeit betrachtete Seferlyn Esthers zarte Schultern, die überhaupt nicht zu ihren stählernen Armmuskeln passen wollten. Zwei Düsenjäger der Luftwaffe heulten im Tiefflug über sie hinweg. Trotz der enormen Geschwindigkeit konnte Seferlyn sich des Eindrucks nicht erwehren, einen der Piloten, obwohl dessen Gesicht durch die Atemmaske verdeckt wurde, erkannt zu haben: Raschke. Er flog die Maschine zwar in einer Haltung und mit Augen, die an ein großes, böses Insekt gemahnten; seine Arme glichen den Fangbeinen einer Gottesanbeterin; aber die Stirn und die Brauen waren unverwechselbar, auch wenn sie sich unter der Maske des Piloten verbargen.

Eindeutig also Raschke! Er trug einen Overall mit einem Emblem über dem Herzen, das dem Sinnbild über dem Eingang zum Treibhaus ähnelte, das Seferlyn und Esther auf ihrer Flucht durchquerten. Unter dem Emblem stand in altenglischen Lettern: „Ich bin die Vorsehung“. Die düstere Gabe dieser Botschaft, das namenlose Grauen fand jedoch keinen Raum in Seferlyns Seele, weil sich dort in diesem Augenblick nur ein Gefühl zu entfalten vermochte: Liebe. Das einzige, was zählte, war Esther.

Am Ufer wurde schrilles Gekeif laut. Ein Kind wimmerte. Hämmernd läutete eine Fahrradklingel. Enten stimmten quakend ein. Eine Drehorgel wurde polternd vorübergeschoben; ihre schaukelnde Kurbel schnarrte. Schließlich ein Knall ohne erkennbaren Ursprung. Dann war es wieder still. Nur der Fluss gurgelte und der Wind lispelte in den Pappeln am Ufer. In der Nähe eines toten Baumes, der seine kahlen Äste in den Himmel reckte, als sei er in einer Geste stummer Anklage erstarrt, lenkte Esther das Kanu ans Ufer.

Sie gingen an Land und quälten sich mühsam durch dichtes Buschwerk. Dornen zerkratzten Seferlyns Gesicht und seine Hände, aber er spürte sie kaum. Er fieberte und fühlte sich doch so, als sei er nackt in eine vereiste Ritterrüstung gestiegen. Schließlich erreichten sie einen holprigen Fußweg, der zu einer schmalen, asphaltierten Straße führte. Nicht weit von der Einmündung des Fußwegs entfernt, stand ein verbeulter und verrosteter Smidt Popolo, der wie ein illegal entsorgtes Schrottauto wirkte. Auf dem Dach des Fahrzeugs saß eine tellergroße Kröte mit hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen, mit denen sie die Ankömmlinge zu mustern schien. Seferlyn hatte das Gefühl, als ob die unsichtbaren, körperlosen Geister von Unfallopfern um dieses Fahrzeug herumstanden. Modriger Hauch aus dem Maul der Kröte kroch in Schwaden, von einer leichten Brise bewegt, über den Asphalt. Als sie sich vorsichtig näherten, hüpfte das Tier mit einem dumpfen Grunzton davon.

Auf dem Dach des Fahrzeugs hinterließ es einen Schleimfleck, der in undefinierbaren Farben im Mondlicht schillerte. Seferlyn, dessen brennendes Gefühl für Esther keine emotionale Reaktion auf dieses Omen zuließ, schaute die geliebte Frau fragend an. Sie erwiderte seinen Blick achselzuckend, mit gelangweilter Miene.

„Papinskys Scherze waren auch schon einmal amüsanter!“, sagte sie. „Ordinäre Symbolik!“

„Symbolik?“

„Weißt du etwa nicht, was Kröten bedeuten?“

„Vermutlich nichts Gutes!“, sagte Seferlyn.

„Gut oder schlecht: Es kommt ganz darauf an, wie man's nimmt. Wenn einem Paar im zeugungsfähigen Alter eine Kröte mit einem derartigen Muster auf dem Rücken über den Weg läuft, dann stellt sich innerhalb eines Jahres Nachwuchs bei ihnen ein. Davon jedenfalls waren noch unsere Großmütter fest überzeugt.“

„Was für ein Muster?“

Esther ignorierte diese Frage. Er solle die uralte Weisheit des Aberglaubens nicht gering schätzen, sagte sie.

„Was für ein Muster, bitte!“

Seferlyn konnte sich an nichts Auffälliges auf dem Rücken des Tieres erinnern. Aber die Kröte war so Ekel erregend, dass er sie sich nicht allzu genau angeschaut hatte. Wahrscheinlich hatte er eine Zeichnung übersehen, die einem Kreuz, einer Windrose oder einem Engel ähnelte - also

einem der Symbole, die, wie Seferlyn inzwischen vermutete, das System Papinskys repräsentierten. Esther übergang seine Frage erneut. Papinskys Hilfsgeister, sagte sie, seien beinahe noch bösartiger als er selbst. Zum ersten Mal vermeinte Seferlyn, Furcht in Esthers Augen zu entdecken.

„Welches Muster, Esther?“

„Papinskys Hass auf mich ist maßlos, denn nur ich allein kann seine Pläne noch durchkreuzen. Er weiß, dass ich ein ebenbürtiger Gegner bin. Er weiß aber auch, dass er mich vernichten kann, da er meine Achillesferse kennt.“

Esther zog einen Autoschlüssel aus der Hosentasche, öffnete die Tür neben dem Fahrersitz, setzte sich hinters Steuer, ließ Seferlyn einsteigen, verbot ihm, sich anzuschnallen, und fuhr mit kreischenden Reifen los.

„Du hast vergessen, die Scheinwerfer einzuschalten!“, sagte Seferlyn.

„Keineswegs!“, antwortete Esther. „Wenn ich das Licht einschalte, bombardiert Papinsky die Windschutzscheibe mit Nachtfaltern.“

Nach einer Weile bremste sie scharf. Da er sich ihrem Verbot, sich anzuschnallen, widersetzt hatte, knallte er nicht mit dem Kopf vor die Windschutzscheibe. In diesem Augenblick sagte ihm eine innere Stimme, dass Esthers Anordnung und seine Befehlsverweigerung zwei aufeinanderfolgenden Stufen der Himmelsleiter entsprachen.

„Geschafft!“, sagte Esther. „Im letzten Moment zwar, aber geschafft!“

Sie schwang sich aus dem Wagen und ging langsam ein paar Meter zurück, wobei sie ihren Blick über den Boden gleiten ließ. Sie umkreiste mit zögernden Schritten eine Stelle auf der Fahrbahn und betrachtete sie aus den Augenwinkeln. Dann rief sie Seferlyn zu sich. Sie deutete sie auf die Spuren eines soeben überfahrenen Tieres. Ein Lächeln erhellte ihre Züge.

„Die Kröte hat es hinter sich!“, sagte sie. „Und was du hier siehst, beantwortet auch deine Frage nach dem Muster.“

Seferlyn musste sich überwinden, seine Augen der Stelle zuzuwenden, wo er die Überreste der Kröte vermutete. Es gelang ihm nur für Sekunden, die Stelle zu fixieren, dann zwangen ihn Panik und Brechreiz, sich sofort wieder abzuwenden. Zu seltsam, zu grauenvoll, zu unermesslich böse war das, was er sah. Er sprach nie wieder darüber.

„Los, in den Wagen, wir müssen weg!“, rief Esther.

Bevor sie weiterfahren, schaltete die Autorin die Scheinwerfer ein. Schon bald tauchten im Scheinwerferkegel seltsame Gestalten mit phrygischen Mützen auf, die zunächst, vom Licht geblendet, erstarrten, sich dann aber im letzten Moment in die Büsche schlugen. Esther machte keine Anstalten zu bremsen oder ihnen auszuweichen. Seferlyn gewann den Eindruck, dass sie den Wagen als Waffe im Kampf gegen Papinskys Dämonen betrachtete. Offenbar gehörten auch diese Gestalten dazu, obwohl sie so arglos aussahen, so gutmütig.

„Papinsky will die ganze Menschheit auf eine Zeitreise zu schicken - in die Steinzeit“, sagte Esther.

„Wie bitte? Du scherzt?“

Die Autorin begann, Seferlyn den Plan und die Motive Papinskys zu erläutern. Er hörte ihr zugleich skeptisch und fasziniert zu, war aber außer Stande, auch nur den schlichtesten ihrer Gedanken zu erfassen. Er betrachtete ihre zarten, feingliedrigen Hände, von denen er wusste, dass sie wie Zangen zupacken konnten. Sie fuhr völlig entspannt, obwohl ihr pausenlos Fahrfehler unterliefen, die Seferlyn aber nicht ängstigten, sondern ihn mit der Gewissheit erfüllten, dass sie folgenlos bleiben würden.

Diese Gewissheit war nicht die Wirkung der selbstbewussten Lässigkeit, mit der Esther sie beging, sondern sie war ein Nebeneffekt ihrer rhetorischen Souveränität. Nachdem Esther ihren Vortrag beendet und eine Weile geschwiegen hatte, bremste sie und parkte unter einer Straßenlaterne. Seferlyn hatte während der Fahrt nur noch Augen für Esther gehabt und daher gar nicht bemerkt, wie grundlegend sich die Charakteristika der Umwelt veränderten. Sie waren in einem Provinznest gelandet, das ganz und gar nicht amerikanisch, sondern europäisch anmutete.

Die liebevoll verzierten Fachwerkfassaden wurden effektiv angestrahlt und den alles

überragenden Kirchturm krönte ein goldener Hahn. Barhäuptige Bürger in grauen Mänteln huschten vorbei. Vor der silbernen Scheibe des Mondes wirkte die Silhouette einer großen Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln wie das Wappen über dem Tor zur Hölle. Obwohl Seferlyn also ein stimmiges Bild vor Augen hatte, fühlte er sich doch höchst unbehaglich, witterte Gefahr. Esther parkte den Wagen vor einem Reiterdenkmal, das in flackerndes violetteres Licht getaucht war. Sie stiegen aus. Zunächst hatte Seferlyn den Eindruck, dass sich die Quelle dieses Lichts im Inneren des Pferdes und des Reiters befand. Die Figuren wirkten wie aus transparentem Stein geformt. Die pulsierende Illumination rief den Eindruck hervor, als ob die Statue sich bewege, als ob das Pferd in vollem Galopp auf der Stelle trete, als ob die Rockschoße des Reiters wehten und als ob sogar der Mond nur eine Projektion des glühenden Blicks sei, mit dem der Reiter seinem Geschick entgegenstürmte.

Bei näherem Hinsehen erkannte Seferlyn jedoch, dass es sich um Lichtreflexe handelte, die von der Neon-Beleuchtung eines Hotdog-Stands auf der gegenüberliegenden Straßenseite ausgingen. Auf einer Treppenstufe am Fuß des Denkmals hockte eine zerlumpte Gestalt mit angezogenen Knien, die Esther eine knochige Hand entgegenreckte. Esther lächelte den Bettler mitleidig und mütterlich an. Er senkte seine Augen und tiefe Demut trat in seine Züge. Esther blickte huldvoll und machte Anstalten, die Schatulle ihrer Großmutter zu öffnen, doch dann wich die Milde aus ihrem Gesicht und sie fixierte den Bettler mit kalten Augen: „Verpiss' dich, Kröte!“

Der Bettler trat ächzend ab. Sein Lumpengewand war wie das Pflaster gemustert und es schillerte auch so bläulich wie dieses, so dass nur sein schmutzig graues Gesicht und seine verkrüppelten Hände zu sehen waren. Als er sich nach einigen Metern umwandte, wobei sein zunächst flehender, dann klagender Blick schließlich zur stummen Anklage versteinerte, waren Esther und Seferlyn für Sekunden noch als hellblaue Silhouette vor schwarzem Hintergrund zu erkennen, bevor sie sich in Rauch auflösten und Seferlyn sein Bewusstsein verlor.

Der Bettler zuckte resigniert mit den Achseln, als ob er nichts anderes erwartet hätte, dann aber murmelte er Flüche auf reiche und herzlose Menschen, verwünschte sein Schicksal, das ihn zum Krüppel werden ließ und trollte sich schließlich wer weiß wohin. Von dort aber kam er schon bald zurück, um wieder seinen Platz am Fuße des Denkmals einzunehmen.

Man darf sagen, dass Seferlyn in eine Stadt geraten war, die wie ein Uhrwerk funktionierte, und dass er aus dieser verdunstete, wird nicht sein Schaden gewesen sein. Als Seferlyn wieder zur Besinnung kam, saß er neben Esther im Auto, die nun sehr langsam, fast übervorsichtig fuhr. Sie sagte: „Der tiefste Sinn hinter den Projekten der Paraviten kann in menschlicher Sprache nicht ausgedrückt werden. Wenn wir demnächst ein paar ruhige Tage in Afrika verbringen, werde ich versuchen, ihn dir dennoch mit außersprachlichen Mitteln nahezubringen.“

Dass eine Reise nach Afrika bevorstand, war Seferlyn neu; jetzt aber, da Esther davon sprach, schien ihm diese so selbstverständlich, als ob sie turnusmäßig erfolge.

„Was hat es mit der Zeitzone Null auf sich?“, fragte Seferlyn – einerseits einer plötzlichen Eingebung folgend, andererseits aber, um von einem Thema abzulenken, bei dem er sich stets unbehaglich fühlte, von dem er fürchtete, Esther könne es ansprechen, ohne dass er gewusst hätte, um welches Thema es sich handelte und ob es die Autorin überhaupt interessierte. In der letzten Zeit bestimmten solche Ambivalenzen Seferlyns Bewusstsein immer häufiger. Und er war sich noch nicht einmal sicher, ob Esther überhaupt ahnte, um welches Thema es ihm ging.

„Das ist ja nicht zu fassen!“, rief Esther – ihre Stimme schwankte zwischen Entsetzen und Entzücken. „Der Dämon hat dich also schon von der Zeitzone Null träumen lassen. Deine Ausbildung erfolgt im Schnellverfahren, als ob die Paraviten unter Zeitdruck stünden.“

Esther legte ihre Hand auf Seferlyns Knie und streichelte es mit unregelmäßigen Unterbrechungen fast unmerklich und sehr sanft. Seferlyn behagte diese Berührung gar nicht, obwohl sich sein Glied regte.

„Dann werde ich mich also beeilen müssen!“

Es schien, als spiele ein ironisches Lächeln um ihren Mund, das bei genauerem Hinsehen aber auch als Verlegenheit einer ungern Überlegenen gedeutet werden konnte. Nun schoss heiße Erregung in Seferlyns Glied.

„Die Zeitzone Null ist der Hebel“, sagte Esther, „mit dem Papinsky versucht, die Welt aus den Angeln zu heben. Kein Mensch kann leibhaftig in die Zeitzone Null eintreten. Sie liegt weit jenseits der humanen Sphäre. Manche Menschen sind jedoch in der Lage, von der Zeitzone Null zu träumen, wenn Papinsky ihre Träume manipuliert. Du gehörst zu diesen Menschen. Daher kommt dir eine Schlüsselrolle in seinem Plan zu. Von der Zeitzone Null zu träumen bedeutet, im Traum die Form eines Lebewesens zu verlieren. Wenn du aber deine menschliche Form verloren hast, so träumst du auch nicht mehr.

Nur Lebewesen können träumen. Paraviten träumen nicht, ebenso wenig, wie sie jemals wach sind. Wenn ein Mensch im Banne Papinskys von der Zeitzone Null träumt, so schreitet er durch die Pforte des Traums in das Reich der Paraviten und wird, für begrenzte Zeit, selbst zu einem Paraviten auf der untersten Ebene ihrer Hierarchie. Ein solcher Ex-Mensch auf Widerruf träumt und träumt zugleich nicht. Das ist paravitische Dialektik.“

Aus Gründen, die zu bedenken er sich fürchtete, hatte Seferlyn es plötzlich eilig, das Thema zu wechseln und er fragte die Autorin, wer dieser White sei und welche Rolle er in ihrem Leben spiele. Esther lächelte sorgenvoll und fragte, ob er ihn wirklich nicht erkannt habe.

Seferlyn zog es vor, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen. Er schaute auf seine Uhr, aber es gelang ihm nicht, die Zeit zu abzulesen, er sah nur zwei Zeiger ohne Bedeutung. „Wie spät ist es?“, fragte er.

Sie schnitt eine Grimasse des äußersten Widerwillens, als habe er etwas indiskutabel Abscheuliches gesagt. Dabei lächelten ihre Augen jedoch versöhnlich und die luchsartigen Haarbüschel an ihren Ohrenspitzen vibrierten. Seferlyn wusste diese Zeichen richtig zu deuten und entspannte sich.

„Die Zeitzone Null ist schlimmer als...“

Während Esther diese Worte sprach (und weitere, die nicht überliefert sind), verlor Seferlyn sein Bewusstsein. In diesem Augenblick rasten sie in eine gigantische, giftgrüne Nebelwand, die sich kochend und pulsierend vor ihnen aufgebaut hatte. Das letzte, was er sah, bevor seine Sinne schwanden, war eine schwirrende Handbewegung Esthers vor seinen Augen.

Als er wieder erwachte, stand er nackt auf brauner, duftender Erde in einem prasselnden und dampfenden Sommerregen. Der Astralprojektor hatte nach einem plötzlichen Energieabfall infolge eines internen Fehlers eine Programmsequenz gestartet, die nicht zur „Reise ins alltägliche Leben“ passte. Don und Ron suchten verzweifelt nach einem brauchbaren Schraubenzieher.

Ein paar Spatzen badeten aufgeregt in einer Pfütze. Der Schatten eines Adlers umhüllte Seferlyn wie ein magisches Gewand. Aus sicherer Entfernung bäugte ihn ein Marmelose. Ein Wasserfall in der Nähe plätscherte wie ein Marimbaphon. Als er sich umwandte, glitt das Schattengewand sanft von seinen Schultern herab. Nun entdeckte er Esther vor einem Blockhaus an einem See, in dem sich ein Regenbogen spiegelte. Auch sie war nackt, und Regenwasser umspielte in Strömen ihren vollkommenen Körper. Sie winkte Seferlyn zu und nippte an einem Glas mit weißem Rum. Sie hatte ihm ebenfalls ein Glas eingeschickt und auf einen Gartentisch gestellt. Durch ein offenes Fenster des Blockhauses drang sanft beschwingte Calypsomusik.

Esther lief mit bloßen Füßen, durch den Matsch patschend, auf Seferlyn zu. Es war schön anzuschauen, wie ihre Titten wippten. Ihre Arme bewegte sie zackig, als sei sie ein paradierender Soldat. Mit dem Rest ihres Körpers stürmte sie, anmutig wie eine Balletttänzerin, voran. Dank ihrer hohen Geschwindigkeit brachte sie diese Desynchronisation ihrer Bewegungen nicht zu Fall. Die kinetische Energie stabilisierte sie. Sie wurde schließlich so schnell, dass Seferlyn sie erst wieder wahrnahm, als sie vor ihm stand. Keinerlei Anzeichen von Anstrengung waren ihr anzumerken. Eine Power-Frau, vom Scheitel bis zur Sohle.

Sie hatte ihr Haar mit einem Kranz exotischer Blüten geschmückt. Allergische Flecken auf ihrer Stirn leuchteten wie Rubine. Die Glut der roten karibischen Drachen funkelte in ihren Augen. Trotz ihrer lasziven Bewegungen strahlte sie eine jungfräuliche Reinheit aus. In der linken Hand trug sie zwei langstielige Rosen, eine schwarze und eine weiße. Sie reichte Seferlyn mit einer mädchenhaften Bewegung die weiße Rose, die schwarze barg sie mit spitzen Fingern in ihrem Busen. Gespielt ungeschickt ritzte sie dabei mit einem Dorn ihre Haut, und ein paar Blutstropfen

traten hervor, die sofort vom Regen fortgespült wurden und die, während sie sich auflösten, geheimnisvolle Symbole formten.

„Schön, dass ich dich wohlbehalten, wenn auch ein wenig verwirrt, wiederfinde!“, sagte sie mit strahlendem Lächeln, und während sich dieses Lächeln langsam, fast unmerklich in ein mildes inneres Leuchten verwandelte, fügte sie hinzu: „Mir ist bewusst, wie schwer es dir fallen muss, all das zu verstehen, was mit dir geschieht, seitdem Papinsky zum ersten Mal seinem Fuß über deine Schwelle gesetzt hat. Wenn Papinsky erscheint, verwandelt sich alles Eindeutige in Paradoxien und das Unwahrscheinlichste wird zur Gewissheit.“

Wer dann nicht fähig ist, strenge geistige Disziplin zu halten, läuft Gefahr, dem Wahnsinn zu verfallen. Und auch du, Sebastian, kannst dich nur retten, wenn du deine Gier überwindest, die Gier nach allem, was dir wünschenswert erscheint: schöne Frauen, Reichtum, geistige Klarheit, die Reinheit des Gefühls. Die Gier danach ist der Motor der Selbstverklagung; sie ist die schärfste Waffe Papinskys. Aber selbst wenn du die Gier überwunden hast, um dich zu retten, steht dir die schwierigste Aufgabe noch bevor. Dann muss du die Angst vor der Gier überwinden!“

„Manchmal habe ich das Gefühl, als verstünde ich den Sinn der Aktionen Papinskys mit uneingeschränkter Klarheit, aber wenn ich diesen Sinn in Worte kleiden will, zerfällt er wie ein vertrocknetes Blatt in der sich schließenden Hand“, sagte Seferlyn.

„Du hast eine Vision, Sebastian. Sei demütig, dankbar, fürchte dich bis zur Selbstauflösung und fasse Mut. Es ist eine große, eine gewaltige Vision, Sebastian, die Kraft für ein ganzes Leben zu spenden vermag. Aber bedenke: Gesichte sind zumeist undurchsichtig! Und die Kraft für ein ganzes Leben kann sehr schwach sein, wenn das Leben nur kurz ist.“

Esther kicherte wie ein pubertierendes Mädchen, das sich mit ihrer besten Freundin über Jungen unterhält. Sie blickte verrückt wie eine Femme fatale, die aus einer Absinth-Bar stöckelt. Sie warf die schwarze Rose mit einer schwungvollen Geste in die Luft. Die Bewegung wirkte zugleich rituell und slapstick-like. Seferlyn hatte zunächst den Eindruck, die Rose habe sich in eine Narrenpritsche verwandelt, als sie Esthers Hand verließ, doch dann fegte ein Juckreiz an der Nase sein Bewusstsein leer und erfüllte es mit Heiterkeit. Schalkhaft ahmte er Esther nach; doch seine Gesten und Bewegungen wirkten mechanisch. Schließlich schoss seine weiße Rose wie ein Pfeil empor. Er schaute ihr nach und sah, dass sich die Rosen in eine weiße Taube und einen schwarzen Falken verwandelten.

Es hatte aufgehört zu regnen. Gleißendes Sonnenlicht brannte auf seiner Haut. Registrierkassen rasselten. Pferdewetten gingen verloren. Wer die Hintergründe nicht kannte, hätte alles für normal halten können.

„Wo warst du, als du von der Zeitzone Null träumtest?“

„Auf Vera Lissalentis Yacht Yggdrasil“, antwortete Seferlyn.

„Die Yggdrasil ist ein Raum-Zeit-Schiff“, sagte Esther. „Du kannst dich glücklich schätzen, dass du von dieser Reise ins Ursprungsland, das, laut Papinsky, eigentlich Unsprungsland genannt werden müsste, noch einmal zurückgekehrt bist - unversehrt, nicht als Salzsäule oder Molluske. In den Asylen der Häfen von Raum und Zeit vegetieren Gestalten, Gestalten sage ich dir, Gestalten, denen die Reise mit der Yggdrasil ins Gesicht geschrieben steht – und wer in solche Gesichter schaut, wird seines Lebens so schnell nicht mehr froh. Man blickt in die Gesichter von Wesen – ich sage bewusst nicht: Menschen –, die darauf warten, in den Tod geschickt zu werden.“

Die Sonnenstrahlen wurden so intensiv, dass Seferlyn fast die Sinne schwanden. Plötzlich brach ein Schwarm schillernder, bunt behaarter Insekten aus einem Gebüsch hervor und umschwirrte Esther und Seferlyn mit aggressivem, anschwellendem und abebbendem Surren.

„Vorsicht!“, flüsterte Esther. „Das sind Toxioid-Wespen, eine Mutantenart. Die sind verdammt gefährlich. Ebenso giftig wie angriffslustig. Du darfst dich nicht bewegen. Du darfst noch nicht einmal schwitzen.“

Sie standen zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten auf dem Fleck. Sie verharrten voller Angst wie erstarrt in der gleißenden Sonne, während die Insekten sie mit Schwindel erregenden Sturzflügen zu provozieren versuchten, ohne sie jedoch zu stechen. Die Zeit schien stillzustehen. Seferlyn war sich sicher, dass er irgendwann, wahrscheinlich schon bald, einen Hitzschlag erleiden,

niedersinken und dann gestochen werden würde. Schließlich spürte er eine Berührung an seinem Hals – heiß wie ein glühender Stift aus Stahl, wie eine Feder so sanft.

Hexensalbe

Ein Gong ertönte. Seferlyn erwachte.

Der Astralprojektor hatte ihn wieder in sein Schlafzimmer versetzt. Wie bei schweren Systemfehlern vorgeschrieben, hatte das Gerät zuvor mit folgendem Befehl eine künstliche Gedächtnislücke in Seferlyns Bewusstsein erzeugt: „Sobald Sie den Klang eines Gongs hören, werden Sie in Ihrem eigenen Bett aufwachen. Nach dem Aufwachen fehlt Ihnen die Erinnerung an die Sequenz der Astralprojektion, die mit dem Rasen in eine gigantische, giftgrüne Nebelwand beginnt und mit dem Gong endet! Falls dennoch Bruchstücke von Erinnerungen auftauchen, werden Sie diese für Bestandteile eines Traums halten.“

Seine Seite des Betts war zerwühlt, während das Bettzeug auf der Hälfte seiner Frau wie frisch gebügelt wirkte. Er hatte sich in einem unruhigen Schlaf wild herumgewälzt. Der Wecker lag auf dem Boden, er hatte ihn offenbar mit dem Arm vom Nachtkästchen geschlagen. Das Bild über dem Bett hing schief. Es zeigte auch nicht mehr den Engel mit den zwei Kelchen, sondern eine abstrakte Komposition von Kandinsky; Format, Rahmen und Position waren unverändert. Als er die Augen öffnete, lag seine linke Hand auf Veras Brust und seine rechte schmiegte sich an ihren linken Oberschenkel. Seine Frau schnarchte leise, hauchend. Seferlyn empfand es als beruhigend, nach diesen Abenteuern in bodenlosen Welten wieder etwas Vertrautes in Händen zu halten.

Es war also doch nur ein schrecklicher Traum. Obwohl er wohlbehalten aufgewacht und nicht in den Alpen seines abgründigen Traums abgestürzt war, wollten ihm die Nachtvisionen nicht aus dem Kopf gehen. Er hatte das Gefühl, nicht geträumt, sondern etwas Reales erlebt zu haben, wenngleich ihm natürlich bewusst war, dass seine Erlebnisse eindeutig den Charakter von Träumen besaßen. Dass sein Traum allerdings mit dem Klang eines Gongs endete, erschien ihm merkwürdig. Schließlich war sein Wecker ein paar Tage zuvor auf den Boden gefallen und entzweigegangen; außerdem hatte er in intaktem Zustand nur ein schrilles Pfeifen von sich gegeben. Er hatte bisher noch keine Gelegenheit gefunden, einen neuen zu versorgen. Dies war allerdings auch nicht dringlich, weil der Nachbar über ihm zuverlässig die Toilettenspülung betätigte, wenn Seferlyn aufstehen wollte.

Als Vera die Augen aufschlug, sagte er, während sie sich die Augen rieb und Mühe hatte, ihre Schlaftrunkenheit zu überwinden: „Ich hatte vielleicht einen irren Traum! Es ging um eine Verschwörung gegen die Menschheit, und der diabolische Professor aus meinem letzten Traum spielte dabei wieder eine entscheidende Rolle. Aber bedeutender noch war ein Schriftsteller, John Slickner, dem ich in New York begegnete. Alle Welt glaubte, er sei ein Mann, aber in Wirklichkeit handelte es sich eine Frau, eine Autorin, die von Papinsky gejagt wurde, so wie ich. Genau genommen wurde ich gar nicht von ihm gejagt, sondern ich arbeitete für ihn, war aber dennoch vor ihm auf der Flucht, obwohl er mich fürstlich entlohnte. Verdammt noch mal, irgendwie passen die verschiedenen Mosaiksteine nicht zusammen! Also, diese Autorin, die sich hinter dem Pseudonym John Slickner verbarg, tatsächlich aber Esther hieß, war eine unerhört attraktive Frau, in des Wortes doppelter Bedeutung eine Traumfrau... Arsch und Titten!“

„Glaub ja nicht“, murmelte Vera schläfrig, „dass du mich mit deinem Chauvi-Gestammel provozieren kannst. Lass mich noch ein bisschen pennen, Schatzi! Deinen Traum kannst du mir immer noch erzählen, am besten, wenn du dich wieder abgeregt hast.“

Seferlyn knurrte Unflätiges. Es kam so undeutlich und verwaschen über seine Lippen, dass er es selbst nicht verstand. Ohne Grund und Berechtigung wurde er maßlos wütend auf Vera. Um sie endgültig aufzuwecken, rüttelte und schüttelte er sie wie wild. Das reichte dann endlich. Sie saß plötzlich mit kerzengeradem Oberkörper im Bett und hatte die Arme auf der Brust verschränkt. Aus ihrem Gesicht war jede Müdigkeit gewichen und ihre Augen blitzten wie Sensen.

„Der Dichter in deinem Traum war also, was keiner außer dir wusste, in Wirklichkeit eine Frau. Ist ja interessant. Schau an, schau an. Unser kleiner Emanzipationsgeschädigter hat androgyne Träume. Möchte am liebsten auch eine Frau sein, aber mit Rückfahrkarte in die Männerwelt. Erstaunlich. Wahrscheinlich muss ich mir bald einen anderen Kerl suchen. Du machst ja langsam schlapp!“

Da Seferlyn nicht die geringste Lust verspürte, über die Berechtigung oder gar Realitätsangemessenheit der feministischen Theorie im Allgemeinen und deren Auslegung durch Vera im Besonderen zu diskutieren, schwieg er. Er schwieg viel sagend. Im Traum hatte er, schutzlos und allein, Schreckliches durchlitten. Er sehnte sich nach Entspannung in liebevollen Armen. Vera war nicht abgeneigt.

Sie deutete sein Schweigen als Nachgeben und nicht so, wie es gemeint war, als Ausdruck überlegener Klugheit. Nachgiebigkeit aber musste belohnt werden. Nachdem sie miteinander geschlafen hatten, stand Vera auf, um zu pinkeln und dann nachzuschauen, ob in der Küche die Heinzelmännchen Kaffee kochten. Dies war nicht der Fall. Vera kroch ins Bett zurück und fragte: „Kochst du uns einen Kaffee?“

Während das Wasser in der Kaffeemaschine gurgelte, rollte er, gedankenverloren auf einem knarrenden Küchenstuhl sitzend, kleine Kügelchen aus Schorf und Schmutz zwischen seinen Zehen. Vera hatte sich noch einmal herumgedreht, um, wie sie sagte, ein noch „klitzekleines morgendliches Nickerchen“ zu machen.

Auf dem Regal zwischen Kühlschrank und Waschmaschine lag ein zerfleddertes Taschenbuch, das schon einige Bäder in umgeschütteten Kaffee hinter sich hatte. Eine Zeit lang war diese Schrift die Bibel eines Rituals, das Vera und Sebastian am frühen Morgen zelebrierten, bevor sie sich mürrisch auf den Weg zur Arbeit machten. Dieses Ritual bestand im Wesentlichen darin, einander abwechselnd Passagen aus diesem Taschenbuch vorzulesen. Seferlyn nahm zuvor das Tischtuch vom Küchentisch; auch dies gehörte zum Ritual.

Falls er zu faul war, dafür den Tisch abzuräumen, genügte es ersatzweise auch, Marmelade oder Eigelb auf dem Tischtuch zu verschmieren. Dies war, da es absichtlich unabsichtlich zu geschehen hatte, eine Kunst, die zu meistern er nicht immer dann in der Lage war, wenn ihn Faulheit davor zurückschrecken ließ, den Tisch abzuräumen, um die Tischdecke entfernen zu können, ohne Geschirr zu zerschlagen. In solchen Situationen musste das Ritual ausfallen.

Das Buch enthielt die hoffnungslos dekadenten Storys eines offenbar versoffenen amerikanischen Autors, der damals in akademisch gebildeten Kreisen sehr populär war. Ein Hund, der zu oft gebadet, parfümiert und mit Pasteten gefüttert wird, wälzt sich, wenn er kann, mit Lust im Dreck. Und auch die Akademiker-Blase sehnt sich hin und wieder nach der Gosse, aber im Unterschied zum lieben Vieh zieht sie es in der Regel vor, diese in Buchform zu goutieren. So auch die Seferlyns. Mit diesen Geschichten verglichen erschien ihnen ihr Alltag, der im kleinbürgerlichen Sud köchelte, fad und langweilig. Vielmehr stand ihnen der Sinn nach fröhlicher Boheme mit Schnodder und Rotz, solange sie diese vom Logenplatz aus betrachten konnten. Sie brauchten die Storys, um sich in eine Stimmung zu versetzen, in der man sich selbst und einander auf beglückende Weise nicht ausstehen kann.

Auch der versoffene Autor war in Wirklichkeit kein verwahrloster Alkoholiker, sondern ein Workaholic mit spießigen Lebensgewohnheiten. Unter Eingeweiheten ging das Gerücht, er ließe sich bei einem Schneider der ersten Kategorie Schriftsteller-Arbeitshosen anfertigen, mit einem großen ledernen Herzen auf dem Hinterteil. Es waren wirklich geschmacklose Geschichten, bei deren Lektüre Seferlyn sich oft dabei ertappte, unwillkürlich kleine Kügelchen aus der Arschfalte hervorzuklauben. Gerade jetzt pickte er sich wieder einige ganz besonders widerliche Textstellen aus der wohl abartigsten Geschichte des Taschenbuchs heraus.

Die Story beschrieb die grotesken Folgen einer außergewöhnlichen Leidenschaft. Es ging um einen unscheinbaren grauen Herrn, der seinen beruflichen Wirkungskreis und seine existentielle Bestimmung als Fahrer eines Erzbischofs gefunden hatte. Dieser Mann aber, nach außen ein Vorbild an Tugend und Frömmigkeit, unverheiratet und mit kräftiger Bass-Stimme Stütze des Kirchenchores - dieser tadellose Mann schlich in seiner freien Zeit, am liebsten bei Neumond, durch die Straßen, um Mülltonnen nach gebrauchten Präservativen zu durchsuchen - kurz: Er litt

unter dem Zwang, benutzte Kondome auszulutschen. Während er lutschte, schwelgte er in den wüstesten Phantasien, die zu beschreiben selbst der gewissenhafteste Chronist sich nicht verpflichtet fühlen muss. Um die verborgenen Begierden - die in der Leserseele wie Jungvögel im Nest mit offenen Mäulern auf den Wurm warten - nicht vollends zu missachten, sei jedoch verraten, dass zwanghaft immer wieder folgende Elemente in diesen Phantasien auftauchten: Rindfleisch, Möhren, Mairüben, Porree, Sellerie, Zwiebeln, Knoblauch, Salz, Kräutersträußchen und Pfeffer - ja, Pfeffer.

Die unvermeidlichen Ekzeme an seinen Lippen und rund um dem Mund behandelte der graue Herr, übrigens zu seiner vollen Zufriedenheit, mit der Bach-Blütentherapie. Er hätte seiner Leidenschaft bis ans Ende seiner Tage zufrieden frönen können, wenn er nicht eines Tages über ein Kondom gestolpert wäre, das nicht etwa vertrocknete Spermien enthielt, sondern prall gefüllt war mit Kokain.

Als Seferlyn noch einmal die Passage nachlesen wollte, in der sich das grausige Geschick des erzbischöflichen Fahrers seinem Höhepunkt zuneigte, wurde er durch einen peitschenden Knall aufgeschreckt. Genervt legte er das Buch zur Seite und schaute aus dem Küchenfenster, da der Ursprung des Lärms, wenn er sich nicht täuschte - schon wieder knallte es zweimal lauter als zuvor - auf der Straße vor seinem Haus zu suchen war. Dort sah er jedoch nur ein Mädchen, das Hickelkasten spielte, und einen alten Mann, der schlurfenden Schritts mit seinem Dackel spazieren ging. Er wollte sich gerade wieder zurück zu seinem Stuhl begeben, als sich unten auf der Straße ein höchst sonderbares Schauspiel ereignete.

Seine Augen reibend und diesen kaum traugend, sah Seferlyn drei Schutzpolizisten, die fortwährend drei Schritte vorwärts und dann zwei Schritte rückwärts gingen. Da ein Gewitter drohte, hatten sie ihre Pickelhauben an die Gürtel geschnallt. Wenn sie den ersten Schritt zurückgingen, schleuderten sie den rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger nach vorn und skandierten: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!“

In einem Abstand von etwa zehn Metern folgte den Ordnungshütern ein schauderhaftes Individuum. Es trug einen Dreitagebart, ein verwaschenes Hemd und eine zerschlissene ockerfarbene Cordhose. Am Strick, der anstelle eines Gürtels die Hose hielt, war ein Schlüsselbund mit Diebshaken befestigt. Der Ganove war bemüht, den Abstand zwischen sich und den Polizisten - die in wilder, allerdings durch ihre eigentümliche Gangart gebremster Jagd dem Gesetz Respekt zu verschaffen sich anschickten - nicht zu verjüngen. Nach dem ersten „Haltet den Dieb!“ der Polizisten schrie der Verfolgte jeweils „Im Namen des Kaisers“. Sobald die Schutzleute ihr zweites „Haltet den Dieb“ skandiert hatten, ließ der Ganove ein „Wohlan, wohlan!“ folgen, ohne jedoch das letzte Wort zu behalten, denn die Polizisten begannen unverzagt mit ihren Rufen von vorn.

Fenster wurden geöffnet und Köpfe herausgestreckt. Einige Gaffer feuerten die Polizei, andere den Gauner an. Nach einer Weile begannen sie, sich gegenseitig als „verdammte Sozialdemokraten“ oder als „schäbige Monarchisten“ zu beschimpfen, wobei es die Anhänger des Flüchtigen offenbar mit den Roten hielten, die Freunde der Ordnungsmacht aber zu den Kaiserstreuen zählten. Seferlyn öffnete ebenfalls das Fenster und ermahnte die Bürger mit pathetischer Stimme lauthals zur Besonnenheit.

Nachdem die seltsame Prozession aus Seferlyns Blickfeld verschwunden war, ohne dass sich am Ablauf der Aktion und an der Konstellation der Akteure irgend etwas geändert hätte, und er nur noch leiser werdendes und schließlich ausklingendes Grölen vernahm, war schnell der Entschluss gefasst, sich an diesem Tag nicht mit spontanen Halluzinationen zu begnügen, zumal sich diese, da es nichts Gegenständliches mehr zu sehen gab, zu hübschen Ornamenten kringelten. Weil er das Gesetz des Handels nicht aus der Hand geben wollte, entschied er sich, weitere Halluzinationen absichtlich hervorzurufen.

Also griff Seferlyn nach dem Glas mit der schwarzen Hexensalbe, das auf dem Regal über dem Elektroherd stand. Schwarze Hexensalbe findet sich zwar in jeder gut ausgestatteten, bürgerlichen Küche und ist im Grunde, maßvoll angewendet, harmlos; doch Seferlyn bezog seine Mischung aus Louisiana – und die hatte es in sich. Auf dem Etikett des Glases stand: „Simbi Anpaka – Fine Blend.“ Während er murmelte: „Hab’ einen Stecken zum Verrecken für die Gecken in den Ecken!“,

bestrich er seine Stirn dünn mit der magischen Zubereitung. Zunächst spürte er nur ein leichtes Prickeln, das aber binnen weniger Sekunden in ein sich beständig verschärfendes Brennen überging.

Einem alten Ritual folgend, presste er nun seine Handballen gegen die Schläfen und blickte starr nach Osten. Dadurch wurde das Brennen schwächer, stattdessen hatte er das Gefühl, als ob Pickel auf der Haut aufplatzten und Eiter über seine Stirn lief. Dem üblichen Vorgehen entsprechend, legte er seine Hände mit verschränkten Fingern auf den Kopf und eine wohlige Wärme ergoss sich von der Stirn über die Haut seines gesamten Körpers.

Nun musste er nur noch die „Spirits“ versöhnlich stimmen und einer angenehmen übersinnlichen Erfahrung stand nichts mehr im Wege. Die „Spirits“ waren nicht sehr anspruchsvoll; es genügte, zwei Finger der linken Hand zu überkreuzen und Räucherwerk zu entzünden. Weil er sonst nichts hatte, streute er ein paar Krümel Rosmarin auf die heiße Platte des Elektroherds. Als diese verglühten, setzte eine leichte Euphorie ein, und der eigentlich unscheinbare Kaktus auf der Fensterbank offenbarte sich für einen flüchtigen Augenblick als tiefgründiges Symbol einer Welt der prallen Fülle verborgenen Wissens, namenloser Lüste und unaussprechlicher Sehnsüchte. Indessen flutete ein übernatürliches Licht zeitlos in die verborgenen Winkel zugespitzter Seltsamkeit.

Ein fröhliches Klingen von draußen riss Seferlyn aus seiner Ekstase. Er blickte auf seine Uhr, doch Zeiger und Zahlen weigerten sich, einander Bedeutung beizumessen. Als er zum Fenster hinausschaute, sah er, dass die milde Frühlingssonne die regennasse Straße mit glitzernden Sternen übersäte. Das zuvor hinkelnde Mädchen stand nun breitbeinig da wie ein Cowboy vor dem Gunfight - ihre Haare hingen in Strähnen herab. Die Spielzeugpistole steckte locker im Halfter. Sie lächelte. Da wusste Seferlyn, dass es ein guter Tag werden würde. Er schaltete das Radio ein. Es wurde ein spanisches Lied gespielt: „El capitano y su amor.“ Die Stimme des Sängers klang raubtierhaft und scheu.

Bevor Seferlyn den Elektroofen nach seinem Räucheropfer wieder ausschaltete, befeuchtete er seine Hände und schüttelte sie über der Platte aus. Er betrachtete die auf der glühenden Fläche tanzenden und explodierenden Wassertropfen mit kindlichem Vergnügen. Schließlich stellte er den Temperaturregler auf null, weil er eine Stimme in sich hörte, die ihn zur Vorsicht beim Umgang mit heißen Gegenständen mahnte. Nun brauste der Salbenrausch durch Seferlyns Bewusstsein wie ein Orkan. Gedankenketten, Stimmungen, jäh aufkeimende und wieder verworfene Absichten, lange verschüttete Sehnsüchte und heikle Gefühle wirbelten die Programmierungen seines Nervensystems durcheinander.

In seiner Jugend versenkte sich Seferlyn fasziniert in die Geheimnisse östlicher Weisheitslehren. Zwar hatte ihn die Schule dressiert, borniert materialistisch zu denken und dieses Denken allenfalls christlich religiös zu überzuckern; doch nicht zuletzt deswegen, also aus schierer Opposition, konnten die Einflüsse der abendländischen Kultur seine Faszination nicht schmälern. Damals glaubte er, den Namen des Ursprungs aller Ursprünge zu kennen: Es war der heilige Klang Om. Wenn er sich – in der Hochphase seiner fernöstlichen Glaubensexzesse – vor der Bedrohung durch Blut trinkende Gottheiten feien wollte, dann verharrte er, den Schmerz nicht scheuend, im Lotossitz, lauschte dem heiligen Klang Om in sich und hörte dazu eine Schallplatte von Sidra Dranabindru, dessen Sitar-Klänge damals westlichen Adepten des Erleuchtungspfadens vor Verzückung schier den Atem raubten (und wenn nicht dies, so doch immerhin 20 Taler pro Tonträger wert waren).

Hin und wieder unterbrach er seine Meditation, um ein Pfeifchen durchzuziehen. Die Götter lächelten, kümmerten sich aber nicht weiter um ihn. Und das war auch gut so. Niemals, so dachte er, würde er den Zustand der Glückstrunkenheit vergessen, der sich einstellte, als er spürte, wie der heilige Klang Om ihn durch eine imaginäre Öffnung zwischen seinen Augen verließ und in den akustischen Gespinsten eines Ragas tanzte, der von Sitar und Tabla gespielt wurde. „Om!“, hauchte er damals entzückt. „Om!“ Doch das war lange her. Was bedeute denn der heilige Klang Om, fragte er sich nun, gealtert und ernüchtert, verglichen mit dem unerhörten Geräusch des Erbrechens im Zustand weinseliger Volltrunkenheit? „Hörst du Om im Keuchen eines Liebesaktes? Gurgelt die Klospülung ‘Om’?“

Seferlyn spürte allerdings, dass er mit seinem Salbenrausch nicht weiterkommen würde, wenn er nicht bereit wäre, seine Vernunft fahren zu lassen. Warum sollte er nicht – natürlich nur vorübergehend und durch die Umstände bedingt - seine rationale Skepsis wider besseres Wissen beiseiteschieben? Er wusste, dass er dazu nur das Zauberwort aussprechen musste, jenes Wort, das die Göttin der Vernunft jenen, die Ohren haben zu hören, mit auf den Weg gibt, wenn sie ihre Gabe austeilt. Wer dieses Wort überhört oder vergisst, wird zum Sklaven der Vernunft. Zu diesen zählte Seferlyn zwar nicht, aber es widerstrebte ihm, das Zauberwort allzu häufig zu verwenden.

Nun aber entfernte er vorsichtig die Schutzhülle des Zauberworts, betrachtete es lange nachdenklich mit nach innen gewandtem Blick und sprach es dann mit sehr leiser Stimme aus. Seferlyn liebte es, sich Wörter als physische Objekte vorzustellen, die zusammengefügt werden konnten wie die Bauteile von Maschinen. Jetzt allerdings, im Salbenrausch, arbeiteten die Wörter buchstäblich und tatsächlich wie die Elemente einer Maschine zusammen, um Seferlyns Hirn anzutreiben. Und durch das Zauberwort wurde ein Transmissionsriemen angeworfen, der den Phantasieapparat im Nervensystem Seferlyns in Bewegung setzte. Die Schnittstelle des Zauberworts war weiblich, so dass andere Wörter, um mit ihm Verbindung aufzunehmen, in es eindringen mussten und so ihre Unabhängigkeit verloren.

Das Zauberwort war so geheim, dass sogar er selbst es nicht kannte und kennen durfte. Während er es aussprach, musste er sein Bewusstsein ausschalten und seine Sprechwerkzeuge wurden aus seinem Unbewussten gesteuert. Wenn er es betrachtete, sah er nur einen Gegenstand, das Maschinenelement, war aber nicht in der Lage, dessen Bedeutung zu erfassen. In Seferlyns Zauberwort schwebte der Klang des Windes in der Wüste und es begann mit Klicklauten einer längst ausgestorbenen Ritualsprache. Nach dem Aussprechen blieb das Gefühl von Sand zwischen den Zähnen zurück.

Natürlich würde er Vera von diesen merkwürdigen Vorgängen nichts berichten. Seferlyn wusste, dass Frauen in den steinzeitlichen Tiefen ihrer Seele irrationale Männer zugleich fürchten und begehren, sofern diese Macht haben, aber es widerstrebte ihm, sich in dieser Sphäre zu entfalten. Seitdem er die esoterischen Neigungen seiner Jugendzeit überwunden hatte, inszenierte er sich als knochentrockener Rationalist und Skeptiker und er wollte keinen Zweifel an seiner Prinzipientreue aufkommen lassen. Ungeachtet seiner „offiziellen“, nach außen gekehrten Position war ihm allerdings uneingeschränkt klar, dass seine Träume in der letzten Zeit psychoanalytisches Material bargen, in Fülle.

Allein die Tatsache, dass in diesen Träumen Professor Papinsky stets eine Hauptrolle spielte, ob er nun leibhaftig auftrat oder nicht, sprach Bände. Symbolisierte er den phallischen Signifikanten? Bildeten Esther, der Professor und Seferlyn eine ödipale Triangulation? Fragen über Fragen! Er erhob keineswegs den Anspruch, Experte für die Psychoanalyse zu sein; als Journalist ist man schließlich mehr als das: Er hatte im Laufe seines Berufslebens schon mit so vielen Psychoanalytikern gesprochen, dass er, diesen durchaus ebenbürtig, mit Schlagwörtern um sich werfen konnte wie ein Wurfmaschine mit Tontauben. Und dies genügte, um in den meisten Lebenslagen zurechtzukommen. Mit Vera über psychoanalytische Deutungen der eigenen Befindlichkeit zu sprechen, hätte allerdings einzugestehen bedeutet, mit seiner rationalen Weltsicht gescheitert zu sein.

Damit hätte Seferlyn unwiderruflich eingeräumt, dass seine männliche Art, die Probleme der Wirklichkeit zu bemeistern, keineswegs die einzig Erfolg versprechende, vielleicht - oder ganz bestimmt - nicht einmal die überlegene sei. Seferlyn fürchtete sich vor den Abgründen, die sich auftaten, wenn der Geist weiblicher Verführung nachgab und sich auf das Blendwerk der Frauen einließ: Gefühl, gar Liebe. Vor dem Richterstuhl der Vernunft fanden diese Trugbilder natürlich keine Gnade – was aber war zu tun, wenn man sich immer wieder dabei ertappte, zwanghaft an den Beinen dieses Stuhls zu sägen?

Seferlyn musste an Benigno denken, den Traumschneider. Benigno war ein Mann, der die edle Oberfläche liebte. Er war ein philosophischer Gestalter wirkungsvoller Äußerlichkeiten. Und wenn er auch nur Glanz und Glitter mit heißem Dampf aufblies, stets bewies er Stil und erlesenen Geschmack. Je länger Seferlyn darüber nachdachte, desto unabweislicher drängte sich ihm der Verdacht auf, Benigno habe in seinen Träumen die Funktion eines Türwächters gehabt, der mit

einer dämonisch formvollendeten Geste das Tor zum Labyrinth seiner Seele freigab. Benigno war ein Meister der Überspitzung des schönen Scheins, die uns in Augenblicken bizarrer Ästhetik einen flüchtigen Blick auf das verborgene Wesen der Dinge erlaubt. Dass ihm seine Träume einen Einblick in die bisher verborgenen Seiten seines Wesen gewähren sollten, wurde für Seferlyn zunehmend zur Gewissheit.

Durch diesen Gedanken geschwächt, hatte seine Vernunft nun endgültig nicht mehr die Kraft, dem gewaltigen Sog aus den Tiefen seiner Innenwelt zu widerstreben. Er nickte auf dem Küchenstuhl ein. Eine halbe Stunde später schrak er aus seinem Schlummer auf, als Vera schlaftrunken in die Küche tapste. Ihre linke Brust schaute aus ihrem Schlafrock hervor, ihr Höschen war auf die Füße gerutscht. Sie konnte daher nur kleine, schlurfende Schritte machen wie ein schwerer Junge in einer Chain Gang.

„Ich glaube, es wird langsam Zeit“, sagte sie und rieb sich den Schlaf aus den Augen, „dass wir uns überlegen, wie wir den restlichen Sonntag verbringen.“

„Weißt du, was ich mir gut vorstellen kann?“, fragte Seferlyn.

„Was denn? Nein, weiß ich nicht. Was soll das?“, sagte Vera gereizt, weil sie eine Gemeinheit ahnte.

„Ich könnte mir sehr gut vorstellen, dass dich unser Nachbar im Haus gegenüber jetzt mit sabbernden Lefzen durch sein Fernglas beobachtet!“

„Scheiße!“, sagte sie, machte aber keine Anstalten, ihre Kleidung zu ordnen.

„Vielleicht sollten wir doch Gardinen aufhängen, auch wenn es spießig aussieht“, sagte Seferlyn.

„Du bist wohl völlig verrückt!“, sagte Vera, setzte sich auf einen Küchenstuhl und legte die Beine abgespreizt auf den Küchentisch.

Seferlyn versuchte, sich den Anschein der Normalität zu geben, obwohl ihm der Salbenrausch nun wieder heftiger zusetzte. Um von seiner mentalen Verfassung abzulenken, nahm er einen Gedichtband in die Hand, der zwischen die Kochbücher geraten war. Es handelte sich um ein Werk Slickners: „Käufliche Sonnen“.

„Was liest du denn da?“, fragte Vera nach einer Weile.

„Gedichte von John Slickner. Nicht schlecht. Eins gefällt mir besonders gut. Es heißt:

Verästelung

Wenn es heut' Nacht nicht friert -
und das ist wahrscheinlich -
und wenn es heut' Nacht dann regnet,
erwartungsgemäß,
und wenn es heut' Nacht zwölf schlägt
und der Kauz schreit,
dann verlassen die Erdkröten
hurtig ihre Winterquartiere,
voll des Safts der Erneuerung
streben sie ihren Laichplätzen zu.
Wenn das Unabwendbare
seinen Lauf nimmt,
so wie die Jahreszeiten
einander folgen immerdar,
dann können wir
morgen früh den Farbenzauber
platt gefahrener Kröten
auf unseren Landstraßen bewundern.“

„Hör auf!“, sagte Vera. „Diesen Slickner kann ich absolut nicht leiden. Dieser Zynismus ist

grauenhaft. Der Mann ist nie und nimmer eine Frau. Für Frauen ist die Esoterik eine Facette ihrer Erotik, und wenn sie älter werden, oft die einzige. Mir ist schleierhaft, wieso dieser Slickner zu den spirituellen Autoren gezählt wird.“

Seferlyn konnte sich nicht daran erinnern, Vera erzählt zu haben, dass er geträumt habe, Slickner sei in Wirklichkeit eine Frau.

„Slickners Bücher“, fuhr Vera fort, „sind Orgien der Missachtung und Verhöhnung spiritueller Wahrheiten. Engel hasst er, als ob sie der Leibhaftige wären. Er schreckt auch nicht davor zurück, weise Frauen wie Mutter Magdalena oder die Hexe Serafina als gelangweilte Tortenfresserinnen zu verunglimpfen. Er gibt sich zwar esoterisch, aber er ist durch und durch antispirituell.“

Vera musste nach dieser hervorgepressten Tirade nun doch Luft holen, und diese kurze Pause nutzte Seferlyn geistesgegenwärtig für einen Einwand: „Ironie, Sarkasmus oder gar Zynismus sind nun einmal kleine geistige Vergnügungen, die in der Regel nur Männer zu schätzen wissen!“

„Merkwürdige Vergnügungen!“, sagte Vera. „In Wirklichkeit sind das Verrottungserscheinungen der patriarchalischen Gesellschaft, die zum Glück aber soeben im schwarzen Schlund des Vergessens versinkt.“

Seferlyn fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich, als ob jeden Augenblick die Klauen eines unbarmherzigen Geschicks nach ihm greifen könnten. Die Bedrohung lag in der Luft, aber sie hatte keinen Namen. Er sah keinen Zusammenhang zwischen diesem Gefühl und seinem kleinen Disput mit Vera, aber es schien ihm dennoch ratsam, unnötige Fronten zu vermeiden und das Thema zu wechseln.

„Weißt du was?“, schlug er vor, nachdem er eine Weile verständnisinnig still gelächelt hatte, „wir könnten eigentlich wieder einmal ins Kino gehen. Es läuft zur Zeit ein Film, über den ich bisher nur gute Kritiken gelesen habe. Er heißt ‚Das Stundenglas!‘ oder so ähnlich.“

„Ist das nicht der neue Streifen mit dieser unsäglichen Vera Lissalenti?“, fragte Vera.

„Ich bin mir nicht ganz sicher; vermutlich schon“, antwortete Seferlyn. Er wusste allerdings genau, dass die Lissalenti in diesem Film die Hauptrolle spielte. Obwohl er ahnte, dass Vera nicht verborgen geblieben war, wie sehr ihn diese Schauspielerin faszinierte, zwang er sich, den Gleichgültigen zu spielen.

„Na ja“, sagte Vera, „vielleicht ist der Film trotz dieser ätzenden Lissalenti nicht schlecht. Also meinetwegen, da uns sonst doch nichts einfällt: Warum nicht?“

Don hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt und die Beine auf den Tisch gelegt. Er träumte von sterbenden Menschen. Ron stieß ihn an: „Du bist dran!“ Don erhob sich mürrisch und goss ein Kannchen Öl ins Getriebe des Astralprojektors. Das unappetitliche Rülpsen des Gerätes verstummte sofort, nachdem Don die Verschlusskappe wieder auf den Einfüllstutzen geschraubt hatte. Etwas länger dauerte es, bis die üblen Gerüche verfliegen waren.

Der Film

Der Film „Das Stundenglas“ lief in einem kleinen Studio-Kino in der Nürnberger Südstadt. Als die Seferlyns ihre Plätze einnahmen, begann gerade der Hauptfilm. In der ersten Szene stach die Lissalenti mit einer Dreimastbark in See. Seferlyn sah Seeungeheuer mit gewaltigen Sägezahngebissen in den scheunentorgroßen Mäulern, Meerjungfrauen mit schulterlangen blonden Haaren, enormen Brüsten und schillernd schuppigen Schwänzen. Der Salbenrausch war während seines Disputs mit Vera zwar abgeebbt, doch die Hexensalbe peitschte nun die Wogen seines Bewusstseins immer heftiger auf. Er schloss die Augen, atmete langsam und konzentriert; nachdem sich der Erfolg der Entspannungsübung eingestellt hatte, öffnete er sie wieder. Am Horizont sprühten Wale Fontänen. Ein Bergchor brauste auf.

Als Seferlyn erneut die Augen schloss, konnte er den Film auf der Leinwand seines Bewusstseins anschauen. Immer wenn er zur Kontrolle die Lider hob, bestätigte sich, dass er dem Film auch mit

geschlossenen Augen zu folgen vermochte. Er hielt sich die Ohren zu. Dasselbe Phänomen. Innere und äußere Klänge waren ebenso identisch wie innere und äußere Bilder. Dieses Phänomen gab Seferlyn das Gefühl, sein Körper habe sich in Nichts aufgelöst und er sei die Realität selbst.

Nun erschien ein Engel mit einem steinern schönen Antlitz auf der Leinwand. Er lehnte sich an einen schwarzen Granitblock und goss eine rubinrote Flüssigkeit aus einem goldenen in einen silbernen Kelch. Diese Szene wurde aus dem Off durch eine Panflöte mit einer melancholischen Melodie untermalt. Als die Musik in einem zarten Ton verhauchte, begann eine lispelnde Männerstimme zu psalmodieren:

„Lange bevor der Wind der Zeiten den kosmischen Samen des Lebens auf unseren Planeten trug, wurde die Erde von einem friedlichen Geistvolk besiedelt. Es nannte sich Volk der Quarks oder auch Volk der kleinen Wesen. Obwohl die Quarks jede Gestalt annehmen konnten, die ihnen gefiel, verkörperten sich die kleinen Wesen überwiegend als elfenzarte Gnome. Dank ihrer Zauberkräfte und ihrer unvergleichlichen Klugheit sowie ihres Wissens um die verborgenen Dinge besaßen die Quarks große Macht. Diese Macht setzten sie ausschließlich zum Wohle aller Wesen ein, die in jener Zeit unseren Planeten bevölkerten.

So lebten die Quarks in einer Welt unbeschränkter Freiheit und kosmischer Harmonie, bis eines Tages Dor, der Mann aus dem Westen, auf einer seiner endlosen, einsamen Wanderungen dem Volk der kleinen Wesen begegnete. Das Herz Dors war von Hass erfüllt. Sein Hass galt allen Kreaturen, die sich seiner Befehlsgewalt entzogen. Als Dor begriff, wie eigensinnig und unbotmäßig die Quarks waren, ließ er seinen schwarzen Umhang durch die kalte Atmosphäre des Planeten sausen, den bisher nur feinstoffliche Wesen bevölkerten. Dem kosmischen Wind befahl er, den Samen grobstofflichen Lebens auf die Erde zu tragen.

Und so geschah es. Als sich schließlich Menschen entwickelten, war dem Volk der kleinen Wesen eine Legion unerbittlicher Quälgeister entstanden, deren Zahl beständig zunahm. Das kalte Herz Dors pochte dumpf.“

Der Engel stellte die Becher mit einer schwungvollen Bewegung auf den Granitblock. Kaum hatte er diese Bewegung vollendet, erstarrte er, als ob er eine mechanische Puppe wäre. In diesem Augenblick wurden die Namen der Schauspieler und die Bezeichnungen ihrer Rollen eingeblendet. Seferlyn hatte den Eindruck, der Vorspann des Films dauere eine Ewigkeit. Genervt blickte er sich um, doch in den Gesichtern der Zuschauer konnte er keine Anzeichen dafür entdecken, dass mit dem Film etwas nicht stimme, sondern nur entspannte Vorfreude. Schon immer wollte Seferlyn aus einem Taschentuch eine Krawatte binden, doch nie hatte er eins, das sich für diesem Zweck geeignet hätte.

Nun aber zog er ein Tuch aus seiner Tasche hervor, das genau das richtige Format hatte, jetzt aber war ihm die Lust darauf vergangen. Der Engel löste sich aus seiner Erstarrung und flatterte mit zierlichen Plastikflügeln wie ein Kolibri. Während die Namen zeilenweise von oben nach unten über die Leinwand rollten und die Schrift dabei einen Farbverlauf von blau nach grün durchlief, verwandelte sich der Engel in eine Skulptur aus Neonröhren. Diese flackerten in schreienden Farben: pink, giftgrün und henna. Die Szene löste sich schließlich in geometrische Muster auf, die wie ein Vexierbild Symbole verschiedener Religionen und Kulte verbargen. Noch bevor das Auge all diese okkulten Zeichen erfassen konnte, wurden die Muster von einer schwarzen Fläche verschluckt. Wie aus dem Abgrund der Schwärze emporsteigend erklang nun, lauter werdend, die Melodie einer Klarinette.

Als diese endete, erschien auf der Fläche eine fast unbekleidete Frau. Der Hintergrund blieb schwarz, so dass sich die Frau prägnant wie ein aufgeklebtes Abziehbild von ihm abhob. Sie hatte ein dunkelrotes, mit goldenen Sternen verziertes Schamtuch in der Art von Fakiren um ihre Hüfte geschlungen. Ihr braunes, verschwitztes Haar fiel über die Schultern herab und klebte auf ihren Brüsten. Sie presste ihre Oberarme fest an ihren Körper, die Unterarme waren abgewinkelt. In ihren Händen hielt sie zwei große, blutverschmierte Knochen, an denen noch Fleisch in Fetzen hing. Der Blick der Frau wirkte meist friedvoll und sanft, doch immer wieder schnitt sie für Sekunden Grimassen des Wahns. Ansonsten bewegte sie sich nicht. Aus ihrem Mund sickerte Blut in zwei feinen Rinnsalen.

Hinter Seferlyn kotzte ein Kinobesucher. Von der Decke senkten sich Atemmasken herab. Eine Platzanweiserin wankte durch den Mittelgang. Das Kino war in eine Turbulenz geraten, stabilisierte sich aber schnell wieder.

„In diesem Film geht's wohl nur darum, die Lissalenti möglichst effektiv nackt zu präsentieren“, flüsterte Vera Seferlyn ins Ohr.

Hinter den beiden verbat sich Zuschauer zischend die Störung, obwohl Vera wirklich sehr leise gesprochen hatte.

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!“, erwiderte Seferlyn, bewusst lauter, als erforderlich gewesen wäre, ein Flüstern nur spielend. „Mir wäre es recht, wenn der Film so weiterginge. Ein Film mit einer anspruchsvollen Story hätte mir in meiner gegenwärtigen Verfassung gerade noch gefehlt. In meinem Kopf geht's zu, als ob ich mich mit Hexensalbe eingeschmiert hätte.“

Vera legte ihre Hand auf seine Stirn. „Fieber hast du aber nicht!“

Seferlyn zog nun doch das Taschenbuch hervor, um sich eine Krawatte zu binden. Dabei entstanden laute, schmatzende und furzende Geräusche. Eine Platzanweiserin näherte sich Seferlyn mit einer langen Stange, die wie ein Apfelpflücker aussah und an deren Ende sich eine Zange befand, zwickte ihn damit in den Nacken und zog die Stange wieder ein Stück zurück, prüfend, ob ihre Intervention den gewünschten Erfolg zeitigte. Indessen holte Vera eine Badeente aus ihrer Handtasche hervor und legte sie in die Zange. Als die Platzanweiserin das Gerät noch einmal betätigte, quietschte es, woraufhin die Frau – ein beinahe zwergenhaftes Wesen – den Rückzug antrat, leise Beschimpfungen murmelnd. Es war in jenen Tagen nicht leicht, Disziplin und Ordnung in Kinosälen aufrechtzuerhalten.

Die Halbnackte schritt nun wie ein Mannequin aus der Schwärze des Hintergrunds hinaus auf einen Altar zu, der aus Granit gemeißelt und in flammendes Licht getaucht war. Die Schwärze schien wie Pech an ihr zu kleben, doch das Licht wusch sie rein. Die Flammen, die den Altar umzüngelten, glichen Menschen aus Feuer, die sich eng umschlungen, mit lachenden Gesichtern und wild vergnügt im Kreise drehten. Der Boden war matschig und unter den Füßen der Halbnackten quoll erdiger Brei hervor. Mitunter bildeten sich große Blasen, die mit einem leisen Plopp zerplatzten, so als würden Gase aus der Erde ins Freie dringen.

Die Halbnackte tänzelte leichtfüßig wie über einen Laufsteg durch den Matsch, als sei sie elfengleich der Erdschwere enthoben. Auf dem Altar ruhte ein in Gold gefasster Totenkopf. Auf dem Schädel saß eine überirdisch große, blauschwarz schillernde, eklig behaarte Spinne, die mit acht bösen, knopfgroßen Augen um sich schaute. Die Frau schlug mit den Knochen rhythmisch auf die Spinne ein, während aus dem Off Hardrock-Gitarren aufheulten. Der Leib der Spinne, die nicht zu fliehen versucht hatte, zerplatzte schließlich unter den immer rasender werdenden Hieben der Halbnackten und gallertiges Blut ergoss sich über den Schädel.

„Findest du nicht, dass die Lissalenti eindeutig ein paar Kilo zu viel hat?“, fragte Vera.

„Lass man, hat ja keinen Zweck“, sagte eine gedrungene Matrone hinter Seferlyn zu ihrem Sitznachbarn, der wiederholt keifend den neuerlichen Einsatz des Apfelpflückers verlangt hatte, „wenn die Platzanweiserin sich doch bloß wieder von einer Quietschente einschüchtern lässt!“

Diesmal in Lack und Leder, mit Fledermausflügeln, schwebte nun der Engel herein, und platzierte die beiden Kelche genau jeweils in die Mitte der linken und der rechten Hälfte des Altars. Dann löste er, immer noch schwebend, den Lendenschurz der Frau, wobei sein Körper kopfunter um etwa dreißig Grad aus der Waagerechten gekippt war. Er befand sich also genau in der Lage, in der sich nach den Glaubensvorstellungen des alten Mesopotamiens die Engel fortpflanzen. Er schaute aber keineswegs lüstern, sondern eher so, als warte er auf ein Trinkgeld. Die Frau hielt die blutigen Knochen gekreuzt vor ihre Brust.

Das rote Blut, das zuvor schon an ihnen klebte, hatte sich mit dem giftgrünen Lebenssaft der massakrierten Spinne vermischt. Die Farbmischung schillerte wie die Eiterwunden in Zombie-Gesichtern. Seferlyn begann, heftig zu schwitzen und lockerte seine Taschentuch-Krawatte. Vera kramte in ihrem Täschchen und zog endlich ein Päckchen mit Schaltkreisen hervor, die jetzt aber auch nicht mehr weiterhalfen. Seferlyn war bis auf die Haut durchnässt, als sei er in einen Platzregen geraten. Die ersten Zuschauer verließen fluchend den Saal.

Der Engel verhüllte mit dem Lendentuch der inzwischen Nackten den Schädel auf dem Altar. Die Frau legte die Knochen in die Kelche und kniete vor dem Sakraltisch nieder. Sie wirkte nun wie eine mechanische Puppe, die auf dem Jahrmarkt Kundschaft in die Fahrgeschäfte locken soll. Aber sie weinte offenbar echte Tränen. Die Geigen verstummten. Der Engel blickte halb spöttisch, halb mitleidig auf die weinende Frau und verwandelte sich dann in einen Lichtstrahl, der durch ein Fenster des Tempels fiel. Sitar-Musik plätscherte.

„Rache!“, schluchzte die Frau, „Rache!“ Sie rang ihre Hände und rief: „Vernichtet Dor, zerbrecht den Ring der schwarzen Macht!“

„Das wäre in der Tat das Beste!“, sagte Vera.

Veras neuerliche Ruhestörung löste anschwellendes Zischen aus; ein Zuschauer kotzte vor Zorn. Nun war eine winterliche Gebirgslandschaft zu sehen; ein Fluss schäumte und schlängelte sich durch Felsgestein.

Die Platzanweiserin setzte noch einmal den Apfelpflücker ein und brach damit dem Mann, der gekotzt hatte, fast das Genick. Sein Sitznachbar, ein hilfsbereiter türkischer Ringer, brachte den Schaden aber wieder in Ordnung.

„Die Welt scheint mir heute vollkommen verrätselt“, sagte Seferlyn nun betont leise zu Vera. „Alle Gewissheiten dahin!“

Die Zuschauer hinter ihnen knallten paarweise mit den Köpfen aneinander. Nur der Kinobesucher, der zuvor gekotzt hatte, verhielt sich merkwürdig still und verbarg seinen Schädel zwischen seinen Knien.

Nun endlich war Seferlyn bereit, sich der Botschaft eines Geistwesens zu öffnen, das schon seit geraumer Zeit mit ihm Kontakt aufzunehmen versuchte. Mit geisterhafter Stimme, die nur Seferlyn zu hören vermochte, sagte das Geistwesen, sein Name sei Baalzebul. Wenn Seferlyn noch länger seine Ohren vor ihm verschließe, verspiele er seine letzte Chance, den Klauen Papinskys zu entkommen. Der auf ihn wartende Lottogewinn sei dann auch nicht mehr drin. Seferlyn solle zum Zeichen seiner Bereitschaft, Baalzebuls Botschaft Gehör zu schenken, dreimal furzen. Seferlyn bemühte sich vergeblich, jedoch Baalzebul erkannte den guten Willen und also sprach er:

„Es gibt reine Information, intensive Information und es gibt verunreinigte, extensive Information. Extensive Information ist zeitlich und räumlich ausgedehnt, wie die Rede eines Menschen oder ein Film. Sie ist also an physikalische Energien gebunden, Licht, Schall, materielle Träger wie Papier usw. Du wirst dies im Augenblick noch nicht verstehen, aber bewahre alles, was ich dir mitteile, in deinem Geist auf. Dort wird es sich wie ein Same entfalten, wenn es auf fruchtbaren Boden fällt. Externe Information ist an strukturierte Energie gebunden. Jeder Gegenstand strukturiert durch seine Oberfläche das Licht, das auf ihn fällt, und du siehst dann einen Tisch, einen Stuhl oder ein Nashorn mit jener winzigen zeitlichen Verzögerung, die das Licht benötigt, um von der Giraffe, der Rose oder der Nasenspitze eines Kindes sich loszureißen und auf deine Netzhaut zu gelangen.

Demgegenüber ist intensive Information weder zeitlich, noch räumlich ausgedehnt und daher natürlich auch nicht an Energiemanifestationen gebunden, nicht an die diffuse Energie des Lichts und des Schalls und auch nicht an die assoziierte Energie einer Kugelschreiberspür auf dem Papier. So verfeinert die Energie, die eine extensive Information trägt, auch immer sein mag, und sei es eine erlesene Tinte, mit der ein zartes Gedicht auf rosafarbenes Papier geschrieben wurde - selbst feinststoffliche Trägerenergie ist nicht subtil genug, auch sie verunreinigt die extensive Information. Gelangt also eine Information durch Raum und Zeit zu euch, etwa getragen durch Licht oder Schall, so ist die Nachricht stets verfälscht. Dann macht sie euch mitunter klug, niemals aber weise. In der Welt der Geister wird die intensive Information im Übrigen Geisterlicht, die extensive demgegenüber Geisterspür genannt.“

Keine Kontrollleuchten, keine Digitalanzeigen und auch kein Scheppern, Rasseln oder Knirschen verriet den Don und Ron, dass Baalzebul den Astralprojektor manipulierte.

„Geisterlicht“, sagte Baalzebul, „ist die gemeinsame Basis von Innenwelt und Außenwelt. Geisterlicht koordiniert Innenwelt- und Außenwelt-Ereignisse. Die menschliche Wahrnehmung extensiver Information mittels der Sinne und des Verstandes ist also keineswegs die einzige Verbindung zwischen Innenwelt und Außenwelt. Diese Art der Wahrnehmung ergibt ein Zerrbild. In

der Alltagswelt sind die Menschen allerdings auf die Wahrnehmung extensiver Information angewiesen, weil das Geisterlicht für sie verborgen ist. Die Menschen konstruieren ihre Wirklichkeit so, dass sie sich ausschließlich auf die Geisterspuren verlassen müssen. Davon hängt ihr Überleben ab. Es ist also keineswegs nur eine Illusion des Menschen der Alltagswelt, von extensiver Information abzuhängen.

Diese Abhängigkeit ist zwar das Produkt seines Bewusstseins, aber das Bewusstsein schafft Tatsachen, die nicht mehr ignoriert werden können. Es versteht sich von selbst, dass die typisch menschliche Verbindung zwischen Innen- und Außenwelt ebenfalls von Zentren intensiver Information koordiniert wird.“

„Was bedeutet in diesem Zusammenhang ‚koordinieren‘“, fragte Seferlyn lautlos.

„'Koordination' bedeutet, dass die Quelle des Geisterlicht den Bauplan liefert für die Gegenstände der Außenwelt und für die Abbilder dieser Gegenstände in der Innenwelt. Ein Mensch, der das Geisterlicht zu nutzen weiß, könnte blind und taub sein, er würde dennoch sehr präzise wahrnehmen, was in der Welt vorgeht. Wer das Geisterlicht nicht nur nutzt, sondern zu meistern versteht, hat sogar eine reelle Chance, sich aus den Klauen der Paraviten zu befreien.“

Baalzebul sagte, dass er sich zu späteren Zeitpunkten mit weiteren Lektionen an ihn wenden werde und Seferlyn spürte, dass er unter seiner Schädeldecke nun wieder mit sich allein war. Als er die Augen öffnete, sah er, dass die Gebirgslandschaft von wimmelnden und wuselnden Zwergen bevölkert war. Fleißige Hände regten sich: Holz wurde gehackt, Feuer entfacht, der Tisch aufgeräumt, die Stube gewischt, Essen gekocht und Wäsche gewaschen. Die Lissalenti war nun in Großaufnahme zu sehen. Seferlyns Augen betasteten ihr makellostes Profil, glitten die Flucht ihrer Nase entlang. Welch ein Geschöpf! Welche Strahlkraft! Welch eine Meisterleistung der plastischen Chirurgie!

Die Schauspielerin saß unter einer mächtigen Esche auf einem Bärenfell vor einem züngelnden und knisternden Lagerfeuer. Eine muntere Schar umringte sie. Die Zwerge trugen rot-weiß gepunktete Zipfelmütchen und hatten niedliche kleine Spaten geschultert. Wenn man die Grundform der Zwerge, die sich hinter teilweise grotesken Verwachsungen verbarg, zu erahnen versucht, so könnte man ihre ursprüngliche Gestalt als eher pilzförmig beschreiben.

Nach einem Filmschnitt war die Lissalenti nun mit einem hautengen schwarzen Lederkostüm bekleidet. Die Jacke war mit einem Luchspelzkragen besetzt. Die Zwerge verhüllten ihre Krüppelgestalten mit violetten Latzhosen, unter denen sie feuerrote Rüschenhemden trugen. Seferlyn bemerkte, dass Vera ein ähnliches Kostüm anhatte wie nun die Lissalenti im Film. Zunächst hätte er schwören können, dass Vera Jeans und eine Lederjacke trug, als sie ins Kino aufbrachen. Doch dann wurde er unsicher. Er sagte sich, dass er sich auch täuschen könne, da er der Kleidung ja in aller Regel keine große Beachtung schenke.

Nun allerdings sah sich Baalzebul genötigt, sich außerplanmäßig zu Wort zu melden: „Es ist nicht wahr, dass dir Mode grundsätzlich gleichgültig ist. Für dein waches Leben mag dies zutreffen. Aber du legst sogar großen Wert darauf, dass die Charaktere, die in deinen Träumen auftauchen, chic aussehen. Dies schwächt deine magischen Abwehrkräfte. Was glaubst du wohl, warum Papinsky dich zum Schneider geschickt hat? Träum' lieber von verlumpten Pennern oder Blaustrümpfen, rate ich dir!“

„Moment einmal!“, antwortete Seferlyn tonlos, „Ich dachte, meine Träume würden mir von Papinsky geschickt. Nun behauptest du, ich hätte Einfluss auf deren Personal.“

„Glaubst du denn wirklich, Papinsky sei eine von dir getrennte Wesenheit, wenn du von ihm träumst. Er könnte nichts bewirken, wenn er nicht in dir wäre.“

„Halt das Maul!“, sagte Seferlyn, aber nicht mit seiner inneren Stimme, sondern laut. Ein Mann hinter ihm stöhnte wie ein angeschossener Hirsch. Daraufhin begannen unter den Zuschauern Prügeleien. Die Platzanweiserin suchte Deckung unter dem Tresen im Foyer des Kinos und ließ sich von der Kassiererinnen einen Schnaps herunterreichen.

Der Astralprojektor brummte auf- und abschwelld. Dann erschien eine gleißende Flammenschrift: „Die Astralprojektion ist nun beendet. Sie sind von Ihrer Reise in die alltägliche Welt wohlbehalten an Bord der Yggdrasil zurückgekehrt. Herzlich willkommen! Falls Sie zu einer

neuen Reise aufbrechen möchten, drücken Sie den grünen Knopf auf der linken Armlehne ihres Pilotensitzes. Danach wird dann wieder das Menü auf dem Kontrollfeld erscheinen.“

Als Seferlyn, zutiefst verwirrt und benommen, die Projektionskammer verließ und es immer noch nicht fassen konnte, nur eine Astralprojektion erlebt zu haben, nur eine Geistreise, die ihm eine Maschine vorgegaukelt hatte, standen plötzlich Don und Ron vor ihm, wie aus dem Nichts gestanzt, und fragten ihn, wohin er geleitet werden wollte.

„Bringt mich zu Papinsky!“, sagte Seferlyn.

„Folgen Sie uns bitte, Meister!“, sagte Ron und wies mit einer verwirrenden Geste gleichzeitig in verschiedene Richtungen. Die beiden Matrosen federten mit vorgebeugtem Oberkörper in den Knien wie Tennisspieler, die auf einen Ball warten. Dann fuhren sie plötzlich um 180 Grad herum und Ron legte seine Hände auf Dons Schultern, als wolle er mit ihm den Anfang einer Polonaise bilden. Seferlyn reihte sich ein. Ihm schloss sich, unsichtbar, Baalzebul an, der eine Heerschar von Geistwesen anführte, die aus dem Zwischenreich hervordrängte.

Der Zeitsturm

Obwohl er sich frisch, ja kraftstrotzend fühlte, fiel Seferlyn das Gehen nicht leicht. Mit bleiernen Beinen folgte er den Seeleuten durch schier endlos sich hinziehende Gänge und Schwindel erregende Treppenhäuser. Sie benutzten mehrere Aufzüge, die bis an die Grenzen des Erträglichen beschleunigt wurden. Oft hatte er das Gefühl, schon mehrmals an einem Ort vorbeigekommen zu sein, an einer Statue, einem Bild oder einer Sitzgruppe. Bei jeder mutmaßlichen Wiederbegegnung mit bekannten Stellen wurden seine Beine müder. Je unsicherer er war, ob er tatsächlich schon einmal dort gewesen sei, desto quälender wurde jede Bewegung. Don und Ron schritten mächtig aus, aber trotz der Qualen beim Gehen hatte Seferlyn keine Mühe, ihnen zu folgen.

Je schwerer seine Beine sich anfühlten, desto flinker wurden seine Bewegungen. Auch seine psychische Verfassung stand in jähem Kontrast zu seiner körperlichen Befindlichkeit. Er fühlte sich immer beschwingter, trotz schmerzender Beine und trotz der monotonen Wanderung durch Flure, Treppenhäuser und der beklemmenden Atmosphäre in den Aufzügen, die mit atemberaubender Geschwindigkeit durch ihre Schächte rasten.

Sie waren nun wohl schon ein paar Stunden unterwegs, doch trotz bleierner Müdigkeit in den Knochen, schmerzender Füße und Gelenke hatte Seferlyn Mühe, sein Bedürfnis zu unterdrücken, lauthals ein Wanderlied anzustimmen. In seinem Kopf ertönte Marschmusik und hin und wieder bellte eine Stimme: „Im Gleichschritt – marsch!“ oder „Im Laufschrift – marsch!“ oder „Abteilung – marsch!“ oder „Ohne Tritt – marsch!“ Seferlyn gewährte den Sorgen, die wie Sturmgepäck auf seinen Schultern lasteten, keinen Raum in seinem Bewusstsein. Als er auf dem Gipfelpunkt der Ekstase bei gleichzeitiger völliger körperlicher Erschöpfung angelangt war, während er, erbärmlich entkräftet, aber mit unverminderter Geschwindigkeit den Seeleuten auf allen Vieren folgte, lenkten Ron und Don ihren Schritt wieder einmal in einen Fahrstuhl - und nach einer magenumdrehenden Fahrt erstarb plötzlich das Hochgefühl.

Völlig ermattet sackte Seferlyn in einer Ecke des Fahrstuhls zusammen und versank in tiefe Depression. Obwohl er sein Bewusstsein weitgehend verloren hatte, registrierte er dennoch, dass ihn Ron und Don unsanft unter den Armen ergriffen, ihn wie einen nassen Sack aus dem Aufzug schleiften und auf eine Schubkarre warfen, die wie zufällig vor der Tür des Fahrstuhls bereitstand. Danach verlor er das Bewusstsein vollends. Das Letzte, was er hörte, bevor ihm die Sinne schwanden war ein bellendes: „Abteilung – halt!“

Als er, mit schmerzenden Gliedern, aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, lag er in einem altmodischen Nachthemd auf einem Bett. Er trug eine Schlafmütze auf dem Kopf und über diesem hing ein Regenschirm, der mit einer Schnur an einem schrägen Holzbalken befestigt war. Die Lissalenti saß neben ihm auf einem Hocker. Sie blies ein klagendes Hirtenlied auf einer Okarina.

Zu ihren Füßen kniete ein spanischer Grande in einem prunkvollen Gewand und zupfte eine blaue Gitarre, die nicht mit Saiten, sondern mit sich windenden Schlangen bespannt war, deren rote Zungen die Fingerkuppen des Gitarristen umschmeichelten.

„Du hast dich also tatsächlich mit Slickners Guerilleros verbündet!“, sagte die Lissalenti, als Seferlyn seine Augen aufschlug.

Seferlyn antwortete mechanisch, ohne seine Rede zu reflektieren und ohne dem Strom seiner Worte Einhalt gebieten zu können: „Slickner warnte mich vor dem System Papinsky. Auch Baalzebul, ein transverbaler Lichtgeist, riet mir, mich vor Papinsky zu hüten.“

„Ein transverbaler Lichtgeist?“ Die Lissalenti ließ diese Bezeichnung langsam auf ihrer Zunge zergehen und brach dann in ein Kichern aus, das sich kontinuierlich zu einem Kreischen steigerte.

„Ein transverbaler Lichtgeist!“, wiederholte sie, nach Atem ringend. Als sie sich halbwegs gefasst hatte, fragte sie: „Hast du ihn gehört oder gesehen?“

„Transverbale Lichtgeister sind doch unsichtbar und unhörbar!“, sagte Seferlyn.

„Wie kannst du dir dann so sicher sein, dass sie überhaupt existieren?“, fragte die Lissalenti. „Kann man sie etwa riechen? Stinken sie nach Pech und Schwefel? Oder duften sie nach Zimt und Myrrhe?“

Ein Wesen, das sich Seferlyns Kontrolle entzog, meldete sich durch ihn als Medium zu Wort:

„Wenn transverbale Lichtgeister mit einem Sterblichen Kontakt aufnehmen, dann ist jeder Budenzauber zum Beweis ihrer Existenz überflüssig. Ihre bloße Präsenz schafft einen spirituellen Raum, aus dem jeder Zweifel verbannt ist.“

„Ich habe dich bisher immer für einen rationalen und wissenschaftlich denkenden Mann gehalten“, sagte die Lissalenti, „keineswegs aber für einen Menschen, der aus purer Glaubenssehnsucht auf methodischen Zweifel verzichtet.“

„Dass Lichtgeister existieren, glaube ich nicht, weil ich mich nach diesen Wesen sehne. Dass Lichtgeister existieren, weiß ich. Und ich weiß, dass dies nicht bezweifelt werden kann, weil die Begegnung mit einem Lichtgeist bedeutet, die Grenzen des Zweifels kennen zu lernen und zu überschreiten. Ein Lichtgeist hebt dich aus der Welt des Zweifels heraus. Du kannst diese verzweifelte Welt dann von außen betrachten und wirst dir folglich der Endlichkeit der Welt des Zweifels bewusst, wohingegen die Welt ohne Zweifel unendlich ist. Philosophen der Tat nennen die Welt des Zweifels auch das Reich der schwachen Seelen.“

In diesem Augenblick trat Papinsky zur Tür herein. „Streitet euch nicht über das Unentscheidbare!“, sagte er. Offenbar hatte er dem Gespräch seit einer Weile unbemerkt zugehört. „Wir wissen nicht nur, dass wir nichts wissen, sondern wir wissen auch, dass dies gut so ist.“

„In Ordnung!“, sagte die Lissalenti. „Es war ein Fehler, Sebastian wegen eines angeblichen – Entschuldigung: Es war ein Fehler, Sebastian wegen eines Lichtgeistes zu provozieren. Uns fehlt die Zeit zu streiten. Also gelobe ich bedingungslose Zurückhaltung. Die Sache, die uns allen auf den Nägeln brennt, geht natürlich vor. Es tut mir leid, Sebastian!“

Papinsky setzte sich ans Fußende des Bettes und schaute Seferlyn väterlich an. Sein Blick beruhigte den Journalisten trotz aller Vorbehalte gegen den Professor sofort; er besaß eine beinahe einschläfernde Wirkung. Als Papinsky gerade zu sprechen beginnen wollte, wackelte der Raum wie bei einem schweren Erdbeben. Dennoch blieben alle leblosen Gegenstände wie festgeschraubt und die Körper der Anwesenden wie angewurzelt an ihrem Platz.

„Die Yggdrasil gerät in einen Zeitsturm - ein normaler Vorgang!“, sagte Papinsky. Er hatte Seferlyns entsetztes Gesicht bemerkt. Doch diesmal gelang es ihm nicht, seinen Passagier zu beruhigen. Vielmehr kamen diesem wieder die entscheidenden Sätze Esthers über Papinsky in den Sinn, während ihm der Zeitsturm - war es ein Zeitsturm? - den Magen umdrehte. „Papinsky“, hatte Esther mit gedämpfter Stimme gesagt, obwohl sonst niemand in der Nähe war, „ist die raumzeitliche Inkarnation einer Wesenheit, die selbst nicht in der Zeit, sondern in einem zeitlosen Raum existiert. In diesem zeitlosen Raum ist sie allgegenwärtig. Er befindet sich im Herzen der Erde.“

Dies ist natürlich eine symbolische, keine physikalische Ortsbestimmung. Unsere Sprache ist außerstande, ein Objekt in einem zeitlosen Raum zu lokalisieren. Um sich in der raum-zeitlichen Welt inkarnieren zu können, muss die Wesenheit aus dem Herzen der Erde externe

Zeitenergiequellen anzapfen. Sie selbst ist unfähig, Zeitenergie zu produzieren. Die menschliche Zeitenergie wird bei der Verschmelzung, bei der Teilung und vor allem beim Zerfall unserer Zellen freigesetzt. Daher können wir in Raum und Zeit existieren. Die Wesenheit aus dem Herzen der Erde besitzt aber keinen Körper aus Zellen. Sie besteht vielmehr aus einem vielschichtigen Geflecht verdichteter Erdstrahlen. In seiner Sterbestunde verstrahlt der Mensch extrem viel Zeitenergie. Die Tatsache, dass viele Sterbende ihr Leben wie einen Film vor sich ablaufen sehen, ist eine psychische Auswirkung dieser einzigartigen Verschleuderung von Zeitenergie. Dies ist der Grund, warum sich Papinsky häufig als unsichtbarer Gast in Sterbezimmern aufhält. Unter einer Tarnkappe verborgen, tankt er Zeitenergie.

Manchmal tötet er sogar Menschen, um Zeitenergie zu schmarotzen. Wenn niemand stürbe, würde Papinsky seine raum-zeitliche Existenz verlieren. Bevor die Menschheit auf die Bühne des Lebens trat, gab es andere intelligente raum-zeitliche Wesen auf diesem Planeten, deren Zeitenergie die Paraviten anzapfen konnten - zum Beispiel die feinstofflichen Quarks, das Volk der kleinen Wesen. Heute ist unser Geschlecht die einzige Zeit-Kuh der Paraviten. Daher liebt Papinsky den Tod der Menschen. Und er hasst alle, die dem Menschen mit den Mitteln der Naturwissenschaft und Medizin zur Unsterblichkeit verhelfen wollen.

Er weiß, dass es beim gegenwärtigen, beschleunigten Tempo des wissenschaftlichen Fortschritts kaum noch ein Jahrhundert dauern wird, bis der Mensch Unsterblichkeit erlangt hat – mit der Folge, dass die Paraviten dann – metaphorisch gesprochen - verhungern müssten. Und so lässt Papinsky nichts unversucht, um den wissenschaftlichen Fortschritt aufzuhalten. Die Paraviten haben überdies erkannt, dass religiöse Menschen besonders viel Zeitenergie verströmen, wenn sie sterben.

Je inbrünstiger sie glauben und je irrationaler ihr Glaube ist, desto mehr Zeitenergie verstrahlen sie; wohingegen die Zeitenergie, die in der Todesstunde von Freidenkern und Atheisten freigesetzt wird, für Paraviten in etwa so viel wert ist wie für uns Menschen ein Bündel Papier als Brennstoff an einem klirrend kalten Wintertag.“

Papinsky, der Seferlyns Erinnerungen an die Worte Esthers offenbar telepathisch wahrgenommen hatte, lächelte ungewohnt gutmütig und riet ihm, sich auch an die Bemerkungen Esthers zur Yggdrasil zu erinnern, dann würde er die physischen und psychischen Auswirkungen des Zeitsturms leichter ertragen.

„Die Yggdrasil ist selbstverständlich kein gewöhnliches Schiff, auch kein Raumschiff, kein UFO im engeren Sinne“, hatte Esther behauptet, „sondern eine mobile Heimstatt der Gruppe Papinskys im Herzen der Erde. Die Gruppe Papinskys bevölkert nicht die Erdoberfläche, obwohl sie immer wieder, zumeist mit finsternen Absichten, zu ihr auftaucht, sofern sie genügend Zeitenergie gespeichert hat. Nur im Herzen der Erde fühlt sie sich heimisch.

Für einen sterblichen Menschen ist die Yggdrasil nichts als glühende Lava. Wenn die Zeit-Schiffe der Paraviten aus dem Erdinneren hervortreten, werden sie für wenige Sekunden als unirdisch gleißendes Licht auch für den Menschen sichtbar. Daher bevorzugen die Paraviten für dieses Manöver finstere Wälder. Wo die Paraviten-Schiffe aus dem Erdboden hervortreten, bilden sich in der Regel Pilzkreise. Kundige können an der Form der Pilzkreise den Typ des jeweiligen Paraviten-Schiffs erkennen. Wenn du die Yggdrasil betreten hast, dann war dies nur möglich, weil Papinsky dich für einen befristeten Zeitraum in einen Paraviten verwandelt hat. Sonst wärst du verglüht!

Im Übrigen: Von einem ‚befristeten Zeitraum‘ zu sprechen, ist nur aus menschlicher Sicht gerechtfertigt – sobald du in einen Paraviten verwandelt worden bist, existieren für dich natürlich weder die Zeit, noch Zeiträume, stattdessen allerdings Raumzeiten. Du wirst dies nicht verstehen. Versuche erst gar nicht, dies zu erfassen, du würdest nur unnötig Kraft vergeuden. Aber ignoriere diese Erkenntnis auch nicht. Betrachte sie als ein Dogma, an das du zur Wahrung deines inneren Gleichgewichts, wenn nicht zur Rettung deines Seelenheils, unbedingt glauben musst.“

„Esther hat recht!“, sagte Papinsky. „Der Schutz ist jedoch wirklich sehr begrenzt. Dies Wissen wird dir zweifellos helfen, den Zeitsturm leichter zu ertragen. Dennoch wirst du die grauenvollsten Qualen erleben, die Menschen so gerade noch ertragen können, ohne das Bewusstsein zu verlieren!“

Ein beißender, Brechreiz erregender Geruch stieg in Seferlyns Nase. Ein lähmendes Gift sickerte in seine Glieder. Eine verzehrende, unstillbare Sehnsucht zerfraß seine Seele. Eine tiefe, peinigende Scham erfüllte sein Gemüt. Sie wurde immer qualvoller, je angestrenzter er über ihre Ursache nachgrübelte. Und was war das für ein Grübeln? Haltlos, himmelschreiend, bodenlos. Eine Ursache vermochte er dennoch nicht zu erkennen, obwohl er sein Hirn zermarterte. Kein Gedanke ließ sich festhalten. Jeder Gedanke zerstörte seinen Gegenstand. Und alle Gedanken schufen in wildem Tanz strudelnd ein schwarzes Loch, in dem sie schließlich versanken, während neue nachströmten.

Seferlyn war gebannt von einer gewaltigen, unangreifbaren und doch allgegenwärtigen Macht. Obwohl er keine auf ihn einwirkenden physischen Kräfte spürte, obwohl sich sein Körper überirdisch leicht anfühlte, war er unfähig, sich zu bewegen. Die Yggdrasil rüttelte durch ein kochendes Nichts, durch kosmische Ödnis, aber die Püffe, Stöße und Vibrationen des Schiffs übertrugen sich nicht auf Seferlyns Körper. Wie paralysiert lag er auf seinem Bett.

„Die Erschütterungen der Yacht werden nicht unmittelbar durch die wild gewordene Zeit ausgelöst“, sagte Papinsky, „also auch nicht durch die Quantenmechanik der Zeitenergie. Die Zeitenergie ist jetzt vielmehr so intensiv, dass sie sich bioelektrisch und biochemisch auszuwirken vermag. Die Pulsationen der gesteigerten Zeit verursachen ein Nervenzittern der Yggdrasil. Ein Bioraumzeitschiff besitzt nun einmal die Vorteile, aber auch die Nachteile organischer Lebewesen.“

Papinskys ungeheuerliche Äußerungen vergrößerten Seferlyns Qual. Sein Bewusstsein sträubte sich, die Wahrheit der Erklärungen Papinskys zu akzeptieren, und dies nicht allein wegen ihres sachlichen Inhalts, sondern vor allem auch, weil Papinsky, die Inkarnation des Terrors, sie aussprach. Seferlyn bemerkte mit Schrecken, dass eine Tür, sich wie ein Zahnrad bewegend, in die Waagerechte rotierte und die Form eines Mundes annahm. Die Lippen formten einen unhörbaren Hilferuf. Das Schiff, dachte Seferlyn, befinde sich in höchster Seenot. Die Lissalenti saß zusammengesackt auf ihrem Stuhl und schluchzte haltlos. Ihre Gesichtszüge waren außer Kontrolle geraten. Es schien, als würde ihr Antlitz von einer unsichtbaren stählernen Hand zusammengepresst.

An der Wand hinter ihrem Rücken ruhten, zur Dekoration der Kabine, auf massiven Haken acht arabische Schwerter. Entsetzen erfüllte Seferlyns Herz, als sich die Schwerter nun langsam aus ihrer Position lösten und sich bedrohlich gegen die Schauspielerin wandten. Sie flogen in Formation durch den Raum. Sie durchdrangen die Anwesenden, ohne Schmerzen zu verursachen oder physische Schäden zu hinterlassen. Als sich ein Schwert in seine Brust bohrte und durch den Rücken wieder austrat, hatte Seferlyn jedoch das Gefühl, es sauge ihm die Seele aus dem Leib.

Den anderen Anwesenden, und selbst Papinsky, erging es offenbar ähnlich, denn in ihren Blicken schien das Feuer der Existenz zu erlöschen. Nach wenigen, endlosen Minuten war der Spuk vorbei. Die Schwerter kehrten wieder an ihren Platz zurück. Nun aber glühten sie wie Schmiedefeuer, schlimmer: sie grinsten feurig, und dies, obwohl sie noch nicht einmal andeutungsweise Gesichtszüge erahnen ließen – so gewaltig war ihre suggestive Kraft. Die existentielle Pein des Zeitsturms war jedoch verflogen und eine nie gekannte Leichtigkeit trat in Seferlyns Herz. Vielleicht sei es die Aufgabe der Schwerter gewesen, seine Seele zu reinigen, dachte er. Und möglicherweise handele es sich dabei um eine Vorbereitung auf noch härtere Prüfungen. Seferlyn war ratlos, und auch Baalzebul schwieg.

„Bei unserer ersten Begegnung habe ich dich gebeten, Sebastian, mir bei meinen Nebenbeschäftigungen zu helfen“, sagte Papinsky. „Nun ist die Zeit gekommen, dich in die Details deiner Aufgaben einzuweißen.“

Nach all dem, was Seferlyn bisher erlebt hatte, zweifelte er entschieden daran, dass Papinsky ihm nun tatsächlich reinen Wein einschenken würde. Bisher jedenfalls hatten ihn die Erläuterungen des Professors, statt für Klarheit zu sorgen, in zunehmende Verwirrung gestürzt.

„Was sagen dir folgende Namen: Letzte Kundschafter der Pfirsichblüte, Gral der lispelnden Rispe, Mission der göttlichen Lichtkraft, Gruft der Schwestern Christi am Bande und Karma-Blut?“, fragte der Professor.

„Das sind religiöse Sekten!“, antwortete Seferlyn. „Sie scheinen sich wachsenden Zulaufs zu erfreuen. Die Medien berichten jedenfalls sehr oft über sie; meist nichts Positives. Dahinter steckt

offensichtlich clevere PR-Arbeit. Die Schwestern Christi sind dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Wenn sie sich, in ekstatischer Büsserpose, öffentlich die härenen Gewänder von den hübschen Brüsten reißen und ganz zufällig Fotografen in der Nähe sind, dann darf man wohl unterstellen, dass derartige Ausbrüche reuiger Kasteiung nicht unbedingt die Frucht zerknirschter Furcht vor dem Zorn Gottes darstellen. Wäre Geldgier der Maßstab ihrer Frömmigkeit, dann müssten die spirituellen Meister dieser Gruppen längst ins Nirwana eingegangen sein.“

„Was immer du von den Führern dieser Organisationen halten magst“, sagte der Professor, „eins solltest du dabei nicht vergessen: Diese Leute sind meine Mitarbeiter. Sie hören auf mein Kommando. Der Kopf hinter diesen Organisationen bin ich. Und ich könnte ich noch ein Dutzend weiterer Namen nennen: Evas Lendenschurz, Letzte Heuler der Versuchung am frühen Morgen, Tampi Peh - Innere Meditation Fraktion und so weiter und so fort. Insgesamt kontrolliere ich etwa 300.000 Gläubige in aller Welt - und noch einmal 500.000 enge Sympathisanten stehen kurz vor ihrer Bekehrung. Die meisten unserer Anhänger leben in den Vereinigten Staaten, aber auch in Europa und Japan sind wir auf dem Vormarsch.“

Selbst bei pessimistischer Prognose dürften wir in zwei, drei Jahren bereit mehr als 1,5 Millionen Mitglieder zählen. Es ist bestimmt nicht übertrieben zu behaupten, dass wir das Zeug haben, einmal zum weltweiten Branchenführer zu avancieren.“

Nach diesen Worten schienen sich alle Konfusionen zu entwirren, die in den vergangenen Tagen in Seferlyns Kopf entstanden waren. Papinsky war also der heimliche Drahtzieher eines multinationalen, spirituellen Konzerns, der wie am Fließband Lehren und Devotionalien für den schnelllebigen esoterischen Markt produzierte.

„Ich wüßte nicht, Leo, wie ich dir beim spirituellen Marketing helfen könnte. Mir fehlt da jede Praxiserfahrung. Die Rolle eines entrückten Gurus, der geschickt menschliche Vollkommenheit schauspielert, liegt mir einfach nicht.“

Mit einer fahrigen Bewegung wischte Seferlyn sich den Schweiß von der Stirn, der auch von seinen Brauen tropfte und in seinen Augen brannte, so dass ihm die Tränen kamen, und diese lösten eine weinerliche Stimmung in ihm aus. Er seufzte und schluchzte. Wenn er ein Schauspieler gewesen wäre, der alles Elend der Welt in einem einzigen Augenblick verkörpern wollte, dann hätte er diese Aufgabe nicht meisterlicher bewältigen können. Doch ihm war ganz und gar nicht danach zu Mute, irgend eine Seelenlage vorzutauschen; er wollte einfach nur noch die Tränen fließen und fließen lassen.

Die Lissalenti erhob sich, ohne Seferlyn eines Blickes zu würdigen, und verließ mit wippenden Hüften das Zimmer. Als sie aufstand, war ein Geräusch zu hören, dass wie ein Furz klang, doch wenig später duftete der Raum nach Vanille. Obwohl Seferlyn soeben noch geglaubt hatte, er habe Papinskys Absichten durchschaut, waren diese ihm schlagartig unverständlicher als jemals zuvor.

„Nun“, sagte Papinsky, „mach' dir nur keine unnötigen Sorgen. Ich erwarte zunächst ja gar nicht von dir, dass du als spiritueller Meister den fleischgewordenen Lebenssinn verkörperst. Nebenbei bemerkt, ist das mit den entsprechenden Drogen gar nicht so schwer. Aber ich gebe gerne zu, dass die Rolle des Gurus für dich im Augenblick noch zu anspruchsvoll ist. Deine derzeitige Aufgabe besteht vielmehr darin, einen gelangweilten, gut verdienenden Angestellten zu spielen, der seine Freizeit mit Sinnsuche ausfüllt.“

Du sollst die Bereitschaft signalisieren, für entsprechende Angebote ein erkleckliches Sümmchen springen zu lassen. Kurz: Du sollst so tun, als wärest du ein ‚gefundenes Fressen‘ für jede Sekte. Je harmloser du wirkst, je linkischer, schüchterner, verklemmter, narzisstischer und vor allem: narzisstischer, desto besser wirst du deine Mission erfüllen.“

„Soll ich etwa als Spion eingesetzt werden?“, fragte Seferlyn.

„Du hast es erfasst!“, antwortete Papinsky. „Es lässt sich nämlich der Verdacht nicht von der Hand weisen, dass Teile der Basis einiger Organisationen gegen die oberste Führung konspirieren, also gegen mich. Das ist verdammt nicht gut für die Moral der Truppe. Damit ich einschreiten und im rechten Augenblick gezielt zuschlagen kann, benötige ich detaillierte und zuverlässige Informationen über die Opposition. Vor allem brauche ich genaue Angaben über die führenden Heräsiarchen. Dünne, unrasierte Männer mit flammenden Blicken, zu denen die formbare Masse

aufschaut, haben offenbar vergessen, wem sie ihre Karriere verdanken. Zur Zeit weiß ich noch viel zu wenig über die Hintergründe und Hintermänner dieser Umtriebe. In straff geführten Organisationen werden die Männer an der Spitze ja nur zu gern hinters Licht geführt. Die zunehmende Aufsässigkeit und Bösartigkeit des Fußvolks in meinen Kirchen zwingt mich, mein Spitzelnetz weiter auszubauen.

Besonders gefährlich ist die Situation in der Karma-Blut-Gruppe. Der Karma-Blut-Meister glaubte früher einmal selbst an die von ihm vertretene Lehre. Dies ist in der Regel ein hervorstechendes Kennzeichen schwacher Führer: Das heißt: Sie fangen stark an, lassen dann aber beklagenswert nach. Der Karma-Blut-Führer glaubte in jungen Jahren, seine Lehre sei ihm während eines sechswöchigen Aufenthaltes in einem Ferien-Camp nahe der Kraftorte am westlichen Rand der Mohave-Wüste offenbart worden. Als er dann die ersten Millionen mit seiner Sekte verdient hatte, kam er zum Glück zur Vernunft.

Ein guter spiritueller Führer sollte aber zu keinem Zeitpunkt an den Quatsch glauben, den er seinen Jüngern aufischt. Ein Rauschgiftgroßhändler sollte ja auch nicht der Sucht verfallen sein. Um ihn zur Vernunft zu bringen, genügte aber nicht der geschäftliche Erfolg allein, ich musste meine ganze Überredungskunst aufwenden, um ihn davon zu überzeugen, dass seine Lehre für seinen Geldbeutel zwar Gold, für seinen Verstand aber Gift sei. Und selbst heute habe ich manchmal das Gefühl, dass seine Heiligkeit in seinen alten Köhlerglauben zurückzufallen droht. Unter diesen Umständen ist es also nicht weiter verwunderlich, wenn es an der Basis gärt. Wie auch immer: Der Karma-Blut-Chef ist äußerst führungsschwach, vermutlich aufgrund unbewältigter innerer Konflikte beziehungsweise antagonistischer Widersprüche. Er will reich und zugleich ein guter Mensch sein.

Die Folgen könnten sich als verheerend erweisen: Bei einigen niederrangigen Karma-Blut-Leuten haben angeblich die ketzerischen Ideen John Slickners an Einfluss gewonnen. Der Guru steht diesen Entwicklungen völlig machtlos gegenüber. Wäre er nicht von mir darauf aufmerksam gemacht worden, hätte er sie vermutlich erst bemerkt, wenn es zu spät gewesen wäre. Dieser sentimentale Hornochse! Die häretischen Drahtzieher müssen erbarmungslos ausgeschaltet werden. Diese Verbrecher müssen so schnell wie möglich raus aus dem Verein, bevor sie ernsthaften Schaden anrichten können. Wenn ein Guru schwach ist, dann kann es einigen cleveren Funktionären durchaus gelingen, sich selbst an die Spitze zu setzen oder die Organisation zu sprengen, um eine Abspaltung unter eigener Führung aufzubauen, die schließlich das Original verdrängt.

Daher muss ich die Namen der Hintermänner wissen, Sebastian. Finde heraus, welche Absichten die Heräsiarchen verfolgen, wie groß ihre Anhängerschaft ist. Den Niedergang meines gesamten Imperiums muss ich befürchten, falls sie - was der Gott des Raumes verhüten möge - die Macht bei Karma-Blut an sich reißen. Sebastian, die Lage ist ernst. Die Zeit drängt. In spätestens 14 Tagen benötige ich ausreichende Informationen für einschneidende Entscheidungen. Die Situation ist wirklich verdammt heikel. Die Häresie scheint schon sehr weit fortgeschritten zu sein. Eine Gruppe besonders übler Rebellen hat sich sogar dazu verstiegen, Gefühlsklaviere an kleinen Fallschirmen aus Flugzeugen abzuwerfen. Dies ist eine üble Provokation zur Verunsicherung der Bevölkerung, natürlich.

Kein Wunder also: Die Einnahmen der Karma-Blut-Gruppe sind im letzten Jahr um 30-35 Prozent zurückgegangen. Aber jetzt habe ich Gott sei Dank ja dich, lieber Sebastian. Du wirst ein glänzender Spion sein – einer von jener Sorte, die, während sie spionieren, gar nicht wissen, dass und für wen sie spionieren.“

Kaum hatte Papinsky die Prozentzahlen erwähnt, forderte eine innere Stimme Seferlyn auf, dem Professor unbedingt Glauben zu schenken und uneingeschränktes Vertrauen entgegenzubringen – Zauber der Zahlen. Und so nahm er gar nicht bewusst wahr, was Papinsky ihm sagte, nachdem er die Prozentzahlen genannt hatte, weil die innere Stimme Papinskys Worte übertönte. Seferlyn fühlte sich zutiefst erleichtert, da er nun, nach einer Zeit quälender Ungewissheit, endlich erfahren durfte, was Papinsky mit ihm vorhatte.

Wohlig wie ein Fötus im Mutterleib schwamm er in einer Stimmung, die keinen Zweifel erlaubte. Dann aber, nach einigen Minuten flammender Schönheit, spürte er einen starken Druck, der das

Fleisch seines Gesichtes an die Schädelknochen presste. Zugleich hörte er ein Geräusch, dass einem tausendfach verstärkten Magengrimmen glich.

„Unkontrollierte Gefühle - und ganz besonders Gefühle der Erleichterung - führen häufig zu einer starken Beschleunigung der Yggdrasil. Gefühle sind der Treibstoff unserer Yacht. Wir haben nur dann eine ruhige Fahrt, wenn der Gefühlshaushalt der Mitreisenden ausgeglichen ist“, sagte Papinsky. „Also, bitte, Sebastian, beherrsche dich!“

Die Tür öffnete sich und die Lissalenti trat ein. Seferlyn stellte sich tot, ohne zu wissen, warum. Sie lächelte – in einer Weise, die den grotesken Gesichtsausdruck vergessen machte - für den Hauch eines Flügelschlags der Zeit mit weit aufgerissenen Augen und heraushängender Zunge. Wenn ich vom Flügelschlag der Zeit spreche, so handelt es sich dabei um einen naturgemäß unzulänglichen Versuch, die ausschließlich räumlichen Ereignisse und Gegebenheiten an Bord der Yggdrasil in eine raum-zeitliche Geometrie zu projizieren.

Schließlich knöpfte die Lissalenti mit hintergründig verschleiertem Blick ihre Bluse auf und präsentierte ihre makellosen, köstlichen Brüste, die sich aufblähten und zu platzen drohten. Die Yggdrasil bohrte sich mit atemberaubendem Tempo in den zeitlosen Raum. Seferlyns Bewusstsein floss ins Nichts. Als er es wiedererlangte, war die Lissalenti gerade damit beschäftigt, ihre Bluse über den erschlafften Brüsten wieder zu schließen. Sie nestelte gedankenverloren an den Knöpfen herum, als sei sie mit sich allein.

„Dies war eine Demonstration der Wirkung unkontrollierter Gefühle!“, sagte Papinsky. „Wer uns auf unseren Reisen begleiten darf, gehört zu den Erwählten. Im Gegensatz zum Menschenstaub auf den Straßen beherrscht der Erwählte seine Gefühle, und zwar nicht nur beim Anblick von Oberliga-Spitzenklasse-Titten. Wir alle haben sehr wohl bemerkt, was eben mit dir geschah, Sebastian. Die siehst also, wie wichtig es für dich ist, intensiv mit dem Gefühlsklavier zu trainieren.“

Papinsky schnippte mit den Fingern. Eine Krankenschwester in einem knappen Kittel aus schwarzem, glänzenden Leder mit einer roten Lack-Schwesternhaube wirbelte wie eine Karatekämpferin ins Zimmer, und ehe Seferlyn sich versah, hatte sie ihm eine Spritze gesetzt. Binnen weniger Sekunden verlor er sein Bewusstsein.

Das Gefühlsklavier

Am nächsten Morgen - der Tageszeiten-Simulator der Yggdrasil durchflutete das Zimmer mit mildem Sonnenlicht - wurde Seferlyn von zwei jungen Frauen in dezent offenherzigen Sommerkleidern sanft geweckt. Sie badeten ihn, schnitten und feilten seine Finger- und Zehennägel, streiften ihm einen eleganten Raumzeit-Anzug aus der Modewerkstatt Benignos über und servierten ihm schließlich ein reichhaltiges, aber nicht üppiges Frühstück. Es bestand aus angekeimten Weizenkörnern, japanischen Pilzen, einer kräftigen Gemüsesuppe mit Karotten, Lauch, Zwiebeln und ein wenig fermentiertem Sojabrei. Außerdem wurden sautierte frische Lotoswurzelabschnitte mit Schlagsahnehütchen serviert, die mit geriebener Schokolade bestreut waren.

Den Höhepunkt bildete ein kleines Soja-Steak auf grünem Salat. Als Würze zum Steak diente eine Mischung aus geröstetem Sesam und Meersalz. Zum Trinken gab es gepfefferten und gesalzenen Tomatensaft, auf dem ein wenig gehackte Petersilie schwamm. Ein Tässchen Malzkaffee bildete den Magenschluss.

Obwohl Seferlyn sich in seinem bisherigen Leben von derartigen Speisen und Getränken stets mit Grausen abgewandt hatte, mundeten sie ihm hier auf der Yggdrasil vorzüglich, ja, er erlebte sie als kulinarische Offenbarung. Während Seferlyn mit Entzücken speiste, spielte ein ziegenbärtiger, dürrer, schlitzäugiger Greis, der sich in eine Ecke gekauert hatte, besinnliche Weisen auf einem dreiseitigen Instrument, das einer Gitarre ähnelte, aber am Hals, eine Handbreit unterhalb der Wirbel, einem zusätzlichen Resonanzkörper besaß. Obwohl der Instrumentalist wie ein Asiat aussah, intonierte er keine fernöstlichen Klänge, sondern exakt berechnete, jedoch um einen

Teilstrich auf der Kepler-Skala desynchronisierte Sphärenmusik. Gelegentlich legte er eine kürzere Pause ein, in der er mit dem Rechenschieber hantierte und Notizen kritzelte, um dann wieder mit Schwung in die Saiten zu greifen.

Nach dem Frühstück genoss Seferlyn das wohlige Gefühl der Sättigung mit auf dem Bauch gefalteten Händen. Eine der beiden Frauen, die ihm zu Diensten waren, reichte ihm nun, zur Abrundung des Wohlbehagens, ein Glas mit Grappa. Wenig später scheuchte die zweite Dienerin den Asiaten mit eindeutigen Gesten und mühsam unterdrückten Flüchen hinaus. Zunächst missachtete sie der Greis, dann wand er sich heftig in Posen der Abwehr, schlussendlich sagte er etwas Flehentliches in einer Seferlyn unbekanntem Sprache; als all dies nichts half, erhob er sich ächzend, verbeugte sich vor Seferlyn, beleidigte die Frauen mit obszönen Gesten und trollte sich. Er hinterließ eine Duftspur aus Opium, Vanille und dem unaussprechlichen Aroma alter Männer. Die beiden Dienerinnen fassten sich an den Händen und verwandelten sich in Don und Ron. Die Verwandlung vollzog sich in Sekunden. Die Seeleute führten Seferlyn in Schwester Babettes Arbeitszimmer. Als er den Raum betrat, sprang die Schwester auf, begrüßte ihn mit überschwänglicher Freundlichkeit und tätschelte ihm vertraulich an der höchsten Stelle, die sie zu erreichen vermochte.

„Menschen, die beginnen, mit dem Gefühlsklavier zu üben“, sagte die Schwester, „neigen dazu, die Kontrolle über ihre Gefühle zu verlieren. Das ist völlig normal und kein Anlass zur Besorgnis, sondern wie alles Normale Grund zur Freude. Die Affekte beim Kennenlernen des Gefühlsklaviers können allerdings so intensiv werden, dass sie die Yggdrasil, unser Bio-Raumzeitschiff irritieren. Es ist daher ratsam, die ersten Übungsstunden in einem so genannten Emo-Tank zu absolvieren. Der Emo-Tank schirmt die Außenwelt vor den emotionalen Emissionen seiner Nutzer ab, und so wird auch das überaus empfindliche Nervensystem der Yggdrasil geschützt.“

In der Mitte des Raumes, der Schwester Babette als Arbeitszimmer diente, befand sich ein nachtschwarzer, würfelförmiger Kasten; die Kanten maßen in etwa drei Meter. Seltsamerweise bemerkte Seferlyn den Kasten erst, als Schwester Babette den Begriff „Emo-Tank“ erwähnte, obwohl ihn alle Merkmale des Monströsen auszeichneten. Am Rande sei erwähnt, dass kleine schwarze Klötze Türme bildeten, die teilweise mannshoch waren, letztlich aber immer wieder umfielen, so dass die Arbeit von vorn beginnen musste. Seferlyn schenkte diesem Phänomen allerdings keine Beachtung.

Schwester Babette betätigte einen verborgenen Hebel, der für einen flüchtigen Augenblick aus der Schwärze des Kastens herausragte und dann wieder von ihr verschluckt wurde; eine Tür schwang auf, und Seferlyn folgte der Schwester, einem Wink gehorchend, in den Container. Die Wände des Emo-Tanks waren mit weinrotem Samt ausgeschlagen. Im Inneren schien der Kasten erheblich größer zu sein, als die äußeren Abmessungen vermuten ließen.

Dieses Phänomen war der Tatsache geschuldet, dass die Räume auf der Yggdrasil nicht den Gesetzen der Physik unterlagen, sondern allein durch die Wünsche der Paraviten geformt wurden. Der Emo-Tank war, abgesehen von einer großen, mit schwarzem Satin bespannten Matratze, leer. Die Bespannung war mit weichem Meerschweinchenleder gepaspelt. Die Biesen waren weiß, betonten also die Schwärze des Bezugs und gaben den Matratzen ein überaus schneidiges Aussehen. Das in die Passepoilierung eingearbeitete Etikett der Bespannung war etwa münzgroß. Es zeigte eine Windrose auf blauem Hintergrund. Seferlyn fühlte sich an die blaue Blume der Romantiker erinnert und eine tröstliche Melancholie zog in seine Seele. Obwohl Vanille-Duft ausblieb, halluzinierte ihn Seferlyn, weil dieser inzwischen einfach dazugehörte.

Babette nahm auf der Matratze im Schneidersitz Platz und wies Seferlyn mit knapper Geste an, sich vis-a-vis niederzulassen. Die Schwester zog eine Fernsteuerung aus der Kitteltasche, die dem Sender glich, der von Papinsky eingesetzt wurde. Die Matratze war überirdisch weich und umschloss Seferlyns Gesäß wie der Saugnapf eines Riesenkalmars.

„Mit diesem Gerät“, sagte sie, „das wir im Jargon der Yggdrasil auch das Gefühlsklavier nennen, kann man Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken mit jedem beliebigen Gefühl fest verknüpfen. Hier im Emo-Tank kannst du gefahrlos am eigenen Leibe erfahren, welche unerhörten Klangwelten der Kundige dem Gefühlsklavier zu entlocken vermag. Es stellt wohl die perfektste Gefühlskontrolle dar, die bisher erfunden wurde. Wenn wir beispielsweise einen Gedanken mit

einem Gefühl assoziieren wollen, dann müssen wir beim Denken dieses Gedankens nur einige Male die entsprechende Emotion mit dem Gefühlsklavier hervorrufen. Nach kurzer Zeit stellt sich das Gefühl automatisch ein, wenn wir diesen Gedanken denken - auch ohne Stimulation durch das Gefühlsklavier. Der umgekehrte Weg ist natürlich ebenfalls möglich: Man kann Gefühle und Gedanken entkoppeln, ganz nach Belieben. Es gibt sogar Menschen, die mit Hilfe des Gefühlsklaviers völlig gefühllos geworden sind. Eigentlich werden alle...“

Schwester Babette murmelte, kaum wahrnehmbar, Unverständliches, schaute für Sekunden wie in Trance und entschuldigte sich, nun wieder artikuliert sprechend, dafür, den Faden verloren zu haben und bat, neu ansetzen zu dürfen. Während sie murmelte, blubberten zarte, schillernde, wohl geformte Gebilde aus ihrem Mund, schwebten auf- und absteigend durch den Raum und zerplatzten schließlich wie Seifenblasen mit einem Klang, dessen Höhe der Blasengröße entsprach: Je kleiner die Blase, desto dunkler der Klang. Die Größe der Blasen war nicht willkürlich, sie spielten vielmehr beim Zerplatzen eine Melodie: „Freude schöner Götterfunken“.

„Wo war ich stehen geblieben? Ach ja: Es ist also problemlos möglich, mit dem Gefühlsklavier Zorn in Sanftmut und Leidenschaft in Gleichgültigkeit zu verwandeln, um nur zwei Beispiele zu nennen.“

„Das klingt faszinierend und erschreckend zugleich. Unglaublich!“, jubelte Seferlyn. Die Blasenmusik hatte ihn feuertrunken gemacht und als er zur Decke des Emo-Tanks aufschaute, sah er, dass diese wie die Matratze mit schwarzem Satin bespannt und mit silbernen Sternen übersät war.

„Es ist zweifellos erschreckend und faszinierend“, antwortete die Schwester, „aber keineswegs unglaublich. Du wirst daran glauben müssen. Denke doch einmal an deinen ärgsten Feind und hebe die Hand, sobald der Hass in dir aufsteigt.“

Als Seferlyn das Zeichen gab, drückte die Schwester mit leichter Hand und ein wenig geziert einige Tasten auf dem Gefühlsklavier, und der nagende Hass wurde durch ein Gefühl liebender Verehrung ersetzt. Seferlyn hätte seinem ärgsten Feind untertänigste Gefolgschaft bis in den süßen Tod aus Freundesliebe geschworen. Sein Herz jauchzte, die Himmel öffneten sich, und Seferlyn sah IHN im Glanze seiner Macht und Herrlichkeit. Zu seinen Füßen war ER umringt von den Heiligen und über seinem Haupte schwebten jubelnd die himmlischen Heerscharen.

Vor IHM wollte er sich zerknirscht und demütig, ohne einen Gedanken des Zweifels, in den Staub werfen. Seferlyn war entzückt und zugleich auch – entsetzt. Aber bei diesem Entsetzen handelte es sich um ein Gefühl, das er zwar vermerkte, das aber ohne Auswirkungen auf sein Erleben und Handeln blieb - man könnte es als „gefangenes Gefühl“ beschreiben.

Babette betätigte erneut einige Tasten des Gefühlsklaviers. An die Stelle emotionaler Erregung trat eine dumpf gefühllose Leere. Seferlyns Gedanken trabten aus schierer Gewohnheit wie Ackergäule dahin. Sie hinterließen keine Spuren im weglosen Staub seines Bewusstseins.

„Du musst noch viel über die Elektrizität der Gefühle lernen!“, sagte Babette.

„Kann man nur die Gefühle beeinflussen oder auch unmittelbar die Gedanken?“, fragte Seferlyn, nachdem er seine Fassung halbwegs zurückgewonnen hatte und sich wieder als Herr seines Geistes wähnte.

Am Rande sei erwähnt, dass die kleinen schwarzen Klötze, die bisher Türme bildeten, sich nunmehr zu Schlangen aneinandereihten. Diese fanden sich zu einem breiten Strom zusammen, der die Matratze gegen den Uhrzeigersinn umfloss. Seferlyn schenkte diesem Phänomen jedoch keine Beachtung. Hätte er ihm Aufmerksamkeit gewidmet, so hätten die Schlangen eine hypnotische Wirkung auf ihn ausgeübt, da sie sich, wie von einem Uhrwerk bewegt, exakt in gleichförmiger Geschwindigkeit und in parallelen Kurven um die Matratze schlängelten. Papinsky hatte offenbar nicht mit Seferlyns Unaufmerksamkeit gerechnet, und so verfehlte sein Schlangenzauber die angestrebte Wirkung.

„Bisher experimentieren wir hier auf der Yggdrasil nur im Bereich der Gefühle; den Versuch, kognitive Prozesse ohne den Umweg über Emotionen direkt zu beeinflussen, haben wir noch nicht unternommen. Aber Papinsky plant ein verwandtes, innovatives Experiment: Er wird - in Zusammenarbeit mit Marquart natürlich - versuchen, durch elektrische Stimulation bestimmter Hirnareale im Limbischen System Psi-Phänomene hervorzurufen. Er will mit diesem Experiment,

das in der Geschichte der parapsychologischen Forschung wohl einzigartig dastünde, allerdings noch warten, bis wir in die Zeitzone Null eintauchen. Die Kombination der direkten Stimulation des Gehirns mit dem Einfluss der brodelnden und kochenden Energien aus der Zeitzone Null dürfte zu einer sich aufschaukelnden Wechselwirkung führen. Diese Wechselwirkung ist wahrscheinlich stark genug, dem Probanden die Kraft zu geben, sich für einige Sekunden von seinen raumzeitlichen Fesseln zu befreien und in das Reich der reinen Freiheit einzutreten. Dort ist alles möglich: auch PSI.“

Obwohl Seferlyn Babettes Ausführungen über blubbernde Energien und das Reich der reinen Freiheit nicht verstanden hatte, veranlasste ihn die Erwähnung des Wortes Psi, seine angelesenen, populärwissenschaftlichen Kenntnisse ins Spiel zu bringen. Eine Schlange aus kleinen schwarzen Klötzen löste sich nun aus der Prozession und kroch in Seferlyns linkes Hosenbein. Babette beobachtete den Vorgang aus den Augenwinkeln, ließ sich aber nichts anmerken. Seferlyn war so absorbiert von seinen kritischen Gedanken zur Psi-Problematik, dass er das Tier an seinem Bein nicht bemerkte.

„Bedeutet dies, dass man einen Menschen zum Beispiel zur Telepathie oder Präkognition befähigen kann, wenn man bestimmte Areale seines Gehirns elektrisch reizt? Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Die Prozedur ist doch viel zu technisch und künstlich für Psi-Phänomene!“

„Wir vermuten, dass es dennoch funktioniert, weil unsere Technik pure Poesie ist“, antwortete Babette.

Die Behauptungen der Zwergin erschienen Seferlyn immer rätselhafter, je weiter der Prozess der Normalisierung seines Bewusstseins durch die Schlange in seinem Hosenbein voranschritt. Er sagte, dass Babettes Ausführungen weit über seinen Horizont gingen. Sie solle nicht vergessen, dass sie einen kleinen, braven Journalisten vor sich habe, den seine Redaktion zwar mit spirituellen Themen betraue, der aber aus seiner Skepsis gegenüber Esoterik und Parawissenschaften niemals einen Hehl gemacht habe und schon allein deswegen nicht viel davon verstünde. Das müsse er als Journalist aber auch nicht, nicht wirklich.

Babette verbat sich Seferlyns Koketterie. Papinsky hätte ihn niemals in die Schar seiner Mitarbeiter eingereiht, wenn er, Seferlyn tatsächlich so unbedarft sei, wie er sie nun glauben machen wolle. Sie habe keine Lust, auf dieses Spiel einzugehen und damit unnötig Zeit zu verlieren. Sie wisse genau, dass er ein Kenner der parapsychologischen Literatur sei und nicht nur dies, dass ihn selbst hin und wieder außersinnliche Erfahrungen anwandelten.

Seferlyns Bewusstsein hatte sich nunmehr auf dem Niveau alltäglicher Ignoranz eingepegelt, und so beschlich ihn der Verdacht, Schwester Babette spreche das Psi-Thema nur an, um vom gegenwärtigen Geschehen im Emo-Tank abzulenken. Und so entschloss er sich, umgehend die Stichhaltigkeit dieses Verdachts zu überprüfen. Babette hatte behauptet, man wolle den Versuchspersonen mithilfe der Energien aus der Zeitzone Null die Kraft zur Befreiung aus raumzeitlichen Fesseln einflößen.

Dies stand natürlich teilweise im Widerspruch zur Einschätzung Baalzebuls, die von Papinsky bestätigt worden war, dass nämlich alle Passagiere an Bord der Yggdrasil zeitlos seien, da ein zeitliches Wesen dort in der Höllenglut purer Raumenergie verbrennen müsse. Seferlyn wies die Schwester auf diesen Widerspruch hin und sagte: „Offenbar befinden wir uns hier gar nicht in einer reinen Raumwelt, sonst müsste sich niemand von seinen zeitlichen Fesseln befreien.“

Wahrscheinlich ist die Yggdrasil in Wirklichkeit das Folterzentrum eines Geheimdienstes, der mit Psi experimentiert. Ist es nicht so?“

Sekunden, nachdem er diese Frage gestellt hatte, konnte er sich schon nicht mehr an sie erinnern. Die Schlange verließ sein Hosenbein und reihte sich wieder in die Prozession ein, die nun aufgrund hoher Geschwindigkeit nur noch als dunkelgraue Spur wahrnehmbar war. Babette sagte, Seferlyn solle seinen Kaffee nicht kalt werden lassen. Bevor der Journalist einwenden konnte, dass er seinen Kaffee so heiß nicht trinken könne, setzte die Zwergin – während sie ihren Kittel aufknöpfte, ihm einen kurzen Blick auf ihre elfenzarten Brüste gestattete und die Knöpfe wieder schloss - ihre Erklärungen fort: „Kontrolle der Gefühle‘ bedeutet nicht etwa, seine Affekte zu unterdrücken oder zu rationalisieren. Zu diesem Zwecke benötigt man kein Gefühlsklavier.“

Sie schaute Seferlyn für Sekunden mit herausforderndem Schmollmund an und schwieg dann eine

Weile mit zusammengekniffenen Lippen. Diese waren so schwarz und so geschwungen wie die Schlangen, die sich nun provozierend langsam um die Matratze schlängelten. Seferlyn, der sich schlussendlich genötigt sah, dem Schlangen-Phänomen seine Aufmerksamkeit zu schenken, staunte Bauklötze, als sich die Schlangen plötzlich in ihre Einzelteile zerlegten und die Elemente wieder, wie ursprünglich, Türme bildeten, die nach einer Weile einstürzten, so dass die Arbeit von vorn beginnen musste.

„Kontrolle der Gefühle' bedeutet, jede Emotion nach Belieben zu entwickeln und wieder abzubauen, wenn sie ihre Funktion erfüllt hat“, sagte die Schwester. Wieder schwieg sie, diesmal, nach Art der Paraviten, schneidend aggressiv. Seferlyn spürte ein äußerst unangenehmes Brennen in seinem Penis. Babettes Lippen glichen plötzlich eingestürzten Türmen, doch, da ihm dieser Vergleich aus handwerklicher Sicht nicht behagen wollte, ignorierte der Journalist diese Wahrnehmung.

„Zukünftig wird es deine Aufgabe sein“, sagte Papinsky, der wie durch eine Nebelwand in den Emo-Tank getreten war, „das Gefühl liebender Ehrfurcht für seine Heiligkeit Swami Anathapindika Bancha in dir zu erzeugen. Dieses Gefühl muss dich mit einer Macht ergreifen, die dich zwingt, es zu verkörpern und auszustrahlen. Es muss mit einer solchen Inbrunst in dir leben, als wärest du unumstößlich davon überzeugt, dass Anathapindikas Wohlergehen, und somit alles Glück der Erde, einzig und allein von der Aufrichtigkeit deines Ehrfurchtgefühls für ihn abhinge.“

„Anatha... wer?“, fragte Seferlyn.

„Merk dir den Namen gut! Anathapindika - Swami Anathapindika, Exarch der Heiligen Pforte - Meister von...“

„Ist das nicht der Guru von Karma-Blut?“, fiel Seferlyn Papinsky ins Wort. „Ist das nicht dieser widerliche, sabbernde, notorisch mit Beruhigungspillen vollgepumpte Giftzweig mit der Fistelstimme. Wenn ich den Kerl im Fernsehen sehe, habe ich immer das Gefühl, seine Lieblingsbeschäftigung sei es, Kotkrümel zwischen den Arschbacken zu rollen.“

Noch während Seferlyn die letzten Worte seiner Ausfälle gegen Seine Heiligkeit aussprach, beschlichen ihn Gefühle tiefer Scham, untilgbarer Schuld und abgründiger Selbstverachtung. Babette spielte virtuos auf dem Gefühlsklavier. Sich in Schmach windend, sah er sich von seinem Schöpfer zur Strafe für unermessliche Sünden in den finstersten Schlund der Hölle gestoßen. Dann aber wurden mit mächtigem Trompetenklang die Himmel aufgerissen, und Seferlyn gewahrte die himmlischen Heerscharen in ihrem übernatürlichen Glanze, heller leuchtend als tausend Sonnen, seine Augen aber wurden nicht geblendet. Da wollte er auf die Knie fallen und in tiefer Demut Gott dem Allmächtigen danken für die Gunst dieser Stunde, doch als er zum Himmel emporsah, erblickte er in heller Verzückung an Stelle des Allmächtigen das gütige und beseelte Antlitz Anathapindikas.

„Beuge dein Knie nicht vor mir!“, sprach eine Stimme huldvoll zu ihm. Der Sprecher befand sich nicht im Emo-Tank, obwohl die Stimme ganz nah klang, so als flüstere eine Person Seferlyn mit Mündern sonder Zahl ihre Botschaft zugleich, diese fast mit den Lippen berührend, in beide Ohren. „Stehe aufrecht wie ein Mann!“ Seferlyn rang nach Atem. Seine Gesichtszüge zuckten in haltlosen Spasmen. Speichel floss in Rinnsalen aus seinen Mundwinkeln. Als er wieder die Kraft fand, seiner Erschütterung Ausdruck zu verleihen, rief er: „Heil dir, Anathapindika, Meister, Leitstern meines Lebens!“ und pisste und schiss vor Wonne.

„Ich glaube“, meinte Babette naserümpfend, „wir sollten dich baden und deine Kleider wechseln! Im Übrigen hattest du recht. Es ist trotz elektrischer Stimulation des Gehirns unerlässlich, die Versuchspersonen in unseren Psi-Experimenten durch Folter für schlechte Leistungen zu bestrafen. Nur so dürfen wir auf signifikante Resultate hoffen.“

„Beenden wir für heute die Trainingsstunde mit dem Gefühlsklavier!“, ordnete Papinsky an, während die Konturen seines Körpers verblassten. „Wir haben unser Baby heute wohl etwas überfordert!“

In der zweiten Trainingsstunde setzte Babette ein Videogerät als pädagogisches Medium ein. Zunächst zeigte sie Seferlyn einen Film mit Szenen aus dem Alltagsleben in einer modernen Industriegesellschaft: Familien beim Frühstück; Beamte in ihren Büros; Freizeitgärtner mit

Gartenschläuchen und Heckenscheren; Eigenheimbesitzer, die mit Schweißperlen auf der Stirn ihre Autos polierten; junge Liebespaare in zärtlicher Umarmung; Altersheiminsassen beim Volkstanz und Ähnliches mehr. Während dieser Videoszenen ließ ihn Schwester Babette mit dem Gefühlsklavier peinigende Ekelgefühle spüren. Diese Gefühle lähmten zugleich seine Glieder, so dass er nicht aus dem Emo-Tank fliehen konnte, obwohl man, wie er inzwischen bemerkt hatte, durch dessen Wände schreiten konnte, als seien sie nur ein Blendwerk aus Nebel und Licht. Hin und wieder wurde der Video-Film über den Alltag des Durchschnittsmenschen jedoch von Bildsequenzen unterbrochen, die Seine Heiligkeit Swami Anathapindika Bancha, den Hüters des Gralslichts, verklärt lächelnd bei kultischen Handlungen zeigten.

Stets entnahm der Swami während dieser Rituale seiner Schatulle ein Ei und hielt es andächtig zwischen spitzen Fingern ins strahlende Licht seines Tempels. Dabei murmelte er: „Ein Ei ist ein Ei ist ein Ei.“

Schwester Babette versetzte Seferlyn während dieser Szenen - mit dem Gefühlsklavier Stromstöße in das Glückszentrum seines Gehirns jagend - in einen Zustand intensiver spiritueller Verzückung. Numinose Schauer durchpulsten seine verdrahtete Seele, die nun, dank der Huld des Meisters, den Pfaden der Gnade folgte. Obwohl nur sinnloses Gebrabbel aus ihm hervorsprudelte, wähnte er sich der Zungensprache eines inspirierten Mystikers mächtig. Nachdem er eine endlose Stunde in ein kalt-heißes Wechselbad von Verzückung und Ekel getaucht worden war, beendete Schwester Babette die Übung mit dem Gefühlsklavier, indem sie ihm einen Eimer kalten Wassers über den Kopf goss und ihn danach mit einer Zuckerstange wieder versöhnte.

In einem der zahllosen labyrinthischen Gänge der Yggdrasil begegnete Seferlyn, auf dem Weg zu seiner dritten Übungsstunde, dem Professor, der mit Stock unterm Arm und Zylinder auf dem Kopf an einer Laterne stand, während sein Mops gerade sein Geschäft erledigte. Don und Ron, die Seferlyn voranschritten, lösten sich plötzlich in giftgrünen Dampf auf und wurden von Papinsky mit der Nase eingesaugt. Der Professor nieste elegant wie ein Dandy vor dem Spiegel. Zwei bullige Typen schleiften einen ausgezehrten, stöhnenden Mann, dessen Arme sie über ihre Schultern gelegt hatten, ruppig durch den Gang. Der Stöhnende hatte keine Füße und aus den Stümpfen traten Klötze hervor, die sich zu zwei Schlangen aneinandereihnten.

„Nun“, fragte der Professor, fröhlich grinsend, „wie gefällt dir denn das Training mit dem Gefühlsklavier? Ich habe gehört, dass du hervorragende Fortschritte machst. Schwester Babette ist fest davon überzeugt, dass du für die Übungen schon bald keine Windeln mehr brauchst.“

„Mit ist leider der Humor vergangen!“, sagte Seferlyn. „Und wenn ich einmal lache, dann nur, weil Schwester Babette auf den Knopf drückt! Das ist keineswegs lustig.“

„Dann sollte sich Schwester Babette beizeiten diesem unangenehmen Gefühl des Kontrollverlustes zuwenden“, sagte Papinsky. „Es ist ganz einfach, unangemessene Gefühle auszumerzen. Warum also solltest du dich damit herumquälen?“

„Ich will es aber gar nicht als positiv empfinden, meine Kontrolle über mich zu verlieren!“, sagte Seferlyn.

Papinsky lächelte weise mit der rechten Hälfte seines Gesichts und schmierig mit der linken. Der Mops bäugte Seferlyns linken Schuh.

„Das ist egal. Bald wirst du dich sowieso dem Willen Anathapindikas unterwerfen, als sei es dein eigener“, sagte der Professor.

Da die Übungsstunde in wenigen Minuten begann, und Seferlyn trotz seines Widerwillens den Drang verspürte, sich nicht zu verspäten, verzichtete er auf eine Fortsetzung des Disputs mit Papinsky. Ein Omen – Tänzerinnen mit Fred-Astaire-Masken stiepten vorbei – überzeugte ihn davon, dass dies ohnehin fruchtlos sei. Der Mops jagte den Tänzerinnen hinterher, wurde aber von Papinsky zurückgepiffen. Seferlyn nannte den Grund seiner Eile und schickte sich an, seinen Weg zum Emo-Tank fortzusetzen. Papinsky zeigte Verständnis und erbot sich, ihm eine Abkürzung zu zeigen. Sie bogen um einige Ecken, bis sie vor einer mannshohen, rosafarbenen Öffnung standen, die wie eine überdimensionale Vagina ausschaute und auch so duftete.

Papinsky nieste, diesmal militärisch knapp, und aus dem Dampf, der seiner Nase dabei

entströmte, entstanden wieder Don und Ron, die zunächst nicht größer waren als Spinnen und sich nach Art dieser Tiere von Papinskys Boutonnière abseilten, um dann zu voller Leibgröße anzuwachsen. Der Wachstumsprozess vollzog sich nicht gleitend, sondern ruckartig, und in den Pausen zwischen den Wachstumsphasen kamen besorgte Mütter mit Brei, doch die Zwillinge weigerten sich zu essen und spuckten aus, was man ihnen ins Mündchen drückte.

Papinsky forderte Seferlyn auf, im Hechtsprung kopfüber in die Öffnung einzudringen. Als er Papinskys Befehl nicht sofort Folge leistete, packten ihn die, inzwischen auch ohne Brei wieder stämmigen, Matrosen und warfen ihn in hohem Bogen in den erotischen Schlund. Für einige Augenblicke verlor er sein Bewusstsein. Während dieser Augenblicke der Bewusstlosigkeit wurden in den neuronalen Steuerungszentren seines Gedächtnisses mehrere Module durch elektrische Impulse zerstört.

Als er erwachte, fand er sich im Emo-Tank wieder. An einer Wand war nun eine dampfgetriebene Gebetsmühle angebracht, die nervtötend klapperte und sich nicht abstellen ließ. Das Geräusch folterte ihn. Er war allein. Neben dem Videorecorder lag das Gefühlsklavier und ein dickleibiges Buch mit Goldschnitt und schwarzem Ledereinband. Der Titel des Buches prangte in erhabenen, roten Lettern auf dem Deckel: „Leitfaden für den Stimoceiver LM-2000“. Darunter stand der mit kleinen schwarzen Buchstaben gedruckte Untertitel: „Zentrale Dienstvorschrift tnk-56“.

Seferlyn nahm das Buch in die Hand - es war federleicht - und schlug willkürlich eine Seite auf. Dort wurde eine Reihe gefühlshafter Zustände aufgelistet, und hinter jedem Begriff stand eine fünfstellige Zahlenkombination. Zum Beispiel: Ergriffenheit 66600 - Bewunderung 58732 - Verehrung 79567 - Vergötterung 00067 - Anhimmlung 01010 usw. Dieser Teil des Leitfadens wirkte wie ein Telefonbuch für Emotionen. Höchstwahrscheinlich könne man diese Gefühlszustände in sich erzeugen, dachte Seferlyn, wenn man die entsprechenden Zahlenkombinationen in die Tastatur des Gefühlsklaviers eintippe. ‚Stimoceiver LM2000‘ war offenbar der technische Begriff bzw. Handelsname des Gefühlsklaviers. Er blätterte einige Seiten weiter und fand schließlich den Begriff ‚Bezauberung‘ mit der Telefonnummer 00000.

Er legte das Handbuch zur Seite, nahm das Gefühlsklavier vorsichtig in die Hand, betrachtete es mit skeptischem Blick - es wirkte bedrohlich, aber die Tasten übten dennoch eine Sogwirkung auf ihn aus; er wollte es wieder hinlegen, geriet jedoch in einen inneren Widerstreit zwischen Vorsicht und Neugier, überwand schließlich seine Scheu und Furcht vor dem Unbekannten, schaltete den Stimoceiver auf ‚On‘, drückte fünfmal die Taste mit der Null und dann auf ‚Send‘. Schlagartig hatte er den Eindruck, dass sich die Form seines Schädels veränderte. Gewaltige Zug- und Schubkräfte schienen auf ihn einzuwirken.

Er hatte höllische Schmerzen. Seine Backenknochen wurden massiver, seine Stirn fliehender und seine Zähne breiter und länger. Plötzlich war er am ganzen Körper mit einem dichten Haarpelz bedeckt, wie ein Affe oder ein zotteliger Bär. Ungewollt stieß er knurrende Laute aus. Er warf das Gefühlsklavier achtlos auf den Tisch, als wüsste er nicht, welche Funktion es hatte. Er spürte einen dumpfen Drang zwischen seinen Lenden, und, von einer inneren Unruhe getrieben, trottete er im Kreis wie ein Raubtier im Käfig. Als dann ein affenähnliches weibliches Wesen in den Emo-Tank trat, war Seferlyn bezaubert. So jedenfalls wird dieses Gefühl in der Sprache der Menschen genannt. Das Menschenwort beschreibt natürlich nur unzulänglich, was Seferlyn in diesem Augenblick empfand. Denn er hatte sich in einen urzeitlichen Affen verwandelt. Er fühlte 00000. Plötzlich und qualvoll normalisierte sich sein Bewusstsein und entsprechend nahm er auch wieder menschliche Gestalt an.

Das Affenweibchen verwandelte sich in Schwester Babette. Die Verwandlung vollzog sich schleichend. Babette hörte erst auf, sich genussvoll zu lausen, als sie fast schon ihren ursprünglichen Zustand erreicht hatte. Kurz bevor sie die letzte Laus zum Verzehr in den Mund steckte, verzog sich ihr Gesicht, das nun wieder ein Menschenantlitz war, in Abscheu und Ekel.

„Die Arbeit mit dem Gefühlsklavier verlangt planmäßiges Vorgehen“, sagte Babette. „Spielereien sind absolut nicht angebracht. Gut, dass ich rechtzeitig gekommen bin und das Gerät ausgeschaltet habe. Wer die komplizierte Theorie nicht kennt, die hinter der wissenschaftlichen Gefühlsmanipulation steckt, sollte nicht ohne Aufsicht mit dem Stimoceiver experimentieren. Wir wollen ja nicht, lieber Sebastian, dass wir dich in eine Klapsmühle bringen müssen.“ Sie schaute

Seferlyn an, als wolle sie sagen: „Wo du ohnehin längst hingehörst!“

Sie wandte ihm unvermittelt den Rücken zu, und es schien, als würde sie sich in ein Taschentuch erbrechen. Dann drehte sie sich wieder zu ihm um. Ihr Make-up war verwischt, und sie machte einen verheulten Eindruck. Klötze, die bisher, von Seferlyn unbemerkt, Türme und Schlangen gebildet hatten, lagen, wie von Kinderhand verstreut, zu ihren Füßen. Nach einem tiefen Seufzer sagte sie beiläufig, während sie im Handbuch des Gefühlsklaviers blätterte: „Es ist wahrscheinlich zweckmäßig, wenn du die Kontrolle über deine Gefühle für eine Weile an mich abtrittst!“

Sie streckte die Hand nach dem Gefühlsklavier aus. Seferlyn hatte es an sich genommen, nachdem er sich wieder in einen Menschen verwandelt hatte. Zwar zögerte er einen Moment – sei es, weil er Blut geleckert hatte, sei es, weil er sich vor Manipulation schützen wollte –, gab ihr das Gerät dann aber doch. Er händigte es ihr weder unter einem inneren Zwang aus, noch freiwillig; seine Bewegung schien vielmehr einem Ablauf in der unbelebten Natur zu entsprechen.

„Wie lange soll denn das Training noch dauern?“, fragte er.

„Solange, bis du dich nicht mehr wie ein Steinzeitmensch benimmst, aufhörst, beim Anblick einer schönen Frau zu grunzen, Fleisch zu essen, Alkohol zu trinken, und dich stattdessen anschieckst, Anathapindika auf seinem Erleuchtungspfad zu folgen, einer lichten Zukunft entgegen.“

„Aber Anathapindikas Lehre“, sagte Seferlyn, „ist doch nichts weiter als Quatsch mit esoterischer Soße.“

Nach diesen unbotmäßigen Worten wartete er darauf, dass Babette mithilfe des Gefühlsklaviers Unlustgefühle in ihm erwecken würde. Die Schwester aber wirkte geistesabwesend, als habe sie ihm gar nicht zugehört und schwebte mit ihren Gedanken in entrückten Sphären. Nach einer Weile wandte sie sich Seferlyn wieder zu, wies mit einer schwungvollen Geste auf einen imaginären Horizont und rief: „Aber nun zu den Sachen selbst!“

Zwanghaft belustigt durch ihre seltsame Geste und durch das falsche Pathos ihres Ausrufs, kaum in der Lage zu sprechen, ohne prustend zu lachen, fragte Seferlyn: „Welchen Sachen?“

„Das zeigt sich“, antwortete sie. „Denke einmal an den ersten Auftrag, den Papinsky dir gab. Du solltest einen für dich wirklich unverzichtbaren Gegenstand in einen Koffer packen. Oder erinnere dich an eine Episode, die dir während deiner Reise im Astralprojektor widerfuhr. Du suchtest nach einer herrlich verwilderten Stelle am Alten Kanal. Dort wolltest du deine Frau Vera inflagranti mit Raschke überraschen. Es ist dir weder gelungen, einen uns überzeugenden, für dich tatsächlich unverzichtbaren Gegenstand zu finden, noch hattest du dabei Erfolg, Vera mit Raschke zu ertappen. Stattdessen hast du ein Kamel gesehen.“

Ein Kamel, Sebastian! Das sollte dir zu denken geben. Sei doch einmal ein bisschen ehrlich. Willst du wirklich behaupten, du könntest schon alles, brauchtest kein Training mehr!? Du fragst: Welche Sachen? Wenn du gelernt hast zu sehen, wirst du erkennen, dass es sich zeigt. Es zeigt sich, was Sache ist, zum Beispiel ein Kamel! Zur Sache gekommen bist du in deinem bisherigen Leben jedenfalls ausgesprochen selten. Doch die Arbeit mit dem Gefühlsklavier wird dir helfen, zu den Sachen selbst zu finden, den Schleier zu lichten, anzunehmen, was sich zeigt - ganz gleich, wie es sich zeigt, wann es sich zeigt und als was es sich zeigt.“

„Und der Erleuchtungspfad Anathapindikas ist der Weg zu den Sachen selbst?“

„Idiot“, sagte sie. „Jetzt bist du schon wieder im falschen Film!“

„Das begreife, wer will!“, sagte Seferlyn.

„Wenn du an Bord der Yggdrasil nicht über kurz oder lang den Verstand verlieren willst, dann musst du zu unterscheiden lernen - zwischen Ideologien fürs Volk und der Philosophie unseres verehrten Kapitäns Leo Papinsky.“

Es schien, als sei sie während der letzten zehn Minuten um rund zwanzig Zentimeter kleiner geworden. Ihr Körper und besonders ihr Gesicht wirkten eingefallen und verwelkt. Hätte sie nicht ihren schwarzen Gürtel gehabt, der sie in der Mitte zusammenhielt, dann wäre sie vermutlich in zwei Teile auseinandergebrochen. Als sei es durch den jammervollen Anblick ihres plötzlichen körperlichen Verfalls ausgelöst worden, erfasste Seferlyn nun ein tief greifendes Gefühl seelischer Kraftlosigkeit, dessen wahre Ursache jedoch die Folge von Drogen war, die ihm von irgendwem zu irgendwelchen Zwecken verabreicht worden waren. Um die Details muss sollte sich endlich einmal

der Rechnungshof kümmern. Er wollte nur heim. Er sehnte sich nach seinem Bett, einem unterhaltsamen Buch, einer Tüte Popcorn und einer Flasche Bier.

„Kannst du haben!“, sagte Papinsky, der wie aus dem Nichts gemeißelt plötzlich neben Seferlyn im Emo-Tank stand und offenbar dessen Gedanken gelesen hatte.

„Macht uns gar keine Mühe!“, sagte Babette.

Sie wirkte plötzlich jünger, lebhafter und größer als je zuvor. Von Seferlyn unbemerkt, hatte eine hilfreiche Hand die Bauklötze zu ihren Füßen aufgeräumt und in die Spielkiste gelegt. Babette schnippte mit den Fingern, und Ron brachte eine Flasche Bier, Naschwerk sowie ein Buch, dessen bloßer Anblick schmunzeln machte. Er stellte die Sachen auf die Kommode neben dem Bett, seinem Bett, dem Bett aus seiner Nürnberger Wohnung. Noch vor Sekunden hatten sich diese Möbelstücke nicht im Emo-Tank befunden. Viel zu müde, sich über die Herkunft des Betts und der Kommode den Kopf zu zerbrechen, kuschelte er sich unter die Bettdecke und wenig später schnarchte er bereits.

Dies war das Signal für Ron. Er katapultierte Seferlyn mit einem tragbaren Astralprojektor, der wie ein Polizeiknüppel aussah und metallisch blau schimmerte, in ein bizarres Reich zwischen Freiheit und Folter.

Der schwarze Kasten

Im Traum sah Seferlyn seine Hände; sie steckten in Autohandschuhen. Das Fahrzeug signalisierte mit einem schrill anschwellenden, dann aber abrupt abbrechenden Warnton eine Funktionsstörung. Seferlyn bremste zu scharf. Sein Wagen geriet ins Schleudern, und es gelang ihm nur mit großer Mühe, das Fahrzeug unbeschadet auf dem Seitenstreifen neben der Autobahn zum Stehen zu bringen. Nun beschlich ihn das Gefühl, Papinsky sitze hinter ihm. Diese Vorstellung löste ein beinahe unerträgliches Kribbeln auf seiner Kopfhaut aus. Seine Wahrnehmung verschwamm und das unmittelbare Sein trat hervor, schier und nackt und unbeschreiblich grauenvoll. Doch schon bald kehrte das Dasein mit Formen, Farben, Klängen und Gestalten zurück in sein Bewusstsein. Motorenlärm dröhnte in Seferlyns Ohren.

Ein Motorrad hielt neben seinem Wagen. Ein Polizist schwang sich aus dem Sattel und wies ihn mit professionellen Gesten an, das Fenster neben dem Fahrersitz herunterzukurbeln. Seiner Dienstordnung folgend, füllte der Polizist Seferlyns Dasein mit Inhalt. Auch wenn er es im Allgemeinen nicht schätzte, von Polizisten angehalten zu werden, war Seferlyn nun doch erleichtert und froh, dank eines staatlichen Eingriffs der grenzenlosen Unbestimmtheit des unmittelbaren Seins entronnen zu sein.

„Wissen Sie eigentlich nicht“, sagte der Schutzmann, „dass es hier im philosophischen Sektor der Wirklichkeit streng untersagt ist, das Bewusstsein preiszugeben. Aristoteles, Plato, Kant, Hegel, Wittgenstein - warum haben denn all diese großen Geister, um nur einige zu nennen, in harten inneren Kämpfen versucht, die Grenzen des Denkens zu erweitern, wenn Sie hier Ihr Bewusstsein opfern? Im philosophischen Sektor ist nun wirklich alles erlaubt - anything goes - nur eben das eine nicht, weil es nicht nur die öffentliche Sicherheit gefährdet, nein, die Bewusstlosigkeit stellt unsere Existenz aufs Spiel.“

Der Körper des Ordnungshüters straffte sich, während die Haltung seines Geistes weiterhin unbestimmt blieb, sein Gesicht jedoch nahm eindeutig dienstliche Züge an, über die ein Lächeln huschte. Er setzte seinen Motorradhelm ab und hielt ihn wie eine Monstranz vor seinen Bauch. Links und rechts neben dem Visier waren, entsprechend den Vorschriften der philosophischen Polizei für Motorradstaffeln, stilisierte Flügel angebracht.

„Meine vornehmste Aufgabe ist es, die Bewusstlosen aufzuwecken und sie die Strenge des Gesetzes spüren zu lassen!“

„Mit welcher Strafe muss ich rechnen?“

„Können Sie denn ohne Bewusstsein rechnen?“, fragte der Wachtmeister. „Die Strafe wird Sie ereilen wie ein Bannstrahl Gottes, an den hier allerdings niemand mehr glaubt. Die Bewusstlosen werden mit dem Flammenschwert des Denkens aus dem philosophischen Sektor der Realität vertrieben. Allerdings hat die Nüchternheit der modernen Zeiten das Feuer geistiger Leidenschaft schon lange gelöscht. Zur Strafe werden Sie also dem Wahn verfallen, ein Mann mit Realitätssinn zu sein.“

„Für wie lange?“, fragte Seferlyn, und ein Gefühl unendlicher Trauer beschlich sein Herz. Seine Seele versank in einem Ozean grausiger Weinerlichkeit. Der Polizist hängte seinen Helm mit den Kinnriemen an den Lenker seines Dienstfahrzeugs, wo ihn ein Sandia-Kolibri neugierig umschwirrte, und kratzte sich demonstrativ nachdenklich hinterm Ohr, bevor er antwortete: „Das Zeitproblem ist bei uns leider noch ungelöst!“

„Bedeutet dies, dass die Gerichte des philosophischen Sektors zwar Strafen verhängen, diese aber nicht zeitlich eingrenzen können?“, fragte Seferlyn.

Das Gesicht des Polizisten wurde brüchig und wirkte wie eine antike Plastik, die von den Unbilden der Witterung zernagt wurde. Die Zeit verging nun rasend schnell, und kaum hatte er registriert, dass sich der Polizist in Staub aufgelöst hatte, da sauste unsere Galaxis bereits unaufhaltsam auf ein alles verschlingendes schwarzes Loch zu. Es sei an der Zeit, dachte Seferlyn, den philosophischen Sektor des Seins zu verlassen, und zwar freiwillig und fluchtartig: Wo das Zeitproblem noch ungelöst sei, solle man nicht grundlos verweilen. Und so rief er Baalzebul, seinen Schutzgeist aus den lichtdurchwirkten Sphären, und bat ihn um Hilfe. Der Dämon sauste herbei wie ein Taifun magischer Kraft, fasste Seferlyn mit der Urgewalt seiner unkörperlichen Hände am rechten Fuß und wirbelte ihn herum.

Seferlyn schrammte durch die 64 höheren und die 64 niederen Sphären des inneren Bezirks, in dem sich die Quellen des Geisterlichts befinden, und als er, noch benommen von dieser Himmel- und-Höllen-Fahrt, seine Augen aufschlug, blickte er in das stille Gewässer des Alten Kanals. Er saß auf einer halbverfallenen Mauer neben einem Schleusenwärterhäuschen, auf seinen Knien lag ein aufgeschlagenes Werk John Slickners. Ein Satz war mit blassblauem Markierstift hervorgehoben: „Der Wissende reist nach Belieben durch die Zeit. Und dennoch kann auch er seine Zukunft nicht vorhersehen. Er ist dazu verdammt, sich an seine Zukunft zu erinnern.“

Nachdem Seferlyn diese Worte gelesen hatte, erlag er ihrem Zauber und verwandelte sich in ein Geschöpf der Sehnsucht nach Esther. Das grau-grüne Wasser des Alten Kanals bannte seinen Blick und für Augenblicke war er unfähig, einem Gedanken zu folgen. Es war, als ob seine Gedanken sich in die Dinge, an die er dachte, verwandelt hätten und als ob die Gedankendinge, ihrer Fesseln beraubt, nun Schabernack mit ihm trieben, sich neckisch vor ihm versteckten, ihn herankommen ließen, um dann wieder hinter Ecken zu verschwinden, sich in Luft auflösten, wenn er sie greifen wollte – kurz: Wenn er nicht ein altes Hausmittel gegen diesen Zustand gekannt und bei sich gehabt hätte, wäre er glatt psychotisch geworden.

So aber zog er ein Pillendöschen aus seiner Hosentasche, öffnete es, schaute hinein, stellte fest, dass es leer war - und das war auch gut so; nun schloss er das Döschen, steckte es in die Hosentasche, und er war wieder der Alte. Noch einmal Glück gehabt, dachte er.

Seferlyn vernahm ein anschwellendes Brausen, während ein kleines U-Boot, das nur einer Person Platz bot, zwischen Seerosen und Tang im Alten Kanal auftauchte. Die zerkratzte Plexiglas-Haube des U-Boots öffnete sich, und Papinsky schaute Seferlyn spöttisch an. „Wo ich auch auftauche“, sagte er, „begegne ich dir!“

Die Form seines U-Boots wirkte sehr weiblich. Der Name des submarinen Gefährts prangte in erhabenen Goldlettern auf dem Bug: „Brünhild“. Papinsky schwang sich behände aus dem Tauchboot und versank bis zum Bauchansatz im Wasser. Er watete ans Ufer und zog sich ächzend an der Mauer hoch, auf der Seferlyn saß. Papinsky bot ein Bild des Jammers. Soeben aufgetaucht aus den modrigen Fluten des Alten Kanals, hingen Algen in seinen Haaren, ein toter Fisch lugte aus seiner Hosentasche hervor, die feuchte, schlammverschmutzte Hose klebte an seinen Beinen. Beinahe wäre er entkräftet von der Mauer und womöglich wieder ins Wasser gerutscht. Während er in einer unnatürlich verlangsamten Bewegung abrutschte oder abzurutschen schien und zugleich doch wieder Halt fand oder Halt zu finden schien, folgte er

Seferlyns Augen, die ihn musterten, mit einem flehentlichen Blick.

Doch kalten Herzens versagte dieser ihm die rettende Hand, wenngleich er sich danach verzehrte, Papinsky zur Hilfe zu eilen. In dem Moment, als dessen Sturz und Versinken unausweichlich schienen, schnellte der Professor plötzlich wie an einem unsichtbaren Seilzug empor und landete sicher auf dem steinigen Treidelpfad neben dem Kanal. Er war nun tadellos gekleidet, trug einen eleganten dreiteiligen Anzug, teure italienische Lackschuhe und er war völlig trocken. Jetzt bemerkte Seferlyn, dass Papinsky um Jahre gealtert war. Wenn er auch immer noch dynamisch wirkte, so war sein Gesicht doch das eines Greises, in dessen Zügen, dank weiser Kapitulation vor dem Alter, ein Anflug kindlicher Frische leuchtete.

Papinsky öffnete seine linke Hand mit einer abgezirkelten Armbewegung, und auf der Handfläche befand sich ein U-Boot-Modell. Obwohl Papinsky nun rund zehn Meter von Seferlyn entfernt war, erkannte der Journalist alle Einzelheiten des Modells, sogar den Namenszug: „Brünhild“. Seferlyn schaute zum Kanal: Dort war das U-Boot verschwunden. Als er sich wieder Papinsky zuwandte, stand Raschke mit servil-säuerlicher Bediensteten-Miene neben dem Professor.

„Der Wagen parkt fünf Minuten von hier entfernt“, sagte Raschke zu Papinsky und fügte, nach einem unwirschen Seitenblick auf Seferlyn, hinzu: „Der Kerl ist ja wirklich wie ein junger Hund!“

Die beiden setzten sich in Bewegung, und Seferlyn folgte ihnen unaufgefordert, obwohl sich seine Glieder wie Blei anfühlten. Papinsky und Seferlyn nahmen auf dem Rücksitz der Luxuskarosse Platz, und Raschke steuerte mit mörderischer Geschwindigkeit, beständig abbiegend und umkehrend, einen Kurs, der auf Seferlyn ziellos wirkte. Angst kroch in seine Seele, als Raschke mit quietschenden Reifen durch scharfe Kurven preschte, hin und wieder abrupt bremste und andere Fahrzeuge scheinbar Blech an Blech schnitt. Papinsky jedoch verzog keine Miene, dennoch konnte Seferlyn sich des Verdachts nicht erwehren, ja, dieser Verdacht erhärtete sich von Todesgefahr zu Todesgefahr zur Gewissheit, dass Papinsky sich an seiner Angst weidete.

Nach langem Schweigen sagte Papinsky schließlich: „Trotz immenser Bemühungen und erheblicher Aufwendungen an Zeit und Geld ist es mir bisher nicht gelungen, lieber Sebastian, Dich umzuerziehen. Die weichen Methoden der Menschenführung, die ich bekanntlich bevorzuge, haben leider versagt. Es schmerzt mich unsagbar, aber mir bleibt nichts anderes übrig, als dich den harten Methoden zuzuführen.“

„Es hat mir bisher schon gereicht, Herr Papinsky!“, antwortete Seferlyn und wechselte unabsichtlich wieder zum ‚Sie‘. „Seitdem ich Sie kenne, leide ich wie ein Tier!“

„Du fängst ja erst jetzt an zu leiden, Sebastian!“, sagte Papinsky. „Du weißt überhaupt noch nicht, was Leiden heißt. Dir fehlt immer noch die Reife, die auf dem Nährboden des Leidens wächst. Deine Persönlichkeit ist unbehauener Marmor, der nach Gestaltung schreit. Er schreit nach dem Hammer und dem Meißel, nach der kreativen Urgewalt eines Bildhauers menschlicher Seelen. Zum Glück kenne ich einige Herren des Geheimdienstes einer befreundeten ausländischen Macht, die sich hervorragend darauf verstehen, eine Persönlichkeit zu formen. Zugegeben, sie verwenden dabei Mittel, deren Ruf schlechter ist als ihre Wirkung. Sei's drum. Die Glut ihres unbeugsamen Willens wird deinen Widerstand brechen.“

Blitzschnell zog Papinsky einen angefeuchteten, großen Wattebausch hervor und presste ihn mit stählernem Griff auf Seferlyns Nase und Mund. Seferlyn verlor das Bewusstsein. Er erwachte, als ihm ein junger Mann die Hose öffnete und sich an seinem Penis zu schaffen machte. Er wollte aufspringen und fliehen, doch er war an Armen und Beinen mit Lederriemen gefesselt. Obwohl er sich mit dem Unterleib aufbäumte, konnte er nicht verhindern, dass der junge Mann einen Gegenstand in seine Harnröhre schob, der wie eine flexible Stricknadel zum Rundstricken aussah. Von dieser ‚Stricknadel‘ führte ein Kabel zu einem schwarzen Kasten, der sich drei bis vier Meter von Seferlyn entfernt in der Mitte des Raumes befand.

Hinter diesem Kasten saß ein anderer junger Mann, dessen Gesicht von einer überdimensionalen Sonnenbrille verdeckt wurde. Seine linke Hand ruhte spielerisch auf einem Hebel, der aus dem Kasten herausragte.

„Sie können sich aufbäumen, soviel Sie wollen!“, sagte eine sanfte und zugleich teuflische Stimme aus dem Dunkel in einer Ecke des Raumes. „Wir allein bestimmen hier, was mit Ihnen geschieht!“

Der Sprecher trat aus seiner Ecke hervor in den gleißenden Lichtkegel, in den Seferlyn getaucht war. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit zerknitterten, grausamen Gesichtszügen und dünnen Lippen. Wenn Begriffe Fleisch werden können, so hatte sich in ihm die Einschüchterung verkörpert.

„Schauen Sie sich den jungen Mann vor dem schwarzen Kasten dort genau an“, sagte er mit tonloser, schneidender Stimme. „Dieser Mann ist nun für eine Weile Ihr Schicksal.“

Er gab dem Mann mit der Sonnenbrille ein Zeichen, der daraufhin den Hebel umlegte. Ein Stromstoß schoss in Seferlyns Glied. „Ist der Kerl verrückt?“, schrie er.

„Seien Sie vorsichtig mit Ihren Äußerungen!“, zischte der Dünnlippige, denn ich lasse Sie jetzt mit dem jungen Mann und seinem Kasten allein. Für Sie gibt es nun nur noch den jungen Mann und den Kasten. Alles andere wird bedeutungslos, glauben Sie mir!“

Die Sonnenbrille betätigte den Hebel erneut. Diesmal beschränkte sich der Schmerz nicht nur auf den Penis, sondern er zermartete Seferlyns Unterleib und dauerte dreimal so lang wie der erste Stromstoß. Beim Abebben dieser Schmerzwelle sprach Baalzebul, der Lichtgeist, mit metallisch klarer Stimme zu Seferlyn. Eine derartige Stimme hatte er noch nie gehört, menschlich und übernatürlich, nah und fern zugleich. Baalzebul riet ihm, den Schmerz mit seinem Atem zu meistern, sonst würden die Folterknechte innerhalb kürzester Zeit seinen Willen brechen. Wenn es ihm jedoch gelänge, mit konzentriertem Atem soviel Aufwind für seinen Geist zu erzeugen, dass dieser seinen Körper verlassen könne, so sei er gegen den Schmerz gefeit und bliebe auch unter der Folter Herr seines Willens. Dann würde er über die Tortur triumphieren. Die Macht seines Atems würde die Macht der Folterknechte brechen.

Obwohl Seferlyn nicht wusste, wie man Schmerz mit dem Atem bezwingt, war ihm doch schon zu diesem frühen Zeitpunkt der Tortur klar, dass dies seine einzige Chance sein würde. Denn alles, alles konnte man ihm nehmen während der Folter, nur den Atem nicht. Mit stummen, inwendigen Worten bat er Baalzebul, ihn die Meisterschaft des Atems zu lehren, doch als Baalzebul seine Unterweisung begann, jagte die Sonnenbrille Seferlyn wieder einen noch heftigeren Stromstoß in den Unterleib, und der Kontakt zu dem Lichtgeist riss in demselben Augenblick ab. Seferlyn wurde sich der unermesslichen Einsamkeit auf der Folterbank bewusst, und dieses Gefühl, von Gott und den Menschen verlassen zu sein, quälte ihn schlimmer als die Torturen auf der Folterbank.

Der Folterknecht schaltete den Strom aus und verließ wortlos den Raum. Er zog sein linkes Bein ein wenig nach. Wie gebannt starrte Seferlyn auf den verwaisten schwarzen Kasten. Es war, als blicke er in das Herz seines gottverlassenen Daseins. Der Kasten stand da, als sei alles Bedrohliche des Universums in ihm konzentriert. Seine banale, unbewegte Gegenständlichkeit wirkte auf Seferlyn wie der Inbegriff der Aggression. Es war totenstill. Die Zeit dehnte sich qualvoll. Hin und wider schreckte Seferlyn bei dem leisesten Geräusch auf, aus Furcht, es könnten sich Schritte nähern. Doch niemand kam.

Nach einer endlosen Zeit des Wartens begann die Folter erneut, obwohl niemand den Hebel am schwarzen Kasten betätigt hatte. Die Stromstöße waren heftiger denn je. Schließlich wurde er nächtelang ununterbrochen gefoltert, durfte sich jedoch tagsüber in seiner Zelle von den Strapazen der Nacht erholen. Während er in diesen grausigen Nächten gefesselt auf der Liege lag, lehrte ihn Baalzebul, seinen Geist mit den Schwingen des Atems zu beflügeln, seinen Körper zu verlassen und, von der Erdschwere befreit, nicht nur die geheimnisvollsten Orte unseres Planeten zu besuchen, sondern auch wunderbare und erschreckende Welten in anderen Galaxien zu entdecken. Während sein Körper von Schmerzen zernagt wurde und schließlich nur noch aus den Fasern der Pein bestand, genoss sein Geist das unbeschreibliche Entzücken absoluter Freiheit.

Wie ein Gott schuf er die Welten, die er in einem glückseligen Taumel durchmaß. Obwohl er seinen Körper in der Folterkammer zurückgelassen hatte, reiste Seferlyn nicht als formloses Wesen durch die Unendlichkeit, sondern inkarniert in einem Geistkörper, der seinem Realkörper äußerlich vollkommen glich.

Der Geistkörper unterlag aber nicht den Beschränkungen und Unzulänglichkeiten materieller Körper, er bestand vielmehr von den Haar- bis in die Zehenspitzen aus materialisierter Bewusstheit. Diese höhere Form des Bewusstseins war nicht durch die Enge und Standpunkthaftigkeit des Alltagsbewusstseins begrenzt, sie war vielmehr in einem Höchstmaß

kreativ und frei von den emotionalen und gedanklichen Schablonen, die unsere normale Geistestätigkeit beherrschen.

Auf einer seiner Geistreisen traf er Esther - im Herzen Zentralafrikas, dort, wo Afrika am schwärzesten ist, dort, wo die Trommeln am lautesten schlagen, der Dschungel am üppigsten wuchert, die Haare der Neger am krausesten sind und die Schlangen am giftigsten zischen. Dort begegneten sie sich an einem geheimen Ort, in einem Reich jenseits jeder Macht auf diesem Planeten.

Es war ein Dorf, das von Wesen bevölkert wurde, die äußerlich Menschen glichen, in Wirklichkeit aber Puppen waren, die durch Gedanken gesteuert werden konnten. Als Seferlyn in diesem Dorf - es hieß Enola'i - eintraf, hatte Esther schon eine Weile voller Entzücken mit den Puppen gespielt. Am ersten Abend zeigte sie ihm ein - sie nannte es augenzwinkernd: uraltes - Stammesritual, das sie sich aber in Wirklichkeit am Vortag ausgedacht hatte. Dabei handelte es sich um eine schräge Mischung aus Mysterienspiel und Ausdruckstanz.

Die Darsteller trugen schwarze Bodystockings, Bananenröcke und bizarre Dämonenmasken. Ihre Stimmen klangen wie unter Blecheimern hervor. Obwohl Seferlyn die Sprache nicht verstand, glaubte er, ohne Zweifel zu wissen, welchen Sinn die Worte besaßen. Es war ihm jedoch völlig unmöglich, diesen Sinn in seiner Sprache auszudrücken. Die Szene beleuchtete fahles Mondlicht, das merkwürdigerweise aber nur den runden Tanzplatz erhellte. Jenseits dieses Runds waltete undurchdringliche Schwärze.

Obwohl Seferlyn in einem luziden Geistkörper inkarniert war, in dem er sich in der Regel stets seiner Position in der sechsdimensionalen Raum-Zeit bewusst war, sah er sich nun außerstande, seine gegenwärtige Lage zu lokalisieren. Sein Geistkörper hatte sich vervielfacht und befand sich zugleich in all den infinitesimalen Ecken des Tanzrunds und in den zahllosen düsteren Gespinsten der alles beherrschenden Schwärze jenseits der beleuchteten Gegenstände. Nun wusste er auch nicht mehr, wo sich Esther aufhielt, obwohl er ihr soeben noch gegenüberstand. Dennoch fühlte er ihre Präsenz im Nahfeld jener Vielheit, in die sich sein Geistkörper zerteilt hatte.

Schließlich verwandelte sich das Gefühl der Nähe in die Empfindung des Durchdrungenseins. Seine Vielheit war untrennbar verbunden mit Esther, deren Körper sich ebenfalls vervielfältigt hatte. Dumpfe Trommeln setzten ein und pochten in hypnotisch vagierenden Modulationen. Schrille Flöten überlagerten das Rummeln mit gespenstischen Pfiffen. Seferlyn hatte den Eindruck, dass sich die bizarre Wildheit der Musik sacht zu einem Kelch aus Klängen rundete. Wie aus diesem Kelch hervor, sang Esther nun mit glasklarer, unirdisch schöner Stimme. Das Lied erzählte von ihrer unerschöpflichen Liebe zu einem Mann, der ihr Herz in seinen Händen hielt.

„Obwohl ich in seinem Blut ertrinke“, sang sie, „erwachen wir beide zu neuem Leben!“ Und dann schwirrte ihre Stimme empor wie der Bussard an einem taufrischen Frühlingmorgen; und sie sang: „Auch wenn mich die Schwärze seiner Augen verschlingt, bin ich in das warme Licht seiner Liebe getaucht.“ Als das Lied verklang, saßen die Puppen auf den Bänken vor ihren Hütten mit dem Kinn auf der Brust und schlummerten. Dies jedoch nicht, weil die Puppen vom Gesang Esthers eingeschläfert worden wären, sondern weil Seferlyn sie nun mit seinen Gedanken beherrschte. Esther hatte ihm durch ihren Gesang die Kontrolle über die Puppen übertragen.

„Mit diesen Puppen werde ich versuchen, Papinsky zu bezwingen!“, sagte Esther und während sie diese Worte aussprach, bemerkte Seferlyn, dass er neben ihr auf einer Bank aus harzig duftendem Pali-Holz saß. Mondschein überglänzte die Bank mild mit seinem Zauber; der Erdtrabant liebte Esthers liebreizendes Antlitz mit den zärtlichen Händen seines Lichts. Es gelang Seferlyn nicht, seinen Blick vom Rot ihrer Lippen loszureißen. Esther blickte ihn mit zwingendem Blick spöttisch an, und dann umhüllte sie ihn mit ihrer alles beherrschenden und alles gewährenden Weiblichkeit. Ein leiser Harfenklang genügte, um Seferlyn das Gefühl eines vollkommenen Augenblicks zu schenken.

„Papinsky will die Menschheit in einen Zustand dumpfer Religiosität zurückversetzen“, sagte Esther. „Seine Sekten sind nur eines unter vielen anderen Mitteln, dieses Ziel zu erreichen. So verbreiten zum Beispiel zahllose Journalisten, Künstler, Lehrer, ja sogar Wissenschaftler in seinem Auftrag wissenschaftsfeindliche Ideologien. In der ganzen Welt wimmelt es vor Agenten, die den Kopf verunglimpfen und das dumpfe Regiment des Bauches preisen. Auch jene Philosophen, die

nur die quantitative Naturforschung als Wissenschaft gelten lassen und alles andere als Metaphysik herabwürdigen, stehen im Solde Papinskys. Denn die öde Prosa seelenloser Zahlenwerke treibt viele in die Arme der Religiösen. Papinsky dirigiert ein weltweites Netz entschlossener Guerilleros, die mit allen erdenklichen Mittel versuchen, die menschliche Vernunft zu zerstören. Die Religiösen glauben, sie seien fromm, weil Gott sie liebe. In Wirklichkeit sind sie gläubig, weil die Paraviten Zeitenergie benötigen und weil sie die Menschen daher über Gewährsleute religiös indoktrinieren.

Niemand weiß, warum die Blindgläubigen in der Stunde ihres Todes besonders viel Zeitenergie verströmen. Auch die Paraviten wissen es nicht, was sie allerdings auch nicht beunruhigt. Sie sind nicht an Erklärungen oder Meinungen interessiert, sondern ausschließlich daran, Wirkungen zu verursachen. Sie haben erkannt, dass sich religiöse Propaganda und antiwissenschaftliche Ideologien positiv auf ihren Zeitenergie-Haushalt auswirken. Diese Erkenntnis genügt ihnen zum Handeln. Die Attacken der etablierten Wissenschaft gegen Aberglauben und Mystizismus sind viel zu kraftlos, um das Irrationale seiner Faszination zu berauben. Stünde uns im Kampf gegen das religiöse Gift nur die etablierte Wissenschaft zu Gebote, dann hätten wir ihn definitiv bereits verloren.

Die etablierte Wissenschaft ist ja ohnehin schon so steril und phantasielos geworden, dass sie zu einem quasireligiösen Dogmatismus erstarrt ist, der sich als Skeptizismus selbst missversteht. Die Paraviten lieben diese Art der Wissenschaftlichkeit. Sie stößt so viele Menschen ab, dass die Felder der Irrationalität stets fruchtbar bleiben. Zum Glück gibt es in unserem Zeitalter eine scharfe Waffe zur Bekämpfung dumpfer Religiosität.

Dabei handelt es sich um die Synthese von Wissenschaft und Poesie. Meine afrikanischen Puppen symbolisieren diese Synthese. Sie ist eine neue Form der Magie, nämlich die Magie des abgeklärten Äons. Diese Magie ist die am höchsten entwickelte Form des menschlichen Denkens, ja, sie ist die Identität von Leben und Denken. Wo diese synthetische Magie ihre Wirkungen entfaltet, müssen die Nicht-Lebewesen zurückweichen.“

Nach diesen Worten versank Esther in tiefes Schweigen; ein mildes Lächeln erhellte ihre Züge. Als sich ein Schmetterling für den Bruchteil einer Sekunde auf ihrer Nase niederließ, strich sie sich, leicht verwirrt, das Haar aus dem Gesicht und fuhr fort: „Menschen meiner Art, die sich dem Kampf gegen die Paraviten verschrieben haben, nennen die neue Form der Magie ‚Shuana‘. Der Begriff stammt aus der Sprache eines außerirdischen Volkes, das vor rund dreihunderttausend Jahren für ein paar tausend Jahre auf der Erde lebte und dann weiterzog. Daraufhin versank auch der Begriff ‚Shuana‘ in den Tiefen des planetaren Geistes.

Doch nun hat die Menschheit jenen Grad geistiger Reife erreicht, der für Shuana erforderlich ist. Und so ist auch der Begriff, angezogen von neugierigen Seelen, wieder an der Oberfläche der geistigen Prozesse aufgetaucht, die unseren Planeten mit Leben erfüllen.“

Der Tag war schwül-heiß gewesen, doch nun erfrischte die Nacht Esther und Sebastian mit angenehmer Kühle. Obwohl er wusste, dass in der Schwärze dort draußen Jaguare und Tiger lauerten, Riesenschlangen lautlos durchs Astwerk glitten und feindliche Eingeborene, ausgerüstet mit Giftpfeilen in ihren Köchern, die Stimmen der Tiere des Urwalds nachahmten, empfand er keine Angst. Er fühlte sich unter dem machtvollen Schutz Esthers geborgen. Ihm war nicht klar, woher das Vertrauen in Esther stammte, aber er zweifelte nicht daran, dass es gerechtfertigt sei.

„Es ist tröstlich zu wissen“, sagte Esther, „dass wir uns nun an einem Ort befinden, den Papinsky nicht betreten kann. Nirgendwo atme ich so frei wie hier im Reservat der Schwirrhähne und des rotgefiederten Zwergelefanten, im glühenden Herzen Zentralafrikas. Und nirgendwo erfüllt mich das Dasein mit größerer Lust. Hier sind die Gedanken klarer und die Gefühle reiner als irgendwo sonst auf der Welt. Und nur hier kann ich mit meinen Puppen spielen, nur hier Shuana-Rituale zelebrieren.“

Als der Morgen graute, offenbarte sich der zentralafrikanische Urwald in seiner verwirrenden, die Sinne betörenden Gestaltenvielfalt. Zwei Giraffen rieben im milden Licht der aufgehenden Sonne die Häuse aneinander und eine marderköpfige Fastnachtsschlange glitt über die braune Krume am Ufer des giftgrünen Flusses. Seferlyn erlebte die Farben des Dschungels so intensiv, als stünde er unter dem Einfluss der senegalesischen Zauberdroge Snerdor-Rah, deren farbmagische Wirkung

alle andere Drogen in den Schatten stellt. Die ihn umgebende Wirklichkeit nahm er wahr, als sei sie aus übernatürlich feinem Stoff gewirkt - als geknotetes Gewebe, das inwendig pulsierte und vibrierte, ohne dass diese innere Bewegung direkt sichtbar wurde. Erfahrbar war diese Bewegung nur durch die Kraft, die von den Knoten im Gewebe - also den Dingen, aus denen der Urwald bestand - zu ihrer Zählung aufgewendet werden musste.

Dadurch wirkten alle Gegenstände zugleich entrückt, verklärt und gezwungen, gequält. Anders jedoch Esther. Sie war irdisch, sinnlich, blutvoll, als sei sie ein Fenster, das einen unverstellten Blick ins Freie gestattet. Mit jeder ihrer Bewegungen schuf sie eine Weltlinie, die sie vom Chaos abgrenzte. Der schwarze Löwe mit der ebenmäßigen Mähne saß zu ihren Füßen und säuberte sein Fell mit seiner rubinroten Zunge – ruhevoll, wenngleich er die halbnackten schwarzen Männer mit den Gewehren in den Gebüsch durchaus bemerkt hatte und unauffällig aus den Augenwinkeln beobachtete. Sebastian lauschte der Symphonie farbenprächtiger afrikanischer Vögel, die eine Weile das Brausen des heraufziehenden Sturms zu übertönen vermochte.

„Es ist Zeit, dieses Paradies zu verlassen und mich wieder dem Kampf mit Papinsky zu stellen! Auch wenn es hart klingt und auch wenn ich lieber schwiege, so muss ich dir doch die Wahrheit sagen: Du, lieber Sebastian, hast allerdings kaum noch eine Chance, den Kampf als Mensch zu überleben. Papinsky hat dich dreimal auf die Probe gestellt und du hast dreimal versagt: Du hast keinen akzeptablen unverzichtbaren Gegenstand für deinen Koffer gefunden. Du hast keinen Traumanzug von Benigno erhalten. Und am Alten Kanal hast du Vera vergeblich gesucht. Dieses dreimalige Scheitern sollte dir beweisen, dass du reif bist für sein System, reif bist für ein Dasein als Paravit“, sagte Esther.

Sie erhob sich und strich ihr langes, schwarzes Haar aus der Stirn. Sie war eine Meisterin bezwingender Bewegungen, die man wie unter Zwang nachahmen muss. Also stand auch Seferlyn auf und ordnete sein Haar. In diesem Augenblick fuhr eine ungestüme Bö durch die Bäume, Äste knackten, brachen ab, krachten zu Boden, Vögel flatterten in wilder Flucht. Dann Stille. In der Ferne zuckte ein Blitz.

„Das ist doch Unfug!“, sagte Seferlyn. „Wie sollte es Papinsky gelingen, mich in einen Paraviten zu verwandeln?“

„Indem er dein menschliches Zeitempfinden zerstört. Das ist ihm ja schon fast gelungen. Ohne menschliches Zeitempfinden kannst du dich nicht nach Menschenart an deine Biographie erinnern. Und ohne Erinnerung an deine Lebensgeschichte verlierst du auch deine Identität als menschliches Wesen.“

„Und mit welchen Mitteln zerstört Papinsky mein Zeitempfinden?“

„Natürlich durch Folter und Gehirnwäsche. Mit diesen Methoden verfolgt er das Ziel, dich aller authentischen Gefühle zu berauben. Denn die Rhythmen der Gefühle sind die Grundlage der Entwicklung des Zeitempfindens beim Kinde. Das Zeitempfinden des Erwachsenen ist nur eine Verfeinerung dieser grundlegenden Erfahrungen. Sobald er dein Zeitempfinden deformiert hat, kann Papinsky deine Gefühlswelt auslöschen. Und sobald er deine Gefühlswelt ausgelöscht hat, kann er deine Identität formen wie Wachs.“ Esther warf Seferlyn einen eindringlichen Blick zu, der ihn erröten ließ. „Ebenso inbrünstig“, fuhr sie fort, „wie er den Tod liebt, hasst Papinsky die Liebe. Denn liebende Menschen absorbieren Zeitenergie, die dann natürlich den Paraviten entzogen wird. Im Übrigen stammt auch der überwiegende Teil der Zeitenergie, die Liebende verbrauchen, von sterbenden Menschen.“

Ohne den Tod gäbe es weder die Paraviten, noch die Liebe. Papinsky liebt es, die Liebe zwischen den Menschen zu zerstören. Wenn nämlich die Liebe stirbt, wird fast ebenso viel Zeitenergie freigesetzt wie beim physischen Tod! Darum bevorzugt Papinsky auch jene Religionen, in denen die Liebe zu Gott als höchste Form der Liebe gepriesen wird, denn die Liebe zu Gott verbraucht nur äußerst geringfügige Mengen an Zeitenergie. Dass die Liebe zu Gott mitunter sogar die Liebe zu den Menschen verdrängt, kann Papinsky also nur recht sein. Da Macht und Geld die Liebe töten, tritt Papinsky gern als Machtmensch und Pfeffersack auf und versucht, Menschen mit Geld und Macht zu ködern - so wie dich.

Wer in Papinskys Fänge gerät, begeht zumeist den Fehler, ihn mit menschlichen Maßstäben zu messen. Dies zu tun liegt nahe, da er sich weder durch sein Aussehen, noch durch sein Verhalten

von einem Menschen unterscheidet. Aber seinen Handlungen liegen dennoch keine menschlichen Motive zugrunde. Wenn er sich zum Beispiel philosophisch mit der Zeit auseinandersetzt, so ist dies nicht mit geistigen Interessen zu erklären, beispielsweise mit dem Wunsch, eines der tiefsten Geheimnisse unseres Daseins zu erhellen. Papinsky philosophiert über die Zeit etwa so wie ein Gourmet übers Essen.“

„Du hast behauptet, Papinsky könne dich nur mit meiner Hilfe vernichten. Das verstehe ich nicht!“ sagte Seferlyn.

„Das ist doch nicht schwer zu verstehen!“, antwortete Esther. „Du hast mich erfunden. Ich bin ein Geschöpf deiner Phantasie, ein Kind deiner menschlich-allzumenschlichen Sehnsüchte nach Liebe und Freiheit. Wenn Papinsky dich dieser Phantasie entfremdet, dann bist du nur noch ein Blatt im Wind. Er wird sich dann als Sieger fühlen. Doch da täuscht er sich. Papinsky glaubt, er müsse nur deine menschliche Identität zerstören, um auch mich zu zerstören. Daran habe ich selbst bis vor kurzem noch geglaubt.“

Nun aber weiß ich, dass ich mich geirrt habe. Im magischen Reich der Phantasie werde ich weiterleben und weiterkämpfen gegen Papinsky, auch wenn du dich längst in einen Paraviten verwandelt hast. Dann werden wir Feinde sein, aber die Erinnerung an unsere wunderbare Freundschaft werde ich niemals verlieren. Und ich werde nie vergessen, dass Du mir mein Leben geschenkt hast – ein Leben aus dem Stoff der Phantasie, die wirklicher ist als die Wirklichkeit.“

„Baalzebul wird mir beistehen!“, rief Seferlyn. „Er ist mächtiger als Papinsky!“

„Du irrst dich!“, sagte Esther. „Baalzebul ist nur ein sanfter Hauch, der aus einer Welt jenseits von Phantasie und Realität zu uns herüberweht. In der Menschenwelt besitzt Baalzebul keine Macht. Er besteht überwiegend aus Proto-Photonen, von denen sich einige, wenn sie mit Raum-Zeit-Korpuskeln zusammenstoßen, in Photonen verwandeln. Daher ist Baalzebul immer in einen milden Lichtschein gehüllt, der wogende Baumwipfel umschmeichelt oder durch Museumsfenster über spätherbstliche Stillleben huscht.“

Seferlyn sagte, dass er kein Physiker sei und daher ihre Aussagen über Proto-Photonen und Raum-Zeit-Korpuskeln vermutlich nicht verstünde, nicht wirklich. Esther entgegnete, dass es sich hier um eine poetische Physik handele. Wer vorurteilsfrei der Musik dieser Begriffe lausche, dem erschließe sich deren Bedeutung intuitiv.

„Warum will Papinsky mich in einen Paraviten verwandeln?“, fragte Seferlyn.

„Weil Menschen in ihresgleichen zu verwandeln für Paraviten die einzige Möglichkeit ist, sich fortzupflanzen. Ihre Körper sind steril, weil sie mit fremder Zeitenergie geschaffen wurden!“, sagte Esther. „Die Ex-Menschen werden allerdings nicht als gleichrangig behandelt. Sie bilden vielmehr eine Sklaven-Kaste.“

Als Seferlyn ein Geräusch hörte, das dem Gurgeln nach dem Zähneputzen ähnelte - sich aber durch eine beispiellose Obszönität auszeichnete, so als ob sich das Zähneputzen zu einem unbeschreiblich perversen Akt gesteigert hätte -, wachte er auf. Die Schwärze vor seinen Augen erlebte er als Verheißung der lang ersehnten Heimat. Sie schien gefaltet wie ein antikes Gewand. Grotteske Gedanken rankten sich um dieses Gewand. Seinen Saum wollte er küssen. Versinken wollte er in seinen Falten. Rosenduft lag in der Luft. Doch blutrünstig aufjaulende Kreissägen machten Seferlyn klar, dass er mitnichten außer Gefahr war. Denn er war keineswegs in seinem Bett aufgewacht. Schwärze, Rosenduft, Kreissägen... Das passte nicht zusammen, das ergab keinen Sinn, es sei denn, man deutete es als Teufelei Papinskys.

Und in der Tat: Scheinwerfer flammten auf. Papinsky stand überlebensgroß vor ihm - als Marmorstatue. In seiner steinernen Faust hielt er einen großkalibrigen Revolver. Aus dem Lauf quoll violetter Rauch. Stück für Stück und Schlag auf Schlag wurde die Marmorstatue durch bekleidete menschliche Körperteile ersetzt: Zunächst ein Kopf mit korallrotem Barett, dann ein Oberkörper mit feldgrauer Jacke, schließlich der Unterkörper mit schwarzer Hose und Schuhen. Nachdem diese Verwandlung abgeschlossen war, schoss Papinsky. Die Kugel fuhr in Seferlyns rechten Oberarm. Ein zweiter Schuss traf ihn in den Bauch, ein dritter ins Herz.

Seferlyn starb nicht im biologischen Sinne, denn die magischen Kugeln, die Papinsky auf ihn abfeuerte, hinterließen keine physischen Spuren. Aber seine menschliche Seele versank in einen

Zustand des Scheintods, während sein entseelter Körper bei bester Gesundheit weiterlebte. Sein Bewusstsein wurde uneingeschränkt von den Paraviten kontrolliert, obwohl er den Eindruck erweckte und selbst daran glaubte, immer noch ein Mensch zu sein. An seine Erlebnisse in Papinskys Welt konnte er sich nicht mehr erinnern. Der Professor hatte ihn wieder ins Reich der alltäglichen Übereinkunft entlassen. Es gab kein Entrinnen.